

Allgemeine Wochen-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahltische 6 Thlr.,
mit Stahltischen 8 Thlr.

L i a n e.

Novelle

von

Arthur Stahl.

(Fortsetzung.)

6.

Es war einige Wochen nach dem Tage, an welchem Liane den Strauß Rosen erhalten hatte und noch immer war sie im Zimmer gefangen. Doch ließ sie sich diese Gefangenschaft gern gefallen und mehr als je war ihr kleines Boudoir ihre Welt. Erst der Mai brachte in diesem Jahre jene glänzenden Frühlingstage, welche schnell entschädigen für die trübe Winterzeit und das Herz mehr erfreuen als alle die kommenden Blüten zusammengenommen.

Die Sonne schickte warme Strahlen in Lianens Gemach und sog aus den Hyacinthen am Fenster die süßen Düfte, von welchen es durchzogen war.

Liane ging auf und nieder und blickte von Zeit zu Zeit auf den blühenden Garten hinaus. Nichts in ihrem Aeußeren oder ihren Bewegungen verrieth, daß sie noch eine Genesende war, wenn nicht das Häubchen auf ihren blonden Flechten und die zarten schmalen Hände. Plötzlich blieb sie lauschend stehen und Schritte auf dem Corridor näherten sich. Der Bediente meldete

Mr. Ruisdale und gleich darauf stand dieser selbst auf der Schwelle.

Es war das erste Mal nach vielen vielen Wochen und einige Augenblicke kam kein Wort über Beider Lippen. Dann trat Antonio schnell auf Liane zu und reichte ihr in jener ungezwungenen Weise die Hand, welche ihm eigen war. Sie legte die ihrige hinein und er berührte sie leise mit seinen Lippen.

Berließ Liane, die junge Frau von Erziehung, so ganz die gefällige Gewohnheit der Form, daß sie einen Augenblick so unfähig war ihre Bewegung zu verbergen wie ein junges Mädchen, das zum ersten Male sein Herz von den Bogen des Gefühls erzittern fühlt und ans Fenster trat, um seinem Blicke nicht begegnen zu müssen..? Antonio war ihr gefolgt. Drüben der Pavillon, welchen er bewohnte, lag im Sonnenschein, umgeben von blühenden Kirschbäumen und eines der Fenster reflectirte glänzend die Strahlen.

„Wie lange hat jenes Fenster mir gewähren müssen was Sie mir versagten, Mrs. Schleiden!“ sagte er leise.

Liane zuckte zusammen und erwiderte nichts, aber sie wandte sich gefaßt zu ihm und forderte ihn mit einer Bewegung der Hand zum Sitzen auf. Und nun begann sie schnell jene Conversation, welcher jede Frau fähig ist, wenn sie die Laute des Herzens unterdrücken muß. Antonio ging gewandt darauf ein; aber in dem leichten Beben Beider Stimmen, in der sanften Erregung ihrer Züge, in dem Schimmern ihrer Augen war Etwas, das man in der „heißen Wüste“ der Welt

nicht findet. Als Antonio sich erhob, um sich von Liane zu verabschieden, blieb sie zögernd stehen.

„Darf ich Ihnen meinen Kleinen zeigen, Mr. Ruisdale?“

Sie schellte. Die Wärterin kam. Sie nahm das rosige Kind und hielt es ihm lächelnd und erröthend hin. Beide beugten sich eine Weile über den schlafenden Kleinen. Als Antonio sich wieder aufrichtete, war er sehr bleich und Lianens Mutter würde wieder um seine Gesundheit besorgt gewesen sein. Liane bemerkte es nicht, sie war zu sehr in der Bewegung des Augenblickes befangen.

Mr. Ruisdale klopfte noch an Ulrich Schleidens Wohnzimmer und als Niemand auf sein Klopfen antwortete, trat er ein. Es war leer. Er trat hier vor Lianens Bild und betrachtete es eine lange Weile. Dann verließ er schnell das Haus und sprang in den kleinen Rachen, der seiner am Ufer wartete und dessen Ruderschläge Liane oft tief in der Nacht gehört hatte.

Auf der Blumenterrasse seines Pavillons erwartete ihn ein junger Mann von seltsamer Erscheinung, klein, verwachsen, mager, von großer Beweglichkeit und klug blitzenden Augen, was für die übrigen Mängel entschädigte. Antonio begrüßte ihn äußerst herzlich. Die Bekanntschaft mit diesem jungen Gelehrten war auch eine von den Sonderbarkeiten, welche man Mr. Ruisdale in der Gesellschaft anrechnete. Einige behaupteten, er verkehre fast ausschließlich mit dem „Bücherwurm“, um sich selbst in den Ruf der Gelehrsamkeit zu bringen. Andere sagten, er thue es aus Klugheit, weil er den beißenden Spott des verbitterten, von Allen vermiedenen Menschen fürchte; die Frauen endlich meinten, er habe seiner Schönheit eine Folie geben wollen. Und wirklich konnte man, als sie in der Allee dem Pavillon zuschritten, kein ungleicheres Paar sehen, keine vollendetere Erscheinung als die Antonios und keine, welche mehr einer Caprice der Natur glich als die Gilbert Ortegos.

„Ortego ist ein Mensch, mit dem man schweigen kann,“ hatte Antonio auf verschiedene Fragen geantwortet, und keine Vermuthung, welche ihm schlaue Berechnung zutraute, paßte auf dieses Verhältniß. Er folgte einem Zuge seines Wesens, welches ihn drängte sich des Gemiedenen anzunehmen und dem zu mißtrauen, was äußern Glanzes wegen von der Gesellschaft gefeiert wird. Auf diese Weise hatte er sich einen Freund erworben, der willig für ihn sein Leben gelassen hätte. Sie traten in Mr. Ruisdales Zimmer,

ein sehr einfaches Gemach, dessen Hauptzierde darin bestand, daß es der Gärtner täglich mit frischen Blumen schmückte. Jeder von ihnen setzte sich an ein Fenster, das auf den Fluß hinauschaute und Antonio schien Lust zu haben seinem Freunde gegenüber von seinem Rechte Gebrauch zu machen. Nach einer Weile jedoch brach er plötzlich das Schweigen.

„Es giebt keinen Ausweg, Ortego, ich muß fort!“

„Sie sind drüben gewesen, Antonio?“

„Ich bin krank.“

„Sie haben Liane Schleiden wiedergesehen?“

„Dr. Härtel wünscht, daß ich in ein südliches Klima gehe.“

„Ach der berühmte Doctor, Herrn Ulrich Schleidens Hausarzt! Hat er Ihnen genau die Gründe gesagt, warum er Sie fortschicken will?“

„Sie hören doch — ich bin krank.“

Gilbert Ortego sah Antonio einige Augenblicke forschend an.

„Ja, Sie sind krank, Antonio. Sie müssen fort und bald. Reisen Sie morgen. Der schnellste Entschluß ist der beste.“

Antonio antwortete nicht gleich.

„Halten Sie mich wirklich für so krank, daß ich die Abreise nicht noch einige Wochen aufschieben könnte, Ortego?“ fragte er nach einer Weile.

„Sie dürfen die Reise keinen Tag länger aufschieben,“ erwiderte dieser sorgsam seine Züge bemerkend, in welchen Antonio zu lesen versuchte. „Jeder Tag verschlimmert das Uebel. Versprechen Sie mir, morgen zu reisen?“

„Sie sind so dringend, Ortego, wie Doctor Härtel. Vom Arzt begreife ich das, vom Freunde —“

„Begreifen Sie das nicht, Antonio,“ sagte Ortego, dem daran lag den Gemüthszustand seines Freundes genau zu erforschen und ein Lächeln, das einen sonderbaren Contrast zu seinen scharfen Zügen bildete, flog über seine Lippen.

Antonio bemerkte das Lächeln, und in seinem reizbaren Zustande verletzte es ihn noch mehr als die Worte des Freundes, aber er war zu stolz es auszusprechen. Er fühlte nur das Weh, welches schon sein Herz erfüllte, um einen bitteren Tropfen vermehrt. Abgewandt, den Kopf in die Hand gestützt, saß er schweigend da. Nach einer Weile trat Ortego zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Wollen Sie mich als Begleiter?“ fragte er mit ganz verändertem Tone und fast schüchtern, da es galt

darán zu glauben, daß Jemand auf seine Zuneigung, die so oft Zurückweisung erfahren hatte, Werth legen könne. Antonio wandte sich schnell und erstaunt um.

„Das wäre das Einzige was mir den Abschied erleichtern könnte!“

„Ruhén Sie jetzt, Antonio,“ sagte Ortego. „Sie leiden und müssen sich schonen.“

Kaum hatte Ortego den Pavillon verlassen, so schwand der milde Ausdruck, um dem bitteren und harten zu weichen, welchen seine Züge gewöhnlich trugen, allmählig dort eingegraben.

Schon als Knabe seiner häßlichen Körpergestalt wegen dem Spott und dem Gelächter seiner Kameraden ausgesetzt, hatte er angefangen sich unglücklich und isolirt zu fühlen und als er reif genug war, um einzusehen, daß die Natur ihm zur Ausgleichung einen scharfen Verstand verliehen hatte, den er benutzen könne, um sich Achtung und Geltung zu verschaffen, war bereits jedes weiche Gefühl zurückgeschencht in die Tiefe seiner Brust und er machte nun selbst von der Waffe des Witzes und des Spottes den grausamsten Gebrauch gegen die Gesellschaft, die er verachtete, — aber die Rache befriedigte ihn nicht; er blieb unglücklich und blieb isolirt.

Welch eine Veränderung in diesem verwüsteten Herzen, das auch nie von der heilenden Macht der Frauenliebe berührt war, vorging, als Antonio sich ihm in seiner offenen und freimüthigen Weise näherte, wird wohl kaum von denen verstanden werden können, welche vom Geschick begünstigt leicht Zuneigung gaben und empfangen, dafür aber auch ihr Wesen tausendfach zersplitterten und die Fähigkeit verloren, Alles was sie zu geben hatten, nach schmerzlichem Entbehren auf einen Gegenstand zu concentriren.

Schon nach kurzer Bekanntschaft erkannte Ortego in dem jüngeren Manne einen intelligenten Geist, eine edle und fein organisirte Natur und so erwuchs auf dem Boden eines tief empfänglichen Gemüths jene Leidenschaft für Antonio, die von nun an über sein Leben bestimmte.

Am Abend desselben Tages erhielt Ortego folgenden Brief von Antonio Ruisdale.

„Ja, Ortego, ich war drüben und ich hatte Liane wieder gesehen. Ich ging mit der Hoffnung zu ihr, daß viele Wochen der Trennung die Macht gebrochen hätten, welche ihre Gegenwart auf mich übte, aber der erste Blick in ihr liebliches Gesicht lehrte mich, daß ich mich getäuscht. Und auch sie hatte nicht verges-

sen, auch sie war bewegt — ich fühlte es am Zittern ihrer Hand und an der Befangenheit, mit welcher sie mich begrüßte.

„Ich muß fort, Ortego! Begreifst Du die Qual — die Frau, welche meine erste Liebe ist, wie sie meine einzige sein wird, wiederzusehen — zum ersten Male erröthend unter meinem Blicke, bebend beim Klange meiner Stimme — mit ihrem Kinde im Arm, das sie als ein neues unzerreißbares Band dem Gatten verbindet, den sie nicht liebt? Mit ihrem Kinde, zu welchem jetzt die natürliche Regung sie hinzieht, aber das geboren wurde, ehe sie die Liebe kannte und dessen Dasein ihr reines und keusches Herz zuerst mit Schreck empfand wie die Enthüllung einer verbotenen Verbindung?“

„Begreifst Du, Ortego, wie es die Qual erhöht, wenn ich sehe, wie dieses kindliche Weib trotz ihrer Resignation den Muth des Herzens besitzt, zu verdammen was das Gesetz rechtfertigt und die Welt heilig spricht?“

„Ach und zu fühlen, daß sich uns ein Himmel erschlossen haben würde, wenn es mir vergönnt gewesen wäre ihre Seele leise und zärtlich zu lösen aus ahnendem Traume!“

„Ich muß fort — das steht unwiderruflich vor mir, aber früher dachte ich nur an meinen Schmerz bei der Trennung, jetzt fürchte ich, jetzt hoffe ich, Ortego, daß auch sie darunter leiden würde. Kann ich die Trennung nicht hinauschieben, wenn ich darüber wache sie nicht in den Kampf hineinzureißen? Was liegt daran, ob ich meine Kräfte aufzehre? Das Leben ist werthlos für mich ohne sie. Ich will bleiben bis mir die Kraft versagt ihr zu verbergen, wie ich sie liebe und ihren Gatten zu schützen vor meinen Wünschen.

„Wenn der Augenblick kommt, will ich Dich rufen, Freund, bis dahin — frage mich nicht!“

7.

Ortego fragte nicht, aber er gab auch nicht so gleich die Hoffnung auf seinen Freund zur baldigen Trennung zu bewegen.

Zuerst war es die wirkliche Besorgniß um Antonios Gesundheit, welcher die feuchten Nebel der Seestadt durchaus nicht zusagen wollten, dann war es ihm unerträglich den einzigen Menschen, den er in der Welt liebte, leiden zu sehen und endlich hob die Lage der Verhältnisse, im Verein mit dem Urtheil der Gesellschaft über solche Fragen, die Schroffheit seines

Charakters, welche durch Antonios Umgang gemildert war, von Neuem hervor. Er beurtheilte Ulrich Schleiden zu streng, weil er ihn zu wenig kannte und warf ihm unverzeihlichen Egoismus vor, daß er Liane zu seiner Frau gemacht, ehe sie gewußt, was sie thue.

Die Heirathsfrage der Gegenwart war überhaupt eine von denen, welche ihn stets in Aufregung brachte. Die junge Herrenwelt, welche Antonio aufsuchte, mußte das vielfach empfinden.

„Ihre Seele verkaufen Sie für Geld!“ pflegte Ortego loszubrechen. „Der Eine bewirbt sich um ein Mädchen von ungesundem widerwärtigem Aeußern und ladet die Krankheit der folgenden Generation auf sein Gewissen um des Geldes willen. Der Zweite war verlobt mit einem hübschen jungen Mädchen, hat aber eine Abneigung gegen sie gefaßt, weil er in Erfahrung gebracht, daß sie nicht so reich ist als er erwartete und ist zu dem Entschluß gekommen das Verhältniß abzubrechen. — Er hat schon darüber gesprochen und zu verschiedenen Malen den Tag bestimmt. Nun ist er aber in Geschäftsverbindung mit ihrem Vater, die kaufmännischen Chancen ändern sich mit jedem Tage und er will doch eine günstige erwarten, denn er ist ein speculativer Kopf. So verschiebt er von einem Tage zum andern die Auflösung, küßt das Mädchen, schachert mit dem Vater, bis die Course auf die möglichste Höhe für ihn gestiegen sind und sich ein kaufmännischer Coup damit verbinden läßt, der ihn schnell über die kleine Nebensache, ein Herz gebrochen zu haben, tröstet!“

Wochen vergingen, ohne daß Antonio das leiseste Wort über seinen Entschluß sprach oder Ortego zu fragen wagte. Er pflegte seine Blumen im Garten und pflückte die schönsten, die er zuweilen fortschickte, öfter aber auf seinem Arbeitstische welken ließ und dann den Tag über düsterer und melancholischer war als gewöhnlich; während seine Stirn bleicher und bleicher wurde.

Die Rosen begannen zu blühen und auch Liane glück der Rose, die ihren Kelch den Sonnenstrahlen öffnet. Wie die Blume, unbewußt, sog auch sie von dem Lichte ein, das alles Lebens Quelle ist. Das Weib soll lieben und je unverdorbenere sie ist, desto unfehlbarer wird sie es thun, wenn sie den Gegenstand findet, der bestimmt ist ihr Herz zu berühren.

Ulrich Schleiden mußte dafür büßen, daß er dieses heilige Gebot mißachtet hatte; doch machte er sich die Gründe seiner Enttäuschungen noch nicht klar und

sah am allerwenigsten, wer den Platz in Lianens Herzen einnehme, den er sich ersehnt.

Es geschieht wohl, wenn wir Jemand begegnen und uns dann umsehen, daß er schon viel weiter fort ist als wir meinten. Das liegt darin, daß wir nur die Schritte berechneten, welche wir gemacht haben und nicht auch die zählen, mit welchen er sich von uns entfernte. So ist es auch mit geistigen Entfernungen. Liane und ihr Gatte versuchten sich dieselbe zu verhehlen. Ihr Verhältniß wurde gezwungener; sie beobachteten immer ängstlicher bestimmte Formen — sie bedienten sich der Verkehrsmittel, welche bequem und erleichternd im Umgange mit Fremden sind, aber gefährlich, wenn sie zwischen Engverbundenen die natürlichen Bewegungen des Herzens ersetzen sollen.

Lianens Herz war so jungfräulich geblieben, daß nichts von dem Frauenbewußtsein, welches Verhältnisse wie das ihrige zu Antonio so oft schnell reißt und leidenschaftlich färbt, weil die Schüchternheit des zagenden Mädchens nicht zu überwinden ist, in ihre Neigung zu ihm übergegangen war. Die zwei vergangenen Jahre waren in ihrem Gedächtniß wie erloschen, wenn Antonio bei ihr war, und er erschien ihr so völlig anders wie jeder andere Mensch den sie gekannt hatte, daß sie wirklich glaubte in ihm den ersten Mann zu sehen. Es war das erste verschwiegene unaussprechliche Sehnen eines Herzens, das zur Liebe geschaffen ist und nur in ihr seine Kraft entfalten kann. Und je stärker diese Empfindung wurde, desto schüchterner und zurückhaltender zeigte sich Liane. Nur ihn in ihrer Nähe wissen wollte sie, mit Andern im Gespräch, damit sie still an seinen Zügen hängen könnte und sich verlieren im Fühlen seiner Gegenwart.

In solchen Augenblicken, wo sie sich geschützt wußte vor sich selbst und ihn doch sah, zuweilen leise ihr Kleid streifend, und seine Stimme — von welcher sich öfter der Klang als das Wort an sie richtete — über die Saiten ihres Herzens zitternd, fühlte sie sich vollkommen glücklich und mit feuchten Augen emporblickend sah sie am Himmel das eine selige Wort mit tausend Sternen geschrieben.

Wenn er sich ihr dann näherte und in seiner sanften und sinnigen Weise zu sprechen begann, geschah es wohl, daß sie nicht fähig war ein Wort über ihre Lippen zu bringen. Dann schwiegen sie oft Beide lange, Liane vergessend, daß es noch eine Welt außer ihnen gäbe, Antonio verstehend und bebend. Er hatte Kraft gehabt so lange ihm noch ein Zweifel daran

blieb, ob auch Liane von dem Pfeile getroffen sei, nun verließ ihn fast der Muth, denn er fühlte selig und verzweifelnd, daß er — scheiden müsse.

Die Nachtigallen zogen fort, die Rosen verblühten und ein schwüler Sommer war über die beiden jungen Herzen hingegangen. Liane ahnte, daß Etwas kommen und ihre stille Seligkeit zerstören werde, Antonio wußte es und wußte, daß dieser zerstörende Schlag die Geliebte treffen müsse von seiner Hand.

Vergebens drängten ihn der Arzt und der Freund den Süden zu suchen und nicht den rauhen Herbst des Nordens abzuwarten; er würde nicht gegangen sein, wenn ihm nicht Lianens Ruhe theurer gewesen wäre als sein eigenes Glück. Sie weckte in seinem Herzen jene wunderbare Sympathie, welche des Andern innerstes Leben fühlend erkennt lange ehe noch der Gedanke Gründe dafür anzugeben weiß. Wäre Liane frei gewesen, so würde Antonio schon nach wenigen Wochen der Bekanntschaft die Frage gewagt haben, ob sie ihr Loos an seines knüpfen wolle; so harnte das heimliche Feuer verzehrend des Augenblicks, wo es in Flammen aufschlagen mußte.

Lianens Gemüthszustand hatte sich zu einem solchen Grade gesteigert, daß es ihr keine Ruhe ließ, was sie auch beginnen mochte und sie vor den eigenen Gedanken und vor dem eigenen Herzen floh wie der Vogel vor dem hereinbrechenden Gewitter.

An einem dieser Tage erschien ihr das Haus absonderlich öde und unbelebt, sie ging aus den leeren Gemächern durch den Garten hin und her, zwecklos suchend, ruhelos wie ihr flatterndes weißes Gewand im Winde.

Wünschte sie, ihr Gatte möchte aus der Stadt zurückkommen? Warum blickte sie so lange auf den Weg hinaus, der zur Stadt führte? Es war nicht die Stunde, welche ihn zurückzubringen pflegte und sonst achtete sie nicht so genau darauf. Sie trat in das Palmenhaus, welches an seine Zimmer stieß, durch Glastüren mit demselben verbunden. Es war eine schwüle feuchte Luft darin, ganz erfüllt von den narkotischen Düften der Tropenblumen. Orchideen von glühenden Farben hingen mit ihren seltsamen Schmetterlingsgestalten in leichten Bogen unter dem grünen Dache der Palmen und Magnolias. Liane pflückte eine der langen weißen Blüthendolden und berührte sich Augen und Mund mit der kalten sammetweichen Blume, begierig den starken Duft einathmend.

„Der Duft wird Sie betäuben, Madame Schlei-

den,“ sagte eine Stimme leise und, die blauen Augen blitzend von Leidenschaft, stand Antonio vor ihr.

„Ich wünschte es,“ flüsterte Liane, wirklich schwankend.

„So betäube Dich an süßerm Gifte!“ sagte Antonio außer sich und ein heißer Hauch auf ihren Lippen drängte Seligkeiten in den Raum einer Secunde.

Liane lehnte sich an den Stamm der Palme, mit der einen Hand die feuchten Augen bedeckend, die andere flehend nach Antonio ausgestreckt.

„Ich habe nicht gewagt diesen Augenblick zu erflehen, aber nun er uns geschenkt wird, fliehen Sie nicht — o fliehen Sie nicht! Warum frage ich nicht, ob Sie fühlen wie ich, Liane? Warum weiß ich es als wären die Schläge Ihres Herzens die meinigen? Hat nicht der erste Blick unser Verhängniß entschieden? So lassen Sie mich jetzt in Ihren Augen lesen, ob ich Sie den Rücksichten entreißen darf, die uns trennen ...“

„O sprechen Sie es nicht aus!“ flehte Liane.

„So müssen wir scheiden. Sagen Sie, daß ich gehen soll, sag' es, wenn Du den Muth hast, Liane...“

Liane antwortete nicht, denn sie lag ohnmächtig in seinen Armen.

Antonio trug sie aus dem schwülen Raume in das angrenzende Zimmer. Die kühle frische Luft des weiten Gemaches verwehte die Schauer der Aufregung von seiner Stirn und der Schmerz des Abschieds, der nun folgen mußte, gewann die Oberhand. Athemlos über sie gebeugt, lauschte er ob sie erwache und das Bewußtsein der Schuld pochte mit heißem Vorwurfe an sein Herz.

Noch einen Blick in ihr liebliches Gesicht und der Gedanke an sie endete schnell seinen Kampf. Er nahm die welken Blumen, die sie am Busen trug, berührte leise ihre Stirn und — Liane war allein.

8.

Nach einer fieberisch durchwachten Nacht hatte Liane den neuen Tag mit einem Gefühle begonnen als lägen Wochen zwischen heute und gestern.

Sie war allein — so allein, daß ihr vor ihrer Einsamkeit graute. Niemand hatte ihr gesagt, daß Antonio abgereiset sei, aber sie fühlte es an ihrem bittern Weh.

Sie trat an das Fenster. War es über Nacht Herbst geworden? So bleischwer hing der Himme

auf den Fluß herab! Sie blickte hinüber nach Antonios Hause und Thränen stürzten über ihre Wangen. Alle Fenster waren geöffnet und weiße Möven, die vom Meere kommend die Regenzeit verkünden, flogen um das Dach.

Sie wagte nicht hinüberzuschicken, um sich Gewißheit zu verschaffen; sie hätte nicht gewußt wie sie seinen Namen über die Lippen bringen sollte. Sie sah lange, lange hinüber; es änderte sich nichts. Liane hatte noch Niemand, der ihr nahe stand, durch den Tod verloren; aber sie glaubte, daß es so sein müsse.

Langsam schlichen die Stunden und ihr Alleinsein wurde ihr immer peinlicher. Endlich sah sie den Arzt kommen und ging hinab. Doctor Härtel war in gleichgültigem Gespräch mit ihrem Gatten. Er begrüßte sie aufmerksam und seine scharfen grauen Augen hefteten sich fest auf sie. Er sprach sogleich von ihrem angegriffenen Aussehen und begann ein ärztliches Examen, welches sie so schnell wie möglich damit zu enden versuchte, daß sie sagte: sie fühle sich vollkommen wohl. Doctor Härtel schwieg einige Augenblicke.

„Mr. Knissdale befindet sich auf dem Wege nach Madeira,“ sagte er dann ruhig zu Ulrich Schleiden, sah aber gleich darauf Liane an. Sie war todtbleich geworden und ihre Hand faßte krampfhaft die Lehne ihres Stuhles. Sie fühlte, daß sie keine Silbe weiter hören könne und erhob sich.

„Sie sind doch unwohl, Madame Schleiden!“ sagte Doctor Härtel, als er sah, daß sie schwankte; sie aber zwang sich zum Lächeln. Sie war sich ihres Unrechts gegen ihn bewußt, aber seit sie jene Worte aus seinem Munde gehört hatte, haßte sie ihn.

„Ich hoffe, Herr Schleiden, Sie sind mir dankbar, daß ich Antonio Knissdale fortgeschickt habe?“ sagte Doctor Härtel, als Liane fort war. Schleiden sah ihn erstaunt an und Doctor Härtel bemerkte sogleich, daß er nicht verstanden werde.

„In sofern es sich um seine Gesundheit handelt. Aber ich hoffe, daß nicht diese Rücksicht allein ihn bestimmt hat nach dem Süden zu gehen. Antonio war ein angenehmer Gesellschafter und wir werden ihn vermissen.“

Doctor Härtel schwieg und blickte seinen Freund an, doch erwähnte er der Sache nicht weiter. Er hatte sich getäuscht, als er glaubte, Ulrich Schleiden in seinen eigenen Gedanken zu begegnen.

Schleiden ging hinauf zu Liane. Er war auch der Erste gewesen, welcher ihr am vorigen Tage Theilnahme und Sorgfalt erzeigte, als das Rollen seines

Wagens sie aus ihrer Ohnmacht geweckt. Sie nahm es in Demuth, in kindlicher Dankbarkeit an; ja wenn nicht ein Etwas sie zurückgehalten hätte, sie würde sich an seine Brust geworfen haben. Nicht ihre Mutter, nicht eine Freundin — Ulrich wäre der einzige Mensch gewesen, dem sie sich hätte anvertrauen können. Aber die Furcht, ihm weh zu thun, schreckte sie und sie scheute sich seinen Augen zu begegnen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Bemerkungen über die Liebe von Victor Hugo.) In den 7. Bande seiner „Armen und Elenden“ giebt Hugo eine reizende Liebesepisode und dabei viele Bemerkungen über die Liebe, 3. B.:

Wie betrübt ist das Herz, wenn es durch Liebe betrübt ist!

Welche Leere, wenn das Wesen fehlt, das allein die Welt erfüllt! Ach, wie wahr ist es, daß der, welcher liebt, Gott wird! Man könnte meinen, Gott wäre eifersüchtig auf ihn, wenn nicht der Allvater die Schöpfung für das Herz und das Herz für die Liebe bestimmt hätte.

Manche Gedanken sind Gebete. In manchen Augenblicken liegt die Seele auf den Knien, welche Haltung der Körper auch habe.

Die Liebenden, die von einander getrennt sind, ersetzen die Abwesenheit durch tausend eingebildete Dinge, die doch ihre Wirklichkeit haben. Hindert man sie einander zu sehen, können sie einander nicht schreiben, so finden sie eine Menge geheimnißvolle Dinge, mit einander in Verbindung zu treten: sie senden einander den Gesang der Vögel zu, den Duft der Blumen, das Lächeln der Kinder, das Licht der Sonne, die Seufzer des Windes, das Funkeln der Sterne, die ganze Schöpfung. Warum auch nicht? Alle Werke Gottes sind geschaffen, der Liebe zu dienen und die Liebe ist mächtig genug, der ganzen Natur Aufträge zu erteilen.

Die Zukunft gehört noch weit mehr dem Herzen als dem Geiste. Lieben ist das Einzige, das die Ewigkeit beschäftigen und ausfüllen kann. Das Unendliche bedarf des Unerschöpflichen.

Die Liebe ist ein Theil der Seele selbst und von demselben Wesen wie diese. Sie ist wie die Seele göttlicher Funken, wie sie untheilbar, unvergänglich, unzerstörbar.

Der Liebe genügt nichts. Hat man das Glück, so wünscht man das Paradies; hat man das Paradies, so ersehnt man den Himmel.

Die Liebe hat Kindereien, die andern Leidenschaften haben

Kleinlichkeiten. Schande den Leidenschaften, die den Menschen klein machen! Ehre ihr, die ihm zum Rinde macht!

O Ihr, die Ihr nebeneinander, Hand in Hand in einem Grabe liegt und von Zeit zu Zeit sanft einen Finger liebkoset! Mir würde dies genug sein für die Ewigkeit.

Ihr, die Ihr leidet, weil Ihr liebt, liebt mehr noch. An Liebe sterben, heißt in der Liebe leben.

Liebt! Mit dieser Kreuzigung ist eine strahlende Himmelfahrt verbunden. In dem Todeskampfe liegt Verzückung.

O Vogelstube! Weil sie das Nest haben, singen sie.

Die Liebe ist ein himmlisches Einathmen von Paradiesluft.

Wie groß ist es, geliebt zu werden! Wie noch größer zu lieben! Das Herz erfüllt sich durch Liebe mit Heldeuth. Es besteht nur noch aus Reinen; es süßt sich nur noch auf Erhabenes und Großes. Es kann in ihm so wenig ein unwürdiger Gedanke keimen als eine Nessel auf einem Gletscher. Die hohe und klare Seele, die den gemeinen Leidenschaften und Regungen unzugänglich ist, die Wolken und Schatten dieser Welt, die Thorheiten, die Lüge, den Haß, die Eitelkeit und das Elend überragt, wohnt in der Himmelsbläue und süßt nur noch die gewaltige Erschütterung des Schicksals, wie die Gipfel der Berge die Erberschütterungen süßen.

Wenn es Niemanden gäbe, der liebt, würde die Sonne auslöschen.

(Eine Enttäuschung.) Eine der beliebtesten und nebenbei hübschesten Pariser Schauspielerinnen erhielt eines Morgens ein duftendes Billet, begleitet von einem prachtvollen Strauß der seltensten Blumen. Nachdem sie das Bouquet mit ihrem reizenden Näschen willkommen geheißen, erbricht sie den Brief und ist entzückt über die glühende Huldbigung, welche der Schreiber ihren Talenten und ihrer Schönheit darbringt. Man konnte diesen Brief ein geschriebenes Delirium, ein kalligraphisches Fieber nennen. Sie wurde förmlich gerührt von dieser überschwenglichen Sprache und ihre Mißthung verwandelte sich in freudiges Herzklopfen, als sie endlich an folgende Stelle kam.

„Erlauben Sie mir, himmlische Zauberin, daß ich Sie um Ihre Hand, um diese Götterhand bitte, die ic. ic.“

Rasch blidt sie nach der Unterschrift und findet den Namen einer der reichsten und glänzendsten Cavaliere der Hauptstadt. Ueberrascht liest sie den Brief zu Ende, doch wer beschreibt ihren Schrecken, als sie am postscriptum kommt, welches lautet:

„Haben Sie die Güte mich wissen zu lassen, wenn ich, ohne Sie zu stören, Ihnen meinen Formel schicken kann.“

Der glühende Verehrer der schönen Künstlerin, mit dem sie sich schon vor dem Traualtar stehen sah, wollte ihre Hand nur in — Gyps besitzen!!

(Die Japanesen.) Es ist in jüngster Zeit aus Anlaß des Besuchs der japanesischen Gesandtschaft in Paris und London so viel von der Männerwelt dieser interessanten Nation die Rede gewesen, daß wir uns freuen, unsern Leserinnen endlich auch etwas über die Sitten und die Lebensweise der dortigen Frauen mittheilen zu können.

Die Japanesinnen sind nicht schön, doch hat ihr Gesicht trotz des olivenfarbigen Teints etwas sehr Einnehmendes; ihre Bewegungen sind anmuthig und elegant. Ihr Anzug ist dem der Männer sehr ähnlich: er besteht aus einer Menge langer und weiter Röcke, welche übereinander gezogen und durch einen Gürtel über der Hüfte festgehalten werden. Die Schleiße dieses Gürtels ist das äußere Kennzeichen, durch das sich die verheiratheten Frauen von den Unverheiratheten unterscheiden. Die Ärmel sind von einer Weite und Länge, welche unsere Damen sehr geniren würde; besonders die jungen Mädchen schleppen sie geradezu auf der Erde. An dem linken Ärmel ist eine Tasche eingenäht, in welcher sie die kleinen Papierstücke, die sie als Schnupftuch benutzt haben, einstweilen verwahren, um sie bei passender Gelegenheit wegzuworfen. Die Stickereien, mit denen die Kleider der Frauen verziert werden, sind reicher und bunter als bei den Männern. Das Gewand für feierliche Gelegenheiten ist ein blauer Ueberwurf mit eingestickten Blumen von weißer Seide.

Die weibliche Fußbekleidung besteht aus einer Sohle von Holz oder Strohgeflecht, welche durch einen Ring an der großen Zehe festgehalten wird; der Gang der Japanesinnen ist in Folge dessen schlürfend und hat deshalb etwas Schwerfälliges und Unbeholfenes, was aber den Männern eben gefällt. Man legt diese Fußbekleidung an der Thür des Hauses, in das man eintreten will, ab, und geht dann in Socken, welche bis zum Knöchel reichen.

Der Haarputz der Japanesinnen besteht in einem aus den eigenen Haaren gebildeten Turban, zu dessen Befestigung sie sich zahlreicher langer Nadeln von kunstvoll geschnitztem Lackholz bedienen; zuweilen bringen sie auch natürliche Blumen mit an. Die unverheiratheten Damen tragen das Haar in Taubenflügelform frisiert; die von ihren Gatten getrennten Frauen rasiren sich zum Zeichen der Trauer den Kopf vollständig, so daß er aussieht wie eine polirte Kugel.

Die Japanesinnen verbergen ihre natürliche Hautfarbe unter einer dicken Lage weißer und rother Schminke; die Lippen färben sie sich purpurroth. Die verheiratheten Frauen schwärzen sich die Zähne und rupfen sich die Augenbrauen aus.

Die Japanesinnen gehen auf der Straße wie zu Hause im bloßen Kopfe; nur wenn es regnet, tragen sie einen runden Strohhut von außerordentlich feinem Geflecht; als Sonnenschirm dient ihnen der Fächer. Dieser gilt überhaupt dort zu Lande als eines der unentbehrlichsten Bedürfnisse, nicht nur für die Frauen, sondern auch für die Männer aller Stände. Auf dem Fächer nimmt der Japanese das Confect in Empfang, das ihm die Hausfrau vorsetzt, der er einen Besuch macht; der Bettler hält seinen Fächer hin, wenn er um ein

Almosen anspricht; der Stutzer spielt mit dem Fächer, wie unsere Dandies mit dem Spazierstöckchen; die Zuchttruthe des Schulmeisters ist der Fächer; der Priester sammelt die Kirchenspende auf seinem mit Gebeten bedruckten Fächer ein. Die Schulbildung der Frauen unterscheidet sich dort in nichts von der der Männer, so daß man nicht selten Frauen findet, die fast in allen Zweigen des menschlichen Wissens den Doctorgrad erworben haben.

Die Stellung der verheiratheten Frauen ist eine ganz eigenthümliche; sie verfügen frei über ihre Person, gehen zu jeder Tageszeit allein aus und die Männer haben keine andere Garantie für die Treue ihrer Gattinnen als das Ehrgefühl und — die Todesstrafe, welche einem Fehltritt auf dem Fuße folgen würde.

Die Japanesin ist eigentlich mehr ein Möbel als eine Frau; sie muß willig in allen Dingen und zu jeder Zeit nicht nur ihrem Gatten, sondern auch ihrem Vater, ihrer Mutter, ihren Brüdern gehorchen und deren oft einander widersprechenden Befehlen blindlings nachkommen; im Gemeinwesen genießt sie keiner Rechte und ihr Zeugniß hat vor Gericht keine Geltung, der Mann kann seine Gattin verstoßen, diese aber hat nicht das Recht ihn zu verlassen.

Wenn die Frau ihrem Gatten nicht mehr gefällt, was zuweilen vorkommt, so nimmt er so viel unrechtmäßige Weiber in sein Haus als ihm beliebt. Diese stehen zwar rechtlich unter der Gattin, werden aber durchaus nicht als strafbar angesehen; nur dürfen sie sich, zum Zeichen ihrer niederen Stellung, die Augenbrauen nicht rasiren, was sie aber für die Europäer viel hübscher macht als die legitimen Ehefrauen. Nichts ist seltener bei den Japanesinnen als das Verbrechen des Ehebruchs.

Die Frauen, welche in interessanten Umständen sind, werden mit sonderbaren Ceremonien umgeben; sobald der erwähnte Zustand durch die gewöhnlichen Symptome constatirt ist, versammeln sich die Verwandten und Freunde nebst einigen Priestern im Hause, um ihr einen Gürtel von rothem Krepp anzulegen, den sie bis zur Geburt des Kindes nicht wieder ablegt. Unmittelbar nach der Geburt wird die Wöchnerin mit Hilfe von Reissäcken in eine halb sitzende, halb liegende Stellung gebracht, in der sie neun Tage und neun Nächte aushalten muß, ohne sich zu rühren und ohne zu schlafen, wobei sie möglichst wenig Nahrung zu sich nehmen darf, dann muß sie noch weitere hundert Tage zu Hause bleiben, nach deren Ablauf sie in den Tempel geht und ihre Andacht verrichtet. Nun erst darf sie ihren gewohnten Beschäftigungen wieder nachgehen. Das neugeborene Kind wird gebadet und bleibt einunddreißig Tage, wenn es ein Knabe, dreißig Tage, wenn es ein Mädchen ist, völlig nackt. Dann wird es unter Begleitung der Eltern und Dienstleute, welche das Wickelzeug tragen, in den Tempel gebracht und angekleidet. Der Japanese verheirathet sich frühzeitig. Die Mittel, deren er sich bedient, um seinen

Gefühlen Ausdruck zu geben, sind folgende: er legt einen blühenden Zweig an einen bestimmten Ort in dem von der Geliebten bewohnten Hause; nimmt diese den Zweig nicht an sich, so verschmäht sie den Freier, im andern Falle ist er als Gatte acceptirt und färbt sich dann das junge Mädchen die Zähne schwarz, so beweist dies, daß sie nicht nur ihn zum Gatten nehmen will, sondern daß sie auch seine Liebe erwidert.

Einige Tage vor der Hochzeit versammeln sich die Verwandten der Braut, legen alles Spielzeug des jungen Mädchens auf einen Haufen und verbrennen es zum Zeichen der veränderten Stellung, in die sie eingetreten. Mag die Mitgift sonst auch noch so bedeutend sein, an Mobilien bringt eine Japanesin ihrem Gatten gewöhnlich nichts weiter zu als ein Spinnrad, einen Stuhlrahmen und einige Küchengeräthe, denn Stühle, Sophas &c. werden dort sehr vorthellhaft durch Bindematten ersetzt.

Der Anzug der Braut ist, wie in Europa, weiß, mit einem langen Schleier, der ihr im Tode als Leichentuch dient, ein allegorisches Sinnbild, welches bedeutet, daß sie, einmal vermählt, für ihre Familie todt ist.

Die Neuvermählte hat wenigstens einige Wochen lang gute Zeit, während denen sie mit ihrem Gatten allen möglichen Vergnügungen beivohnt, die in Japan außerordentlich zahlreich sind. Vor Allem besucht sie, um mit ihrem Reichtume zu paradien, jeden Abend das Theater, wo sie während der Vorstellung zwei bis drei Mal die Toilette wechselt. Die Schauspielhäuser sind in Japan hierzu eingerichtet; die elegante Damenvelt kommt dort ins Theater, wie wir in Europa auf die Bahnhöfe, das heißt mit einem oder mehreren Koffern, welche diverse Anzüge enthalten. Während jedes Zwischenactes geht die Schöne in das Bouboir ihrer Loge und erscheint beim Aufziehen des Vorhanges in einer neuen Gestalt.

Das Lieblingsvergnügen der Japanesen sind die Gondelfahrten. Ihre Gondeln sind mit echt orientalischem Geschmack und Luxus ausgestattet, des Nachts durch Guirlanden von bunten Papierlaternen erleuchtet und oft vermischt sich der Gesang von Liebesliedern, begleitet von einer Art Guitarre, mit den tactmäßigen Ruderschlägen. Bei diesen Gondelfahrten machen die unbefähigten Japanesen gewöhnlich die Bekanntschaft jener leichtfertigen Frauen, mit denen sie ihren häuslichen Herd verschönern, wenn die Hausfrau allein dies nicht genügend vermag. Es geschieht nicht selten, daß ein reicher Ehemann mit einer ganzen Gondel voll solcher Wassernixen nach Hause kommt und daß die rechtmäßige Gattin bei der Ausschiffung dieser Waare zugegen ist, ohne dem Ungetreuen nur ein Wort des Vorwurfs zu sagen, ja ohne daß ihr Herz sich im mindesten gegen eine Handlungsweise empörte, die auch die gleichgiltigste Europäerin mit gerechtem Entsetzen ansehen würde.

Ob es wohl unter unsern Leserinnen viele geben wird, die, nachdem sie Vorstehendes gelesen haben, noch große Lust verspüren, ihr Loos gegen das einer Japanesin zu vertauschen?

Allgemeine Moden-Zeitung



No. 28.

1862.

Redacteur:
Dr. A. Diezmann.
Leipzig.

Verlag:
Baumgärtner's
Buchhandlung.
Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stabilität 6 Thlr.,
mit Stabilität 8 Thlr.

L i a n e.

Novelle

von

Arthur Stahl.

(Fortsetzung.)

Am Abend desselben Tages wurde ihr Gilbert Ortego gemeldet. Liane hatte ihn nur in Antonios Begleitung gesehen und das gab ihm Geltung in ihren Augen, aber er war nie in ihrem Hause gewesen. Eine innere Stimme flüsterte ihr zu, daß Antonio ihn sende. Seine kleine verwachsene Gestalt und sein häßliches Gesicht erschienen ihr fast schön, weil Antonios Blicke darauf geruht.

Gilbert Ortego haßte die Frauen. Er war selten mit ihnen in Berührung gekommen, er hatte nur Sarkasmus für ihr Ach und Weh und beißenden Spott für das sogenannte Glück der meisten Ehen. Wie kam es, daß, als er vor ihr stand, der bittere Zug aus seinem Gesichte verschwunden war und etwas wie unbezwingliche Bewegung darin zuckte? War es die Anmuth von Lianens Erscheinung, welche ihn schnell mit dem Vorwurfe versöhnte, daß sie für seinen Freund unwiderstehlich gewesen sei? War es das Mitgefühl für Beider Schicksal? Oder eine zornige Anklage an das Schicksal, das seine eiserne Hand zwischen zwei Herzen legte, die für einander geschaffen zu sein schie-

nen? Liane wußte es nicht, aber sie fühlte so schnell Vertrauen zu ihm, daß sie ihm die Hand reichen mußte.

„Ich habe Ihnen das Lebewohl meines Freundes zu bringen,“ sagte Ortego.

Lianens Augen füllten sich mit Thränen und sie beugte den Kopf auf die Hand, damit er es nicht bemerke.

„Haben Sie mir keinen Abschiedsgruß zu sagen für meinen armen Freund? Er erwartet mich in Marseille.“

Nein, nicht in Worten konnte Liane aussprechen was die Bewegung ihrer sonst so stillen Züge verrieth.

Liane versprach eine Botschaft zu schicken, aber — sie that es nicht.

Bergebens hatte sie geseht — der Schleier war zerrissen. Sie hatte sich nichts mehr zu verbergen. Sie wußte, daß sie Antonio liebte, aber sie wußte auch, daß die strahlende Sonne, welche die Blüthe des Daseins erschließen soll, weil es der Schöpfer so gewollt hat, über ihr als ein düsteres Verhängniß aufgegangen war. Sie bangte, glaubte aber, daß ihr Gatte Mitleid haben würde, wenn sie sich ihm anvertrauen könne. Oftmals fühlte sie in den langen kommenden Wintertagen sich dazu fast gedrängt. Sie dachte nicht daran, daß er ihr Vorwürfe machen könne; das Nebelbild war ja zerflossen, bevor sie die Hand danach ausstrecken konnte.

Man sagt, die Liebe erlöschte wie das Feuer, wenn

ihm die Nahrung entzogen wird. Nur die Leidenschaft erlösch, für welche die Gegenwart alles ist. „Abwesenheit vermindert mittelmäßige Liebe und vermehrt starke, wie der Wind Lichter ausbläst und Flammen anfacht.“

Was aus den Wangen und Lippen der jungen Mädchen das Blut saugt und ihre besten Kräfte fordert, ist die verzehrende Sehnsucht nach Liebe, oft nur an einem flüchtigen Blick entzündet und von Träumen genährt.

So litt auch Liane körperlich und ihrem Gatten entging die Veränderung nicht.

Mehr als je gewann die Ehe das Ansehen einer glücklichen. So lange Antonio da war, hatte die Erwartung oder die Erregung Liane wohl launenhaft und unstät erscheinen lassen; jetzt war sie nachgiebig in allen Dingen, wie man es ist, wenn ein großes Unglück hereingebrochen und man nichts Anderes für wichtig genug hält ihm Widerstand entgegen zu setzen.

Ulrich Schleiden und Lianens Mutter schalteten unumschränkt und wurden von Liane nicht daran gehindert, ja sie war ihnen dankbar. Madame Schleiden war eine Frau, von welcher die Engländer mit Stolz gesagt hätten: Es ist gar kein „Unsinn“ an ihr. Schleiden beschäftigte sich nach allen Seiten hin mit dem Thatsächlichen des Lebens und ob in seinem Gemüthe etwas begraben lag, sprach er gegen Niemand aus. Gegen Liane berührte er niemals dieses Gebiet; aber wenn er es gethan hätte, so würden aus Lianens wunder Brust die Bekenntnisse hervorgebrochen sein, selbst gegen ihren Willen.

Der Winter verging und immer größer wurde das Opfer, welches Liane ihrem Gatten brachte an Geselligkeit und Zerstreuungen Theil zu nehmen. Er glaubte sie sollten auch körperlich wohlthätig auf sie wirken, während doch ihre Mattigkeit und Hoffnungslosigkeit mit jedem Tage zunahm. Und was hatte sie denn gehofft? Sie wußte, daß er nicht wiederkehren werde, so lange die rauhen Stürme vom Meere weheten; sie hatte auch nicht erwartet, daß er schreiben werde, sie machte ihm keinen Vorwurf, aber dem Schicksal. Warum hatte es eine Fülle von Gütern auf sie gehäuft, um ihr das Eine was sie sich erbeten zu versagen? Warum sah sie sich beneidet von allen Seiten und konnte nicht tauschen mit dem Geringsten? Warum vermochte sie ihrem Gatten, für welchen doch die treueste Zuneigung fest auf dem Grunde ihres Herzens ruhte, nicht auch jenes heißere Gefühl zu geben,

nach welchem mehr und mehr jeder Tropfen ihres Blutes verlangte? —

9.

So leidend Liane sich auch fühlen mochte, so bestimmt wußte sie, daß Doctor Härtels Arzneien sie nicht wieder herstellen würden und sie bat ihren Gatten ihr dieselben zu ersparen. Ulrich Schleiden sah ihre bleichen Lippen, ihre matten Augen und schüttelte den Kopf.

„Willst Du mit mir reisen, Liane?“ fragte er eines Tages.

„Ja, Ulrich,“ sagte Liane und der Gedanke schon wehte sie frisch an. Schleiden bemerkte den Schimmer der Freude auf ihrem Gesichte und um so rascher waren die Vorbereitungen getroffen, da er überhaupt ein Mann von schnellem Entschlusse war. Lianens Eltern erklärten sich bereit die Sorge für ihr Söhnchen zu übernehmen und in ihren Händen wußte sie ihn so sicher als in den eigenen.

Ehe acht Tage vergangen, waren befanden sie sich auf der Reise. Sie sahen Mitteldeutschland, München mit seinen Kunstschatzen, Tyrol und das Ziel ihrer Reise sollte die Schweiz sein.

Wenn nun die Verschiedenheit zweier Charaktere nirgends lebhafter hervortritt als beim Reisen und dadurch leicht der wohlthätige Zweck für Liane hätte vereitelt werden können; so war doch die Wirkung der neuen Eindrücke so übermächtig, daß daneben alles Uebrige schwand. Es war als ob neues Leben sie durchströmte und als ob sie durch alle Poren das belebende Element einzöge. Die trübe Färbung ihrer Gedanken verschwand im Waldesgrün und das Schlagen ihres Herzens wurde lauter vor der Herrlichkeit der Welt. Mehr als je mußte sie freilich an Antonio denken, aber nicht mehr mit schmerzlicher Sehnsucht, nicht mehr mit dem leisesten Zweifel an ihm; nein — mit der Gesundheit kam ihr auch die Ueberzeugung, daß er sie über Alles geliebt habe und noch liebe. Wenn sie auch nicht wußte, wo er sei, sie fühlte, daß er an sie denke und sie nimmer vergessen könne.

Je weiter sie nach Süden kamen desto heiterer und empfänglicher wurde Liane, aber nichts was sie jemals empfunden, glich der Bewunderung, als die blaue Kette der Alpen, von leichten Nebeln gekrönt, am Horizont aufstieg. Mit jedem Schritte, der sie der Schweizer Natur näher brachte, mit dem ersten Anblicke des Schnees über der grünen Matte; der Seen, der Farbe des Wassers, fühlte sie, warum jede Beschreibung sie bisher so kalt gelassen — weil solche

Schönheit eben unbeschreiblich ist, weil sie gesehen, empfunden sein will. Ulrich Schleiden machte Liane den Vorschlag sogleich in das Herz der Schweizer Alpenwelt zu dringen, das Berner Oberland. Und als sie in Interlaken zuerst unverschleiert das Antlitz der Jungfrau erblickte, da ließ es ihr keine Ruhe näher und näher ihre schaurige Schönheit zu sehen und sie entflohen schnell den gepuderten Gästen Interlakens, die für keinen Ort weniger zu passen scheinen.

An einem wundervollen Morgen in der Mitte des Juli brachen sie von Interlaken auf, um über die Wengernalp nach Grindelwald hinabzugehen, am Staubbach vorüber, den gewundenen Bergpfad hinauf bis sie die Spitze des Berges erreichten von frischgrünem Nadelholz besäumt. Und wie dann hinter dem grünen Kranz eine schneeweiße Spitze der Jungfrau nach der andern aufstieg, den tiefblauen Himmel darüber, brach selbst Ulrich Schleiden in einen Ruf der Bewunderung aus und hielt sein Pferd neben dem Lianens. Nach einem Mittagessen auf der Wengernalp, von den flinken Händen der hübschen vielbekannten Väteli bereitet, brachte ihnen der Nachmittag weniger großartige, aber unendlich lieblichere Eindrücke. Kann man sich einen wechselvolleren und entzückenderen Weg denken als vorüber an der graufigen Majestät des Schreckhorns und Wetterhorns, hinein in die grüne Pracht der mit Alpenrosen bedeckten Berghänge, bevor man den Rosenlaugletscher erreicht? Und den Weg nach dem Reichenbachfalle den rauschenden Strom zur Seite und die beiden mächtigen Schneespitzen als Wächter? Ist etwas der Lieblichkeit der welligen Matte zu vergleichen, etwas ihrem Grün, wenn der Sonnenschein darauf liegt? Und giebt es etwas Poetischeres als die Sennhütten, welche da verstreut liegen, an Felsstücke angelehnt, die leichten Dächer mit Steinen belegt, damit der Wind sie nicht forttrage und beschattet von einem Baum?

In dem lieblichen Grindelwald, wo sie in der Dämmerung ankamen, fühlte Liane nach dem Abendessen das Bedürfnis noch hinauszugehen in den Garten. Sie trat durch die Flügelthüren des Speisesaals hinaus auf die Terrasse und blieb dort stehen, versunken in das prachtvolle Bild vor ihr.

Vor ihr lagen die beiden Felskolosse Schreckhorn und Wetterhorn und in den Schluchten zwischen beiden schimmerte das Weiß der Gletscher. Die zerrissenen Felszacken des Schreckhorns ragten in den gerötheten Abendhimmel und auf dem Schneefelde, welches seine obere Fläche deckte, lag noch der rosige Schim-

mer der Sonne wie Abendglühen. Das Wetterhorn mit seinen weniger wilden aber noch kolossaleren Bildungen hob sich aus tiefem Schatten und lag in fast violettem Lichte, aber an den äußersten Rändern begann der Schnee bereits zu glänzen im silbernen Licht des aufsteigenden Mondes. Liane stand lange auf der Terrasse. Das Herz klopfte ihr, sie glaubte von Dankbarkeit gegen den Schöpfer, der die Welt so schön gemacht hat, aber sie gedachte unwillkürlich des Tages, an welchem sie, von Antonios milden Augen angeblickt, zuerst empfunden hatte was Glück sei.

Und diese Erinnerung wurde plötzlich so mächtig, daß sie sich von Sehnsucht überwältigt fühlte. Sie floh vor der überströmenden Empfindung in ein leichtes Gebüsch und setzte sich auf eine Moosbank. Die Thränen strömten herab und sie verbarg das Gesicht in den Händen ..., doch nur Augenblicke — — dann wurden ihr die Hände leise herabgezogen und Antonio, sprachlos, das Antlitz überströmt von glühender Freude, beugte sich zu ihr herab. Er hatte sie im Saale erkannt und war ihr gefolgt. Liane regte sich nicht. Halb geöffnet die Lippen blickte sie ihn an als sähe sie ein Phantom. Und doch hielt er ihre Hände, doch erwärmte sie der Strahl seiner Augen, doch saß er nun neben ihr.

„Liane,“ sagte Antonio, „sollte ein solcher Augenblick des Wiederfindens nicht Jahre der Schmerzen aufwiegen wie das letzte war?“

Sie stand auf und fragte:

„Machte die Welt Sie nicht glücklich?“

„Sie war glanzlos und freudenlos, weil der Gedanke, der mich hinausgetrieben hatte, mich verfolgte von Ort zu Ort. Sie wissen was mich zurückführt in die Heimath.“

„Sie gehen nach England?“ fragte Liane.

„Nein, nicht nach England. Ich gehe dahin, wo ich eine süßere Heimath gefunden habe...“

Liane wagte nicht weiter zu hören. Sie legte ihren Arm in den seinigen, er verstand und Beide schlugen sie den Weg nach dem Hause ein. Dicht an der Laube, vom Gebüsch fast versteckt, als ein treuer stiller Wächter stand Gilbert Ortego und sie bemerkten ihn nicht, als sie, ganz erfüllt von eigenem Interesse, dicht an ihm vorübergingen.

10.

Ulrich Schleiden vergaß seine Ermüdung bei dieser unerwarteten Ueberraschung und war erfreut in Mr. Ruisdale und Ortego Reisegefährten zu finden,

welche ihm zusagten. Sie durchstreiften seit Wochen die Schweiz und da sie an keinerlei bestimmten Plan gebunden waren, erklärten sie sich sogleich bereit sich ihnen anzuschließen.

Schleiden und Ortego waren in bester Reise-laune, Antonio und Liane strahlten vor Glück, das sie vergessen ließ, daß sie an einem doppelten Abgrunde wandelten. Kein Wort berührte was sie Beide fühlten; Lianen war es genug mit ihm zusammen zu sein. Ein Blick am Morgen verklärte den Tag, ein leises Wort aus der Fülle dessen was darinnen wogte und glühte, vergoldete die Gegenstände, die ihr Auge berührte. Sein Arm war immer da sie zu halten, seine Hand streckte sich aus, um ihren Fuß zu stützen, wenn sie vom Pferde sprang, seine Sorge umgab sie auf jedem Schritt — und Antonio las jede Bewegung des Glücks, welches er ihr bereitete, in dem treuen Spiegel ihrer Züge. War das nicht genug, um ihnen, als der kleine Nachen sie auf dem smaragdenen See wiegte, den Wunsch auf die zitternden Lippen zu locken, nun zu sterben?

Wochen entschwanden wie Augenblicke, und die Alpen, die Zeugen ihres Glücks, blaneten nur noch in der Ferne. Andere Eindrücke folgten, weniger wohlthwend, weniger erhebend, aber bunter und aufregender. In Antonio und Lianen hatte die Idylle der letzten Zeit ausgetönt und leise begann von Neuem der Kampf. Lianens jungfräuliches Wesen entwickelte sich unter den Eindrücken der Gegenwart schnell zu solcher Gesundheit und Fülle, daß es Antonios entzückten Augen nicht entgehen konnte, wie die kindliche Gestalt unter seinen Blicken täglich voller erblühte. Liane war in kurzer Zeit ein wunderschönes Weib geworden und bisweilen glühte in ihren so sanften Augen das Feuer der Leidenschaft auf. Darum wünschte sie die Reise möchte beendet sein, denn die über Alles geliebte Gegenwart Antonios begann ihr zur Qual zu werden in der Nähe ihres Gatten. Sie eilten der Heimath zu.

Liane fand ihren Knaben lieblich und frisch, das Haus glänzend in allen Räumen — nur sie war verändert. Auf Ulrich Schleiden warteten eine bedeutende Menge von Geschäften und er ging mit erneuertem Eifer an die Arbeit.

Antonio endlich schien für den kommenden Winter die früheren Erwartungen der Gesellschaft erfüllen zu wollen; er nahm ein Haus in der Stadt und ließ es aufs Eleganteste einrichten. Freilich hatte die Gesell-

schaft keine Ahnung davon, wie wenig sie den Impuls gebe zu der fieberischen Hast, mit welcher er diese Vorbereitungen betrieb und noch weniger, daß sie nur als Folie dienen sollte seine Neigung zu verherrlichen. Nur zwei Augen verfolgten beharrlich und scharf jeden seiner Schritte, die des Doctor Härtel. Er ließ sich weder über die Motive dieser Handlungsweise, noch durch Antonios Aussehen über den Zustand seiner Gesundheit täuschen, er sah Lianens verändertes Wesen, die Blüthe ihrer Wangen und ahnte wer der Zauberer sei, aber er enthielt sich für jetzt aller Bemerkungen.

Und es kam eine glänzende und berauschte Zeit für Liane und Antonio. Sie sagten sich nicht mit Worten, daß sie einander liebten, aber jeder Blick, jeder Laut, jede Handlung sagte es — ach und sie glaubten dem Vorwurf zu wehren, wenn sie das Wort nicht aussprächen, das immerdar ihre Gedanken erfüllte.

Die Gesellschaft machte „dem reichen Mr. Ruisdale“ gegenüber eine Ausnahme, man besuchte, obwohl er unverheirathet war, seine Feste, bei welchen Liane in ihrer anmuthigen Weise die Honneurs machte; die Mütter führten ihre Töchter dorthin und alle Gäste fühlten sich unwillkürlich von dem Zauber berührt, welcher diesen Gesellschaften ihren Glanz lieh.

So wenig Liane und Antonio auch eigentlich Geschmack an diesen Dingen fanden, so paßten doch jetzt der Schimmer und Luxus in ihre Stimmung. Wie sie früher die Einsamkeit gesucht hatten, so stimmte nun der helle Freudenton besser und im Uebermuth ihres Glückes hatten sie Freude an so viel stummen Zeugen ihrer geheimen Wonne. Auch Liane wollte im Winter ihr Haus als einen der lebhaftesten Mittelpunkte der Geselligkeit sehen und war selbst so thätig im Anordnen, daß Schleiden und Lianens Mutter ihre Verwunderung und ihre Freude darüber hatten.

Auch das Verhältniß Lianens zu ihrem Gatten war für Anderer Augen durchaus nicht gestört; er beklagte sich nicht, er sprach nicht aus ob ihm etwas fehle, Liane bemühte sich ihm überall Annehmlichkeiten zu bereiten und Niemand sah geheime Wunden bluten.

11.

Die Zeit des Glückes ist doppelt beflügelt. Der Winter neigte sich zu Ende, Liane merkte es kaum; ihr ganzes Leben war jetzt ein Gebet an das Schicksal: Laß mir die Seligkeit! Sie sah Antonio täglich

und sie zählten nur die Stunden, welche sie nicht mit einander verleben konnten. Doch vermied Liane stets ihn allein zu sehen, noch immer war es ihr größtes Glück sich in einem großen Kreise mit ihm zu fühlen, im Theater ihn an ihrer Seite, im Wagen ihr gegenüber — zu wissen, daß sie der Abgott seiner Seele sei, wie auch andere Frauen versuchen mochten ihn anzuziehen. Antonio dagegen fing an unter Lianens „Zurückhaltung“ zu leiden. Er achtete sie an ihr, er liebte sie vielleicht um so heißer, er gebot der Leidenschaft Schweigen, wenn er sie zitternd unter seinem Blicke erglühen sah, indem er wagte ihre Hand zu berühren; aber seine Liebe zu der reizenden Frau hatte den Grad erreicht, wo sie anfängt den Kopf und die Grundsätze zu verwirren.

Es war einige Tage vor Lianens Geburtstage. Antonio hatte von ihr erbeten, an jenem Tage einen Ball in seinem Hause geben zu dürfen und die Vorbereitungen ließen vermuthen, daß es der glänzendste der Saison sein werde. Antonios Gesundheitszustand aber hatte tief gelitten und die Sehnsucht nach Lianen zehrte schnell die Kräfte in ihm auf. Er sprach sich oft genug gegen den Freund darüber aus, so daß dieser endlich sich entschloß mit Liane zu sprechen.

„Was Antonio einmal aus eigener Kraft that,“ begann er, „fordere ich heute von Ihnen: Sie müssen ihn fortschicken.“

Athemlos horchte Liane seinen Worten, aber sie antwortete nicht.

„Sie haben sich mehr Besonnenheit bewahrt, Sie haben jetzt die Kraft, welche Antonio damals besaß, Sie müssen handeln. Vielleicht wissen Sie nicht, wie Sie geliebt sind, aber ich sage Ihnen, Antonio wird an dieser Leidenschaft zu Grunde gehen, wenn Sie ihm nicht die Ruhe wieder geben.“

„Wie kann ich das?“ fragte Liane angstvoll.

„Indem Sie von ihm fordern, daß er die Stadt verlasse.“

„Das kann ich nicht“ schluchzte Liane.

Ortego betrachtete sie aufmerksam.

„So giebt es noch ein anderes Rettungsmittel.“

„Welches?“ fragte Liane.

„Ihm anzugehören.“

Liane sprang auf. Eine glühende Röthe bedeckte ihre Wangen. Es war ihr als hätte Jemand plötzlich die Schranke weggerissen, mit welcher das Gesetz, die Sitte, die Familie sie geschützt vor sich und ihm. Sie streckte die Hand aus, wie um Ortego zu beschwören nicht weiter zu sprechen. Sie hatte blind sein

wollen — sie fühlte es nun. Die Furcht Antonio wieder zu verlieren, ihre heiße Liebe zu ihm — die Furcht aber auch, ihren Gatten unheilbar zu verletzen, das Band der Ehe — alle die Hindernisse wuchsen riesengroß vor ihren Augen und trost- und rathlos weinte sie heiß und still.

Sie winkte Ortego und er ging still davon.

Er hatte sie gezwungen sich ihre Lage klar zu machen, aber die beiden Wege, welche er ihr gezeigt, erschienen ihr gleich unmöglich. Und doch durfte sie sich nicht mehr tragen lassen von der zauberischen Gegenwart. Sie liebte Antonio, ja, und mit der ganzen Schwärmerei erster Liebe, aber selbst in der Hingebung an dieses Gefühl bewahrte sie für ihren Gatten stets dieselbe Anhänglichkeit — sie nahm ihm nicht was sie Antonio gab. Und es bedurfte nicht einmal des Bewußtseins der Pflicht, jene Zuneigung genügte, um den Gedanken an einen Bruch mit ihm entsetzt zurückzuweisen. Es waren zwei ganz verschiedene Gefühle und zwischen ihnen fühlte sie sich qualvoll hin- und hergeworfen.

„Antonio von sich gehen heißen?“ Um seinetwillen konnte sie es vielleicht, aber nie mit einer Lüge auf den Lippen. „Ihm angehören?“ Sie wußte, daß es nie geschehen werde, und doch mußte sie die Augen schließen als habe die Sonne sie geblendet.

Indem sie sich diese beiden Fragen stets von Neuem vorlegte, verstrickte sie sich wieder in den Zauber, mit welchem Antonio sie gefangen hielt.

12.

Als der Ball-Abend kam, das Gas angezündet wurde, das Orchester hinter Blumen versteckt die Polonaise spielte und ein Wagen nach dem andern die geladenen Gäste brachte, waren Alle, besonders die Damen, darüber einig nie etwas Geschmackvolleres und Hübscheres gesehen zu haben als diese Räume und — diesen Wirth.

Endlich erschien Liane, begleitet von ihrem Gatten und Doctor Härtel. Aller Augen richteten sich auf sie, die, von Antonio geführt, durch den Saal ging und einen Augenblick verstummte vor dem Liebreiz ihrer Erscheinung selbst der Neid. Ihr luftiges weißes Gewand war von einem goldenen Gürtel zusammengehalten, in welchem all die Brillanten als Freudenfunken zu blitzen schienen, die sie früher so sehr verachtet hatte und in ihrem goldblonden Haar trug sie Zweige von lilas und weißen Orchideen, Antonios Geschmack.

Der Tanz begann und Liane flog in Antonios Armen dahin. Wie oft hatte sie getanzt, aber war es nicht als sei dies das erste Mal in ihrem Leben? Ach die Gefahr wuchs mit jedem Worte, das er ihr leise zuflüsterte, mit jedem Tone der Musik, welcher durch ihre Nerven zitterte, mit jeder Bewegung, die ihr Blut schneller pulsiren ließ, mit jedem leichten Drucke seines Armes, der sie umschloß.

Dr. Härtel hatte sich indessen Schleiden's Person in einer Weise bemächtigt, daß es diesem auffallend und lästig wurde. Er hatte schon seit einiger Zeit diese Neigung an ihm bemerkt und sie war ihm um so unangenehmer, als sie von Andeutungen und Bemerkungen begleitet war, welche Schleiden entweder nicht verstand oder nicht verstehen wollte. Er fühlte, doch mehr aus Gewohnheit als aus Neigung, Anhänglichkeit an ihn, er achtete seine Kunst als Arzt, aber zum Vertrauten würde er ihn nie gewählt haben.

Mitternacht war vorüber und der Glanz des Festes hatte seinen Höhepunkt erreicht. Die Gezwungenheit, welche diese Gesellschaft für gewöhnlich charakterisirte, war verschwunden vor der Wirkung der angenehmen Eindrücke, die das Auge hier berührten, die Musik klang immer rauschender, die Wangen glühten und die Lippen brannten.

Liane hatte sich wie absichtlich von Antonio entfernt, dessen Auge sie unablässig verfolgte. Sie stand etwas erhöht zwischen einer Gruppe von Frauen und jungen Mädchen die alle in frischem Jugendschmuck blühten und die Mittel der Kunst und der Toilette viel eifriger zu Rathe gezogen hatten als Liane, aber sie erschien dennoch wie eine Perle der Schönheit unter ihnen. Was ihrem Wesen so wunderbaren Reiz lieh, war ein Gemisch von Stolz und Kindlichkeit, sich einander auflösend und versöhnend.

Die Gruppen zerstreuten sich wieder in der Zimmerreihe, welche an den Tanzsaal stieß, die Paare flogen von Neuem im Tanze vorüber und Liane fühlte, während sie mit einer Dame sprach, daß Antonio wieder neben ihr stehe, ihr den Arm zum Tanze zu bieten.

Sie sahen sich an als ob sie lange getrennt gewesen wären, aber in Antonios Zügen stand noch etwas das Liane verrieth, wie leidenschaftlich erregt er war. Sie fühlte am Beben ihres Herzens, daß eine Entscheidung kommen würde, kommen müsse, und sie hatte nicht mehr die Kraft sich ihr zu widersetzen.

„Liane“, sagte Antonio, ihr die gewelkten Blumen sanft aus der Hand nehmend, „wollen Sie sich

mit frischen Blumen schmücken? Ich habe von jeder Farbe, — wählen Sie selbst. . . .“

In seinem Blicke lag eine so flehende Bitte, daß sie willenlos ihren Arm in seinen legte und sich von ihm führen ließ.

Die Gesellschaft war mit sich beschäftigt und sie wurden anscheinend nicht bemerkt. Auch verließen sie bald die Gesellschaftsräume und da Liane nur diese kannte, wußte sie nicht wohin sie gehen würden. Die Treppen und Corridore waren durch Blumen und Draperien zum Theil unkenntlich gemacht. Antonio führte sie die Stufen hinab durch einen Gang der matt erleuchtet war und von Drangen duftete, die zu beiden Seiten standen. Am Ende desselben traten sie in ein anderes Gemach. Es war von vielen Gasflammen erleuchtet, aber sie alle waren gedämpft durch purpurne Christallglocken, so daß der Raum von rosigem Lichte übergossen schien. Zwei große Spiegel reflectirten die Flammen der Candelaber ins Unendliche. Die Wände waren mit Grün und Blau überdeckt und berauscher Duft verwirrte die Phantasie wie Märchen.

Da zu ihren Füßen ließ Antonio die Geständnisse seiner Liebe rückhaltlos von seinen Lippen strömen. Sie wollte ihn nicht hören, aber sie fühlte den Laut seiner Stimme mit jedem Nerv, sie lauschte ihm mit jeder Faser ihres Herzens, sie liebte ihn mit jedem Blutstropfen; sie konnte nicht anders.

„Liane“, sagte er dann, „zerreiß das Band, das Dich gefesselt und sei mein! Fühlst Du nicht, daß es ein noch heiligeres Gesetz giebt als das, welchem Du gehorchest? Sei mein! Sei mein!“

„Nie, nie!“ stammelte sie sich zu ihm niederbeugend. —

Was klang da? War es ein Geräusch, eine Ahnung oder die innere Stimme, welche die Nothwendigkeit als ein kaltes Schwert zwischen sie legte?

Doctor Härtel trat wieder zu Schleiden und bat ihn um einige Worte. Schleiden hatte keinen Grund ihm die Bitte zu versagen und folgte ihm, aber mit unerklärlichem Widerstreben. Eines der Zimmer im untern Geschoß des Hauses führte durch Glasthüren in einen bedeckten Säulengang, welcher rings um das Haus lief. In dieses Zimmer führte ihn Doctor Härtel.

„Lieber Schleiden“, begann Doctor Härtel, „ich habe seit längerer Zeit versucht Sie ahnen zu lassen,

was ich Ihnen heute sagen muß, aber sie haben mich nicht verstehen wollen.“

„Ich habe Sie nicht verstanden, Doctor. Was betrifft es?“ fragte Ulrich Schleiden scharf.

„Ihre Gattin.“

„Ist sie krank?“

„Gesunder als je — aber leidend, denn sie ist in einer Verirrung befangen.“

Plötzlich wußte Ulrich Schleiden klar, unerbittlich was der Arzt ihm zu sagen hatte. Es giebt Wunden, die so schmerzlich sind, daß wir kaum wagen sie mit leisem Finger zu berühren, es aber unerträglich ist, wenn dies von Fremden geschieht. In diesem Augenblicke berührte sie Doctor Härtel mit plumper Hand. Ulrichs Stirn runzelte sich.

„Bedenken Sie wohl, was Sie sagen wollen, Doctor.“

„Ich halte mich als Freund und als Arzt dazu verpflichtet, Schleiden. Wenn Sie nicht bemerken was unter Ihren Augen vorgeht, wenn die Leute beginnen darüber zu sprechen, wenn Ihre Gattin im Begriff ist Ihre Ehre zu compromittiren — so muß ich Sie aufmerksam machen.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Ein amerikanisches Begräbniß.) Die anmuthige Darstellung der verschiedenen Erfahrungen W. Heines, die er auf seinen Wanderungen durch ferne Länder zu machen Gelegenheit fand, ist schon häufig anerkannt und gepriesen worden. Wenn wir daher hier es wagen, auf seine „Wanderbilder aus Central-Amerika“ zurückzukommen, so geschieht es weniger, weil wir gedächten unsern Lesern etwas Neues zu bieten, sondern weit eher, um das Gute, was wir finden, auch unsererseits zur Anerkennung zu bringen. Bei solchen Reiseerinnerungen ist uns immer die Bestätigung der Erfahrungen von hohem Interesse gewesen, wie seltsam Ideen und Bilder, die nicht ohne allgemeine Billigung in Europa, dem Mutterlande der Civilisation, geblieben sind, eine Wanderung über die Erde machen, und unter welchen Formen sie oft dem Reisenden unerwartet entgegentreten. Etwas Aehnliches erzählt auch W. Heine. Bekanntlich durchstrich er die kleinen Republiken Mittel-Amerikas, Nigaragua, Honduras und Costa Rica, die seit ihrer Emancipation von der spanischen Herrschaft in fortwährenden Bürgerkriegen verwickelt sind, und sich gegenseitig das Leben schwer machen, da die reich gesegnete Natur und das glücklichste Klima sie doch zu den beneidenswerthesten Völkern machen könnten. Hier bei diesen fast der naiven Urculturstufe nahe stehenden Staaten traf dem Reisenden eine Erinnerung an Deutschland, wie er sie wohl nicht geahnt hätte.

„In dem kleinen, jenseits Massaga gelegenen Dörfchen Indier sah ich zufällig,“ erzählt er selbst, „das Begräbniß eines jungen indianischen Mädchens mit an, während unsere Thiere geflittert wurden. Die Leiche ward auf einer Bahre, ohne Sarg, bloß den Körper mit einem Leinentuche bedeckt, das Gesicht, dessen schöne unschuldvolle Züge selbst der Tod nicht zu verunstalten vermocht hatte, jedoch offen getragen. Vorauf zogen sechs Musikanten, mit zwei Geigen, zwei Flöten, einem Waldhorn und einem Violoncello, und hinter ihnen der arme Dorfpfarrer, Gebete sprechend. Die Musik war eigentlich mehr ein Gewirre von Tönen zu nennen, die nur bei einigen öfters wiederkehrenden Gebetsformeln sich zu einer Art von Accord einigten.“

„Beim Grabe, einer kleinen, kaum einige Fuß tiefen Grube auf dem Plage vor der Kirche, angelangt, ward nach kurzem Ceremoniell die Leiche in die Grube gelegt, jeder der wenigen Leidtragenden warf seine Hand voll Erde darauf und ein Paar Leute mit Schaufeln thaten in kaum 3, 4 Minuten das Uebrige. Ein Bündelchen Raketen zischte empor in die Luft, das Aufschwingen der Seele zum Himmel andeutend, wie mir einer der Anwesenden erklärte, und jetzt zum ersten Male einte sich das bisherige Tongewirre der Musikanten zu einer wirklichen Melodie, in der ich zu meiner großen Ueberraschung das liebliche Lied der Brautjungfern in unseres herrlichen Webers Freischütz, wenn auch etwas naturalistisch verstimmt, wieder erkannte. Wie dieses Lied den Weg bis hierher in die Tropenwelt gefunden, mag der Himmel wissen.“

„Ich kann nicht sagen, ob es die Erinnerung war, welche diese aus holder Kinderzeit herüberklingenden heimischen Töne in mir weckte, oder was sonst, so viel aber ist gewiß, daß weder das pomphafteste Trauergepränge, noch die vollstimmigsten und kunstvollsten Trauerhymnen, noch die schönsten Grabreden jemals einen rührendern Eindruck auf mich hervorgebracht haben, als diese kindlich naiven Töne und die noch naivere Raketenymbolik neben diesem Grabe einer kaum im Entsalten schon dahingerafften Blüthe! Der Zufall ist oft poetischer als das poetischste Raffinement!“

(Ein berühmter Fremder in München.) Der Nürnberger Correspondent erzählt folgende seltsame Begebenheit. In der Pfingstwoche wurden unsere literarischen Kreise durch einen höchst interessanten Besuch angenehm überrascht. Es präsentirte sich bei einer literarischen Notabilität, welche im vielfachen Verkehr mit englischen, russischen und andern auswärtigen Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern steht, Niemand anders als Monsieur Barbier, einer der ersten lebenden Dichter Frankreichs und durch seine interessanten politischen Schicksale — er ist *réfugié* — kaum minder bekannt als durch seine Lamber. Er bringt die wärmsten Empfehlungen von Taillendire und andern bedeutenden Franzosen und findet die beste Aufnahme bei dem Begrüßten, der sofort die Honneurs von München macht und *le poète favori de la France* nicht nur bei seinen literarischen Freunden, sondern auch in den ihm offenen Salons der Aristokratie einführt. Als sich herausstellte, daß sein

Gaß, wie dies großen Dichtern zu begegnen pflegt, sich augenblicklich in großer Geldverlegenheit befindet, veranstaltet er eine Collecte, geht mit dem Beispiele großherziger Freigebigkeit voran, und ist so glücklich für ihn eine Collecte von vielen hundert Gulden zusammen zu bringen. Ja, er geht noch weiter und thut schon Schritte, um das Loos des unglücklichen Dichters dauernd zu verbessern, der alle diese Güte mit gerühmtem Danke annimmt.

Barbier zeichnet sich durch die den Franzosen eigne Leichtigkeit, Bekanntschaften anzuknüpfen, aus. Auf der Parade vor der Residenz werden mehrere Stücke aus dem jetzt in München grassirenden „Faust“ von Gounod gespielt. Ein hiesiger bekannter Musikfreund und Musikverständiger steht dabei und äußert zu einem Freunde sein Urtheil über die Oper. Ein Fremder redet ihn französisch an und drückt ihm Anerkennung und Freude über die Richtigkeit seiner Charakterisirung Gounods aus. „Kennen Sie Gounod und seinen Faust näher?“ fragte der Münchener. — „Ziemlich genau,“ lächelt Barbier, „ich habe für meinen Freund den Text der Oper geschrieben.“ — Freudig berührt läßt sich der Musikfreund in ein ausführliches Gespräch mit dem geistreichen Dichter ein, und Beide finden solches Gefallen an einander, daß Barbier nur bedauert, diesen Mittag bei dem Prinzen K. speisen zu müssen, sonst hätte er sich nicht von seinem neugewonnenen Freund getrennt. Der Münchener, entschlossen, das Vorurtheil von der Ungastlichkeit unserer Vaterstadt thatsächlich zu widerlegen, ladet den berühmten Mann auf den folgenden Tag zum Diner und Barbier nimmt freudig an.

Der nächste Mittag kam, aber Barbier kam nicht; denn inzwischen war seine Abreise plötzlich unaufschiebbar geworden.

Unter den literarischen Freunden, mit welchen unsere Notabilität den Dichter bekannt gemacht, war auch ein junger Schweizer, der, mit der neuesten Literatur Frankreichs sehr vertraut, Barbiers Leben und seine Werke genau kennt und Manches von ihm übersezt hatte. Dieser Schweizer, Anfangs ebenfalls sehr erfreut über die Begegnung mit dem verehrten Dichter der „Jamben,“ fand es doch bald auffallend, daß derselbe allen seinen Fragen über die näheren Umstände seiner Verbannung ängstlich auswich. Als nun noch dazu kam, daß Barbier erst kürzlich in Italien mit einigen Männern intim verkehrt haben wollte, welche längst gestorben sind, daß derselbe, wie der Schweizer ebenfalls bemerkte, alte, längst gedruckte Poesien Barbiers als seine jüngst entstandenen Manuscripte bezeichnete — da eilte der Schweizer seine Freunde vor weiterer Verehrung des berühmten Namens zu warnen und eine Ehrenwache für ihn von der Polizei zu requiriren. Als jedoch diese in Barbiers Gasthof eindrang, war der Dichter unter dem Schutze nächstlicher Götter verschwunden.

— r.

(Ein gewandter Dieb.) Zu dem berüchtigten Polizeispion

Bidocq kam eines Tages ein Mensch, der sich ihm als „Angeber“ offerirte.

„Was kannst Du?“ fragte ihn Bidocq.

„O, sehr viel!“ antwortet der Unbekannte, der sich Jacquiu nennt; „fürs Erste verstehe ich sehr vortheilhaft einzukaufen, machen Sie einmal den Versuch.“

„Nun gut, hier hast Du 10 Francs, damit geh' auf den Markt und kaufe mir zwei schöne Kapannen. Ich will sehen, ob Du etwas Gutes wählst.“

Der Dienstsuchende versprach bald wieder zurück zu sein und zur bestimmten Stunde brachte er Bidocq nicht nur zwei prächtige Kapannen, sondern auch die 10 Francs wieder, die er zum Ankauf derselben erhalten hatte.

„Vortrefflich!“ sagte der Meister; „jetzt erzähle mir aber auch, wie Du das angefangen hast.“

„Das habe ich so gemacht. Ich habe mir von einem Bekannten, welcher Küchensjunge ist, dessen weiße Jacke, Mütze und Tragkorb geborgt. Den Korb füllte ich mit Steinen und Stroh und obenaufl legte ich für 6 Sous grüne Gemüse. So trat ich zu einer Geflügelhändlerin und kaufte und bezahlte die beiden Kapannen. Da mein Korb schwer war und ich ihn nicht erst absetzen wollte, bat ich die Frau, sie mir selbst hineinzulegen. Ich stellte mich vor sie, bückte mich und während sie mir das Geflügel in den Korb legte, arbeiteten meine Hände in der ledernen Geldtasche, die sie, wie alle diese Leute, um die Hüfte geschnallt an der Seite trug. Mit der größten Vorsicht, um sie nicht zu figeln, holte ich nur so außer meinen 10 Francs noch für 30 Francs andere kleine Münzen aus ihrer Tasche. Sehen Sie, hier ist das Geld.“

„Arbeitest Du oft auf diese Art?“ fragte Bidocq.

„Man thut was man kann,“ antwortete der Andere.

„Nun, Du scheinst mir nicht ungeschickt zu sein. Ich nehme Dich in meinen Dienst und werde Dich von morgen an beschäftigen. Für heute geh' und laß Dich bis dahin nicht erwischen.“

Jacquiu ging.

Während er Bidocq erklärte hatte, wie er die Geflügelhändlerin betrogen, hatte er es nicht an den erläuternden Gesten und Bewegungen fehlen lassen. Er hatte sich gebückt, hatte seinen zukünftigen Brotherrn mehrmals berührt, ohne die ihm schulbige Ehrerbietung zu verlegen, dabei aber Bidocq eine kostbare goldene Uhr mit Kette und Verloren aus der Tasche escamotirt, ohne daß dieser das Geringsste davon gemerkt.

Daß Jacquiu sich nicht wieder sehen ließ, versteht sich von selbst.

Bidocq, dessen Gauner-Eitelkeit und Zorn in einen nicht zu beschreibenden Aufruhr geriethen, setzte Himmel und Erde in Bewegung, um dieses schlauen Spitzbuben habhaft zu werden, allein weder die Uhr noch Jacquiu waren wieder aufzufinden, und noch mehrere Jahre nachher durfte keiner seiner Spione oder Angeber in seiner Anwesenheit den Namen Jacquiu ansprechen.

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stabfische 6 Thlr.,
mit Stabfischen 8 Thlr.

L i a n e.

Novelle

von

Arthur Stahl.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht zu beschreiben, welch' eine Veränderung bei diesen Worten in Ulrich Schleidens sonst so ruhigem Gesichte vorging. Seine Augen flammten vor Zorn.

„Beweisen Sie was Sie zu sagen wagten.“

„Madame Schleiden ist Ihnen nicht treu, sie liebt Antonio, sie hintergeht Sie — in diesem Augenblicke...“

„Sie lügen, Doctor!“ rief Ulrich Schleiden aufspringend. „Verlassen Sie mich!“

Doctor Härtel wollte noch Etwas erwiedern, aber er schloß die Lippen, indem er Schleiden anblickte und ließ ihn allein.

Wie von einem vernichtenden Schlage getroffen, sank Ulrich auf einen Sessel. Er war ein stolzer Mann und nun bäumte sich dieser Stolz empor. Er haßte diesen Mann um jedes Wortes willen, das er zu ihm geredet hatte; er glaubte ihm nicht, — aber doch sah er plötzlich den Abgrund zwischen sich und Liane. Er stand auf, aber er fühlte sich noch nicht fähig zur Gesellschaft zurückzukehren

und konnte sie doch auch nicht ohne Liane verlassen, die er für so grausam verleumdet hielt. Er öffnete die Glashüren und trat hinaus, da er sie offen fand. Es war eine laue Frühlingsnacht, dunkel und feucht und es that ihm wohl in dem Säulengange auf und ab zu gehen und die Luft um seine Stirn wehen zu lassen.

„Sie ist nicht treu — sie ist nicht treu!“ tönte es unaufhörlich in ihm wieder und dieses Wort von andern Lippen hätte einen noch grausamern Klang. Die rauschenden Tanzmelodien, welche ihn bis hierher verfolgten, wurden seinem Ohre fast unerträglich. Er blieb vor einem hellen Fenster des Erdgeschosses stehen, um nach der Uhr zu sehen. Dabei blickte er durch das erleuchtete Fenster. Es hatte keine Vorhänge, war aber dicht mit Blumen verstellt — und doch nicht dicht genug... Nur eine Secunde sah Ulrich Schleiden hin und tausend Augen hätten ihm nicht deutlicher zeigen können was er sah: Antonio zu Lianens Füßen und ihre Lippen fast seine Stirn berührend.

13.

Ulrich Scheiden war nicht der Mann, in wildem Feuer aufzubrausen. Er kehrte in den Ballsaal zurück, in dem auch Liane und gleich darauf auch Antonio erschien. Er wünschte Antonio kalt und ruhig die gute Nacht und bot Lianen den Arm, um sie an den Wagen zu führen. Vor dem Einsteigen wurde er noch von einem Bekannten aufgehalten und diesen Augenblick benutzte Gilbert Ortego, Liane rasch von dem, was geschehen, zu benachrichtigen. Er war es

gewesen, der durch leises Klopfen Liane aufmerksam gemacht, daß sie beobachtet würden.

Die Gatten saßen nebeneinander im Wagen ohne zu sprechen. Liane blickte nach ihrem Manne, er saß unbeweglich und beim Schein der Laternen erschien sein Gesicht außerordentlich bleich und ausdrucksvoll, ja es war ihr als hätte sie sein Gesicht lange nicht gesehen und sie erblickte es heute zum ersten Male wieder. Sie kamen an das Gitterthor und endlich hielt der Wagen. Ulrich Schleiden hatte noch immer nicht gesprochen, aber als er Liane aus dem Wagen hob und das volle Licht der Hauslampe auf ihr Gesicht fiel, sah er sie an — und sie hatte ein Gefühl als ob das Herz ihr stillstände. Ach sie wußte noch nicht, daß ein einziger Blick eine ganze Geschichte des Kummers erzählen kann und daß ein Augenblick der Reue rächt was Jahre verbrauchen haben. Liane stieg die Treppe hinauf und betrat ihr gemeinsames Schlafgemach. Es war wie immer traulich und still. Die grüne Ampel ergoß wie immer ihr sanft gedämpftes Licht über den Raum, der ein Asyl des Friedens zu sein schien. Ihr aber schnürte die Luft hier die Brust zusammen; sie konnte nicht bleiben. Sie hörte den Schritt ihres Gatten und floh aus dem Gemache als ob sie dasselbe durch ihre Gegenwart entweihe. Sie trat in das Zimmer, wo ihr Knabe schlief und schickte das Mädchen fort. Die Händchen des Kleinen kamen ihr fieberhaft heiß vor. Hier wollte sie bleiben, hier an dem Bettchen sitzen als fände sie da Schutz vor sich selbst.

Sie bemerkte, daß sie noch im Ballkleide war. Sie löste den goldenen Gürtel, den seine Hände berührt und legte das Kleid ab. Sie lauschte an der Thür und hörte, daß Schleiden unablässig auf und ab ging. Mehrere Male hatte sie die Hand schon auf die Thürklinke gelegt, um zu ihm zu gehen, aber mit jedem Male kehrte sie muthlos zurück und setzte sich an dem Bettchen wieder nieder.

Endlich wurde es still. Lianens Herz pochte heftig — die Thür öffnete sich, ihr Gatte trat ein. Schweigend blieb er einige Augenblicke an der Thür stehen.

„Das Kind kam mir so fieberheiß vor,“ sagte Liane wie um ihre Abwesenheit zu entschuldigen und ohne aufzublicken. Ulrich Schleiden trat an das Bettchen und fühlte des Kindes Puls.

„Der Kleine ist nicht krank, Liane, aber Du bist es und ich bin es, ich fürchte unheilbar,“ sagte er. Dann nahm er den Knaben in seine Arme und ver-

ließ mit ihm, ohne einen Blick auf Liane, das Gemach. Sie sank wie vernichtet an dem leeren Bettchen nieder und rang verzweifelt mit ihrer Pein.

Hätte er ihr Vorwürfe gemacht, wäre er heftig, wäre er zornig gewesen, es würde ihr Erleichterung gewährt haben. Seine Miene und seine Haltung aber trugen den Ausdruck des tiefsten Kummers; er war tief gebeugt.

Liane ertrug ihre Seelenqual nicht lange, sie ging zu ihm hinüber. Er hatte den Knaben in sein Bett gelegt und saß auf dem Rande desselben. Ein unbeschreibliches Gefühl zuckte bei diesem Anblicke durch Lianens Herz, eine Art der Eifersucht gegen dieses kleine Wesen, das nun alle Zärtlichkeit an sich reißen werde, deren Werth sie nicht erkannt hatte so lange sie nur den Blick erheben durfte, um sie zu empfangen. Schleiden schien Lianens leichten Schritt auf dem Teppich nicht gehört zu haben und erhob den Kopf nicht eher als bis sie vor ihm auf den Knien lag und die Hände flehend zu ihm emporhob.

„Wozu das, Liane?“ fragte Schleiden sanft, aber abwehrend, doch seine Stimme zitterte.

Liane schluchzte still und regte sich nicht, aber alles was sie seit ihrer frühesten Kindheit an Zuneigung für ihn gefühlt hatte, regte sich auf dem Grunde ihres Herzens.

„Leg' Dich zur Ruhe, Kind, laß mich — allein.“

O hätte sie gewußt, daß sie ihm solchen Kummer bereite, es würde sie geschützt haben!

„Schicke mich nicht von Dir! Nur das thue nicht!“

„Bist Du nicht von mir gegangen, Liane?“

„Nein, ich bin es nicht, Ulrich! Ich will nicht versuchen mich zu rechtfertigen, aber ich bin immer wahr gegen Euch Beide gewesen und während ich...“ Sie stockte und konnte nicht weiter reden.

„Und während Du Antonio liebtest, Liane...“ sagte Schleiden die Augen mit der Hand bedeckend.

„Ja, während ich ihn liebte, Ulrich,“ sprach sie sich ermannend, denn sie fürchtete, daß jeder Versuch zu leugnen ihn nur tiefer verlocken müsse, „bewahrte ich Dir die alte...“

„Sprich das Wort nicht aus, das auf Deinen Lippen schwebt, Liane! Es würde eine Lüge sein. Du hast mich nie geliebt. Du liebst jetzt, Du liebst zum ersten Male. Ich trage nur die Strafe meiner Schuld.“

Ein Dolch in der Hand ihres Gatten würde

Liane nicht mehr erschreckt haben als diese Ruhe; die tiefste Beleidigung würde sie nicht mehr gedemüthigt haben als diese Resignation, nichts hätte sie mehr schmerzen können als die Selbstanklage in seinen letzten Worten! Die Größe ihrer Schuld, aber auch die ganze Größe ihres Unglücks brach wie vernichtend über ihr zusammen. Die fiebernden Gedanken warfen ihre Lichter auf Vergangenheit und Zukunft. Das Band der Ehe erschien ihr furchtbar.

„Wirst Du mir je verzeihen können, wenn ich Dir bewiesen habe, daß der bessere Theil meines Weibens Dir doch gehört?“ flehte Liane.

„Ich weiß es nicht. Mache keine Versprechungen. Sie haben keinen Werth für mich, weil ich ihnen nicht glaube. Du würdest vielleicht den Willen, aber nicht die Kraft haben sie zu halten. Prüfe Dich und handle wie auch ich thun werde,“ fügte er hastig hinzu, indem er aufstand, um das Zimmer zu verlassen.

Liane versuchte weinend ihn zurückzuhalten; er machte sich sanft, aber entschieden, aus ihren Armen los.

Ulrich Schleiden ging hinab in sein Zimmer. Ein grauer Morgen dämmerte eben; der Regen schlug an die Fenster; es war kalt und unfreundlich. Wo war nun die Ruhe, welche er gezeigt, wo die Resignation, welche Liane erschreckt? In der qualvollen Stunde, die nun folgte, versank Alles vor dem lange verhaltenen Schmerz, der gewaltsam hervorbrach. Er barg das Gesicht in den Händen und weinte, nicht ahnend, daß zwei heiße Augen ihn belauschten und daß jeder Tropfen wie ein brennender Vorwurf auf ein zerrissenes Herz fiel.

Endlich, als der Tag kam, lösete sich aus den stürmenden Empfindungen ein fester Entschluß.

Niemand hatte ihn zu stören gewagt, selbst Liane nicht und nachdem er sich aus seinem Sinnen emporgerafft, hatte er Papiere geordnet und geschrieben fast bis es Mittag war.

Von Stunde zu Stunde hatte Liane gehofft ihr Gatte werde zu ihr kommen, aber der Nachmittag begann sich zu neigen, ohne daß es geschah oder sie den Muth fand seine Einsamkeit zu stören. Den Knaben aber hatte er wie sonst herabholen lassen, damit er in seinem Zimmer spiele und ihr wurde der Zustand unerträglich. Sie war im Begriff hinabzugehen und ihm um jeden Preis ein Ende zu machen, als sie das Rollen seines Wagens hörte. Der Bediente begegnete ihr auf der Treppe und sagte ihr:

Der Herr sei weggefahren, habe den Kleinen mitgenommen und in sein Zimmer einen Brief für Madame gelegt.

Ein jäher Schreck fiel in Lianens Seele. Sie fand den Brief auf Schleidens Schreibtisch und unter den Palmen, welche einst den heiligen Augenblick gesehen hatten, las sie nun:

„An Liane!

„Verzeihe, daß ich Dich mit dem Knaben ohne Abschied verlasse. Ich erspare Dir und mir den Schmerz. Mein Entschluß steht unabänderlich fest. Ich gehe nach den Vereinigten Staaten, wie ich schon früher die Absicht hatte, und ich gehe jetzt, um Dich vollkommen Dir selbst zu überlassen. Wann ich Dir das Kind wiederbringe, weiß ich nicht — aber halte das nicht für Grausamkeit und jenes nicht für uneigennütziges Großmuth. Ich nehme den Kleinen mit mir, weil ich glaube, daß er sich jetzt unter meiner Obhut besser befindet als unter der Deinen und weil Du ganz frei sein sollst, frei von allen Banden, welche Dich fesselten. Und das Andere? Ich weiß wohl, daß ich Dich an Deine Pflicht erinnern könnte, ich weiß, daß tausend und tausend Ehen nur durch dieses Band zusammengehalten werden; aber wenn Du keiner andern Stimme gehorchen kannst, Liane, dieser verschließe Dein Ohr! Mein Unglück würde zur unerträglichen Qual werden, könntest Du mir nur auf jene Weise angehören. Aus demselben Grunde giebt es auch keine äußere Genugthuung, die Ruissdale mir bieten könnte. Ich hasse ihn nicht, weil er Dich liebte, ich verurtheile nur mich!

„O Kind, Kind! Ich wollte Dich glücklich machen als ich Dich im grenzenlosen Egoismus für mich begehrte. Ich hatte nie ein anderes Weib geliebt und konnte den Gedanken nicht ertragen, Dich zu verlieren. In vermessenen Wahn glaubte ich dem natürlichen Gesetz Trotz bieten zu können und vertraute der Allmacht meiner Liebe Dein Herz zur Erwidderung dessen zu bringen was ich fühlte. Ich habe mich getäuscht. Dein Herz erwachte zu seinen gerechten Ansprüchen und Du gehorchtest ihm.

„Ich gehe, Liane, und gebe Dir Deine Freiheit zurück. Ich werde Dir auch verzeihen können — aber neben Dir leben, während Dein Herz einem andern Manne gehört, das kann ich nicht! Das Leben neigt sich bei mir, Dir winkt es in seiner frischen Fülle; mein Weg war beschloffen, ich hatte nur Dich! So gebe ich denn die Entscheidung in Deine Hand.

„Man wird mir einen Vorwurf daraus machen, daß ich Dich allein lasse, aber ich kann jetzt keine andere Rücksicht beachten als die eine, welche noch Wichtigkeit für mich hat: die Rücksicht auf Deinen Entschluß. Damit er ganz frei sei, erwarte auch keine Briefe von mir, wie auch ich Dich bitte mir nicht vor Ablauf eines halben Jahres zu schreiben.“

Und . . .

Gott sei mit Dir!“

14.

Monate waren vergangen. Liane hatte so still gelebt, daß sie den äußern Verlauf der Tage kaum bemerkte, aber für ihre innere Entwicklung vielleicht die reichste und bedeutendste Zeit ihres Lebens, wie es die trüben ja überhaupt zu sein pflegen. Schleiden war mit dem Knaben in New-York angekommen, das hatte sie auf seine Anordnung erfahren, wie sie wußte, daß er stets Nachricht von ihr habe, aber er selbst schrieb nicht und sie wagte nicht es zu thun. Ihr Haus war verödet, wie das ihrer Eltern, welche sich seit einem Jahre in England befanden, so daß ihr war, als seien alle die gestorben, die sie geliebt, und sie allein übrig geblieben. Sie fühlte sich so gebrochen, so schuldig und doch auch so beklagenswerth, daß in ihrer Seelenpein nur das Eine sie aufrecht erhielt, klar zu wissen, welchen Weg sie zu gehen habe.

Ulrichs Milde hatte sie gerettet! Wie ihr Herz auch zucken mochte bei dem Gedanken an Antonio, mitten im Sturme der ausbrechenden Leidenschaft fühlte sie die milde Wärme, mit welcher die Freundschaft für ihren Gatten sie durchströmte.

Liane hatte Antonio nicht wieder gesehen. Sie gelobte es ihrem Gatten als sie seinen Brief las, aber sie wußte noch nicht wie schwer es ihr werden würde dieses Gelöbniß zu halten. Ihr Herz blutete um ihn aus einer neuen, so tiefen Wunde, daß sie oft wünschte ihr Leben mit seinem verströmen zu können. Antonio war hoffnungslos krank. Als er am Tage nach jenem Abende von Doctor Härtel erfahren was vorgefallen, als Ulrich Schleiden ihm selbst eine Unterredung verweigert, als Gilbert Ortego ihm endlich von Lianen, die unter heißen Thränen aber bestimmt ausgesprochene Weigerung gebracht, ihn wieder zu sehen; da hatte die Krankheit, welche, durch Aufregung künstlich zurückgehalten, an seinem Leben nagte, schnell eine unheilvolle Wendung genommen.

In Liane hatte sich die Leidenschaft müde und todt gekämpft. Aber es war nur ein Läuterungspro-

zeß ihrer Liebe, der begonnen hatte seit sie den noch immer und wider ihren Willen unaussprechlich Geliebten in Gefahr wußte und aus welchem sie, allen irdischen Begehren entkleidet, so rein und heilig hervorging, daß Liane, wenn ihr Gatte bei ihr gewesen, ihm jede ihrer Regungen für Antonio mitgetheilt haben würde.

Mit Allem was in ihr liebesfähig war liebte sie Beide und machte sich keinen Vorwurf mehr daraus.

An einem Abende, ein Vierteljahr nach Ulrich Schleidens Abreise, saß Liane in ihrem kleinen verödeten Gemach, trauriger und hoffnungsloser als sie es seit lange gewesen. Noch keine Aussicht auf Rückkehr ihrer Eltern, noch immer kein Brief von ihrem Gatten und über Antonios reichem und jungem Leben regte die Gefahr schneller und unheimlicher ihre dunkeln Schwingen. Sie wußte, daß er sich mit Vorwürfen über seine Schuld gegen ihren Gatten bis zu wirren Phantasien quäle, sie wußte, daß er sich in tödtlicher Sehnsucht nach ihr verzehre — und noch immer hatte sie dem Drange widerstanden ihm Trost zuzusprechen. Nun aber fühlte sie ihre Kräfte zu Ende gehen und was ihr früher im Kampfe mit dem Egoismus ihres Herzens als eine Sühne erschienen war, das brannte nun wie eine Schuld auf ihrer Seele.

Tiefer und tiefer versank sie in trauriges Sinnen. Es war ihr ein Trost, daß sie endlich Gilbert Ortego kommen und bei ihr eintreten sah.

„Madame Schleiden, beharren Sie noch länger bei Ihrem Vorsatze meinem armen Freunde den Trost zu verweigern Sie zu sehen?“ sagte er fast heftig und ohne jede weitere Vorbereitung.

Nur Thränen waren ihre Antwort.

„Antonio,“ fuhr Ortego fort, „hat nur einen Wunsch, den er aber immer und immer ausspricht, seit sein Zustand hoffnungslos ist: „Ich verlange nicht Lianen oft zu sehen, nur einen Tag als wäre sie mein, als hüteten ihre Hände die Flammen meines Herdes, als wäre sie die Gebieterin meines Hauses, als wäre Alles ausgelöscht was Sünde schien und das heilige Recht des Besitzes hätte den Sturm der Leidenschaften in süßen Frieden aufgelöst.“

„Ich werde ihn erfüllen!“ sagte Liane und ihre Augen hasteten ruhig und lange am Bilde ihres Gatten.

Es war ein Sonntag, und auch in Lianens Seele war ein Gebet um Frieden für sich und den

Geliebten, dem sie heute den letzten Feiertag bereiten wollte.

Sie verstand Antonios seltsamen Wunsch. Besteht nicht alles menschliche Streben aus einer Kette von Illusionen, zerstört im Augenblick, wo sie sich zu verwirklichen scheinen, und fließt nicht an der Grenze der Ewigkeit was zeitlich lang, was kurz erschien in Eins zusammen?

Liane drückte die Hände gegen die stürmende Brust als ihr Wagen vor Antonios Hause hielt. Es war kirchenstill und mit Blumen geschmückt wie zu einem Feste. Ortego führte Liane die Treppe hinauf, aber Beider Bewegung war zu groß als daß sie versucht hätten ihr durch Worte Ausdruck zu geben. Er küßte ihr stumm die Hand als er sie durch die Vorzimmer geleitet hatte und hob, selbst zurückbleibend, die Portiere zu Antonios Gemach.

„Ich danke Dir, Liane!“ flüsterte Antonio als Auge sich in Auge versenkte als wollte Jedes die Seele des Andern austrinken mit seinen Blicken. „Sie sagen so oft, daß Leben sei ein Tag. So laß für mich einen Tag das Leben sein!“

Liane versuchte ihm zuzulächeln, aber der Schmerz überwältigte sie und sie barg schluchzend das Gesicht an seiner Brust.

Antonio hatte von der übergroßen Erregung ermattet die Augen geschlossen. Die furchtbare Krankheit, welche am liebsten nach der Jugend und Schönheit ihre gierigen Hände ausstreckt und sie oft noch mit trügerischen Reizen schmückt, hatte seinem schönen Gesichte noch nichts von ihren Schrecken aufgeprägt. Nur der feuchte Glanz seiner Augen, die sieberische Gluth seiner Wangen verriethen sie.

Antonios Wunsch schien sich auch an Liane erfüllen zu wollen. Als sie in schmerzlicher Zärtlichkeit die Arme um seinen Hals schlang und ihm die geschlossenen Augenlider küßte, da wünschte sie, ihr Gatte möchte eintreten, weil sie wußte, daß er die Hände segnend auf ihre Häupter legen würde. Sie strich ihm die dunkeln Locken aus der bleichen Stirn, sie that Alles was das Herz ihr eingab und er hörte nicht auf, ihr für das Glück zu danken.

Es giebt eine Heiterkeit in Thränen, ein Lächeln am Rande des Grabes, das nur der Glaube oder die Liebe lehrt. Das Einfachste gewährte jetzt Beiden Reiz, weil es mit und für einander geschah: daß Liane an seinem Tische saß und ihm mit ihren weißen Händen den Thee bereitete, daß sie aus seinem Glase trank, daß sie die Flammen seines Kamins vor dem Erlös-

schen bewahrte und jeden Gegenstand in seinem Zimmer mit ihren lieben Augen berührte.

Er verwandte den Blick nicht von ihr, wenn sie sich umher bewegte. Ihr Gesicht war ernster geworden als früher, der dunkle Sammt ihres Kleides ließ ihre Gestalt noch edler erscheinen, aber der kindliche Zauber ihres Wesens war geblieben.

Die Stunden flogen und trugen die stille bange Seligkeit auf ihren Schwingen davon.

Mit dem Nachmittage begann Antonio unruhiger zu werden. Seine Wangen glühten, seine Hände brannten und von der Stirn verschwand der Ausdruck der Befriedigung. Es schien auch bei ihm ein Ausbruch des Schmerzes kommen zu wollen und eine krankhafte Angst vor der Trennung besiel ihn.

„Wenn nur kein Morgen käme, Liane! Wie soll ich es ertragen nach diesem Tage?“ klagte er. Sie kniete an seiner Seite nieder und legte ihm sanft die kühlen Hände auf die brennende Stirn. Er streichelte mit der feinen ihr goldiges Haar und ließ sie dort ruhen.

„Nur einmal sage mir, Liane, was Du nie mit Worten aussprechen wolltest wie ich auch bat. Hast Du mich lieb gehabt?“

„Ich habe Dich lieb gehabt, Antonio, ich liebe Dich noch und werde nie aufhören es zu thun!“ sagte Liane. Antonio berührte ihren zitternden Mund mit seinen Lippen und sah ihr tief in die schimmernden Augen.

„Du darfst es, weil ich gehe, Geliebte,“ sagte er leise und ein Lichtschein des Friedens flog über seine Züge.

„Wird Dein Gatte mir verzeihen?“ begann er weiter.

„Er hat schon verziehen,“ sagte Liane mit fester Zuversicht.

Antonio lehnte sich zurück, Liane kniete noch immer an seiner Seite. Sie sprachen nichts mehr. Nur dann und wann verrieth ein leiser Druck der Hand ihr, daß Antonio wache.

Es wurde ganz still in dem Gemach. Man hörte nur das Flüstern des Baumes vor dem Fenster und das leise Zwitschern der Vögel in seinen Zweigen.

Auf dem letzten schimmernden Sonnenstrahl schwebte der Todesengel herein und breitete seine Flügel über die Beiden. Er hatte seine Hand auf ein ruheloses Herz gelegt und ihm Frieden gegeben.

15.

Die Rosen blühten auf Antonios Grabe. Liane lebte in tiefster Zurückgezogenheit und war in den wenigen Monaten um viele Jahre älter geworden. Durch alle Stadien des Schmerzes war sie gegangen ehe sie ihr Herz losreißen konnte von dem bitteren Weh der Erinnerung. Endlich war es still in ihr geworden — sie hatte mit ihrer Jugend abgeschlossen. Die Leidenschaft war mit Antonio ins Grab gesenkt, aber auch das Träumen der Jugend, das ungemessene Hoffen, das Ueberschätzen der Glückseligkeit, welche das Menschenloos zu bieten vermag, hatte sie mit hineingelegt. Wie allen edlen Naturen begann das Unglück auch ihr die Früchte der Selbsterkenntnis zu reichen. Lianens Leben, der trügerischen Reize beraubt, behielt seinen Hort im Gemüth und vertiefte es zu jener Innigkeit, welche nur das Resultat schmerzlicher Entschuldigungen sein kann. Ulrich Schleidens glücklicher Entschluß sein künftiges Geschick Lianens freier Selbstbestimmung anheim zu geben, rief alle Kräfte in ihr wach, welche einen Charakter bilden; und so begann der neue Abschnitt ihres Lebens mit sicherer Anwartschaft auf Glück als selbst die glänzenderen Aussichten ihrer Vergangenheit in Aussicht stellten.

Neben Antonio hatte Liane noch den Verlust eines der besten und treuesten Menschen zu beklagen, der auch ihr wahrer Freund gewesen war, Gilbert Dregos. Nachdem er Antonio alle die letzten Freundschaftsdienste erwiesen hatte, welche man einem Menschen über das Grab hinaus erweisen kann, hatte er seinem freudenlosen Leben mit einer Kaltblütigkeit ein Ende gemacht, wie man sie von einem Engländer erwartet, welcher den Spleen hat.

In dieser Zeit brach die große Handelskrisis aus, welche den stolzen Prachtbau des Glückes Tausender und Tausender zertrümmerte. Wenige Häuser blieben verschont von Verlusten und keins von Befürchtungen.

Es hatte zu den Grundsätzen ihrer Eltern und auch zu denen Ulrich Schleidens, so zu sagen zu den Grundsätzen der Verwöhnung Lianens gehört, daß sie ihr nie Einblick in Geschäftsverhältnisse, am wenigsten in unangenehme, gaben, und ihr Glück darin fanden, Liane fühlen zu lassen, daß sie sich in glänzenden Verhältnissen befinde.

Aus diesem Grunde hatte sie auch nicht erfahren, daß schon ihres Vaters Reise nach England durch die heraufziehende Gefahr veranlaßt wurde und daß sie sich dro-

hender und drohender gestaltete als ihr Gatte zum Theil aus demselben Grunde nach den Vereinigten Staaten ging. Erst als sie unabweislich geworden war und die Katastrophe nahe bevorstand, vermochte Lianens Mutter in ihren Briefen sie nicht länger über die Lage der Sache zu täuschen und Liane hatte genügend Zeit sich auf Alles vorzubereiten was kommen konnte. Sie dachte nach und wurde klar über Dinge und Verhältnisse, welche sich täglich unter ihren Augen zutragen, ohne daß sie ihrer geachtet oder sich nach ihrer Bedeutung gefragt hatte. Ihr Blick löste sich unwillkürlich los von der Vergangenheit und richtete sich auf die Zukunft.

Nichts trägt so sicher zur Vereinigung bei als gemeinsames Unglück. Lianens Gedanken waren ohne Unterlaß bei ihrem Gatten und die Trennung begann ihr immer drückender werden. Sie fühlte zum ersten Male klar und voll Freude, daß es einen Platz gebe, an welchen sie nach ihrer Neigung, ihrer Pflicht und ihrem Gefühle hingehöre. Sie wußte, daß Schleiden am bittersten um ihretwillen leide und wenn sie es auch in diesem Falle nicht verschuldet hatte, so summte es doch zu dem Kummer, welcher durch ihre Schuld auf seinem Gemüth lastete. Die Erinnerung an die Vergangenheit wurde wieder lebendig, die alte Kinderliebe mischte sich in die ernste und thatkräftige Zuneigung der Gegenwart, tausend kleine Züge, welche sie früher noch nicht zu schätzen gewußt hatte, traten ihr ins Gedächtniß, sein treues liebes Gesicht stand ihr immer vor dem geistigen Auge und das Verlangen tausendfach gut zu machen was sie ihm an Leid zugefügt, steigerte ihren Zustand zur qualvollen Sehnsucht.

Sie schrieb ihm. Sie legte ihm ihr inneres Leben klar vor bis in seine verborgensten Tiefen, sie verheimlichte ihm keinen Gedanken und flehte ihn an zu ihr zurückzukehren.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

(Ein deutscher Maler unter den Wilden.) Gerstäder erzählt: „Von allen Ländern und Theilen Südamerikas ist Patagonien noch immer das am wenigsten gekannte Land. Alle Versuche, tiefer hineinzudringen, sind bis jetzt für die Unternehmern nur höchst traurig ausgefallen, denn die Patagonier haben eine, eben nicht verlockende Gewohnheit, den Leuten, die in ihre Hände fallen und die ihnen nicht bebagen, einfach die Hälse ab-

zuschneiden, und solche, die ihnen gefallen, als Gefangene bei sich zu behalten.

„In dem letzten Jahrzehend sind mehrere solche Fälle vorgekommen. So ging ein Major Philippi von der chilenischen Südcolonie aus in das Innere, den Indianern einen Besuch abzustatten und ihr Leben und Treiben kennen zu lernen — aber er kehrte nie wieder.

„Ein anderer Deutscher wurde zwar nicht von ihnen ermordet, aber zurückgehalten, und man hat nie wieder Genaueres über sein Schicksal erfahren können. Sein Name war Simon, wie es heißt, ein Maler aus Stuttgart, den es trieb, das abenteuerliche Leben unter diesen Stämmen kennen zu lernen. Er nahm seine Guitarre mit, die er vortrefflich spielte, soll auch eine sehr hübsche Stimme gehabt haben, und mit seiner Mappe auf der Schulter zog er getrost in die Pampas hinein.

„Auch er kehrte nie wieder, und lange Jahre verfloßen, in denen er todt geglaubt wurde. Endlich verbreitete sich das Gerücht, daß ein Deutscher unter den Patagoniern lebe, der die Guitarre spiele und Bilder machen könne. Die Nachricht war bis zu den Pehenchuechen im Norden gedrungen, und vor zwei Jahren, als ein junger deutscher Kaufmann von Baldivia aus über die Cordillereu ging, um mit den dort lebenden Indianern Handel zu treiben, erfuhr er von dem damaligen Oberkassier des Handels, daß jener Deutsche kürzlich gestorben sei. Die Indianer hätten ihn aber sehr gut behandelt und ihm sogar, was er zum Malen brauchte, so wie Saiten für seine Guitarre von dem Hunderte von Meilen entfernt liegenden Carmen geholt.

„Sieben Jahre hat er jedenfalls unter diesen Stämmen gelebt, und es ist möglich, daß er jetzt gestorben ist, aber noch lange nicht gewiß, denn die Indianer können auch recht gut, da die Nachfragen nach ihm lebhafter wurden, das Gerücht seines Todes nur deshalb verbreitet haben, um nicht weiter belästigt zu werden, und meiner Ansicht nach dürfte die Sache damit noch nicht abgethan sein, sondern verlangte im Gegentheil eine genauere Untersuchung — wenn der Vermißte auch nur ein Deutscher war.“

Es ist keinem Zweifel unterworfen: dieser Deutsche war Maler Karl Alex. Simon (Schüler von Cornelius und gebürtig aus Frankfurt a. d. O.) — derselbe, welcher in Eisenach zuerst die alten Baustructuren der Wartburg entdeckte und zu deren Restauration die Anregung gab —, welcher später in Weimar die geistreichen phantastischen Compositionen für das Wielandszimmer (zu Oberon) im Schloß fertigte, dann mit seiner Familie in Stuttgart wohnte und von da nach Chile auswanderte, wo ein Schwager von ihm, ein vermöglicher Kaufmann, lebte und Ländereien zur Colonisation angekauft hatte.

(Tyroler am Pojuzu.) In seinem neuesten Werke „Achtzehn Monate in Südamerika“ (Leipzig, Costenoble, 1863) schildert G. Schäfer seinen Besuch bei den deutschen Ansiedlern am Pojuzu: „Es wohnte ein Tyroler an der äußersten Grenze der Colonie und wenn ich auch einen kleinen Umweg machen

musste ihn aufzusuchen, wollte ich doch an seinem Hause nicht vorbeigehen.

Ich hatte es nicht zu bereuen und es war ein wunderliches, halb wohlthuendes, halb schmerzliches Gefühl, hier, mitten unter den breiten Bananenblättern und Kaffeebäumen, einen echten Tyroler, mit spitzem Hut und Joppe, in seiner Sonntagstracht zu finden, der mit einem etwas verblüßten Gesicht, aber darum nicht minder herzlich, mein „Grüß Gott“ erwiderte.

„Ja wo kömmt Sie denn her?“ rief er endlich aus, „das ist ja fast eine Ewigkeit, daß kein deutscher Landsmann bei uns gewesen ist. Waren denn Sie das, der da drüben heute den ganzen Tag geschrien hat?“

„Das ist nicht übel, also habt Ihr hier mein Schreien gehört und Keiner ist zur Brücke gekommen.“

„Ja, ich hab' mer wohl gedenkt, daß es ein Deutscher sein könnt“, meinte der Mann gutmüthig, „weil er halt „hol über“ gerufen hat.“

„Und geschossen hab' ich wie viele Male.“

„Ja, schnellen haben wir's auch gehört“, lachte der Tyroler, „ein Paar Mal ist's halt net losgange.“

Hatte der Bursche sogar das Versagen meiner abgebligten Zündhütchen gehört, wußte, daß ein Deutscher da drüben sei, der herüber wollte, aber dennoch keinen Fuß gerührt, „denn mit der Wurzel (wie sie die Brücke nennen) hab' ich net gern was zu schaffen“, sagte er, „das ist ein verflitztes Ding von einer Brücke.“

Patrosch, wie der Mann hieß, war wirklich ein Charakter und hatte, wie ich später erfuhr, hier in Peru schon ganz wunderliche und interessante, ja sogar romantische Schicksale durchgemacht, wenn er selber auch Nichts weniger als romantisch ausah.

Bald nach ihrer Ankunft hier war ihm die Frau mit dem jüngsten Kinde davon gelaufen, und in das weite Land hineingezogen, er wußte selber nicht wohin. Aber das Kind zog ihn nach. Er folgte und suchte umher, fand endlich die Spur und traf nach langer Irrfahrt sein treulos Weib todt und sein Kind bei fremden Leuten, die es aber lieb gewonnen hatten und bei sich behalten wollten. Aber er mochte sich nicht wieder von ihm trennen und zog mit dem Kinde in die Colonie zurück, wo er jetzt eine Art Junggesellenwirtschaft führt.

Einen ganz ähnlichen Fall hatte ich einst in Australien gehört, nur daß dort dem nacheilenden Vater das Kind gestorben war, und der arme Mann allein zu seinem kalten Herde zurückkehren mußte.

Von hier ab zog sich der Pfad gerade in den Wald hinein; hohe herrliche Bäume, die mit tropischer Ueppigkeit die nicht zu steilen Berge bestanden. Ein Paar Mal lief der schmale Pfad auch allerdinge echt tyrolisch und etwas halsbrechend an der steilen Bank eines andern, sich in den Pojuzu ergießenden Flusses hin, weiter oben konnte ich aber schon die offenen Felder der eigentlichen Colonie erkennen und noch vor Sonnenuntergang hatte ich die ersten freundlichen Gebäude derselben er-

reicht — und doch, wie ganz anders hatte ich mir diese Colonie gedacht — auf einer weiten prächtigen Ebene ausgebreitet, die Häuser nach Art eines deutschen Dorfes, aber von Gärten umgeben, die Kirche und das Wirthshaus — die in jedem deutschen Dorfe dicht bei einander stehen — in der Mitte. Ein so geeigneter Platz mußte auch, nach meiner Meinung, für eine Colonie ausgesucht sein, die man sonst doch wahrlich nicht hätte, über beide Cordillere Rücken hinweg, in eine richtige Wüsthübe zu legen brauchen. Und wie ganz anders sauh ich hier die Situation!

In Lima hatten mir einige Leute gesagt, die Colonisten am Poyuzu wären ein faules Volk; die Männer rauchten den ganzen Tag ihren selbstgebauteu — und die sechsjährigen Jungen ebenfalls — aber mit der kurzen Pfeife im Munde haben sie in den wenigen Jahren den ganzen Wald von ihrem Flachlande rein abgeegelt und den Boden in einen Fruchtgarten verwandelt. Die Frauen legten dazu auch nicht die Hände in den Schoß und wo sie nicht daheim mit den Kindern zu thun hatten, jäteten sie und pflanzten draußen im Felde, und man brauchte wirklich nur einen Blick auf diese Felder zu werfen, um zu wissen, daß deutsche Hände darin thätig gewesen.

Hier nun, in dem ersten Theile der Colonie, wohnten die Tyroler. Die ganze Colonie besteht nämlich nicht allein aus Tyrolern, sondern auch aus Rheinländern, die sich aber, wenn gleich dicht aneinander grenzend, doch, jede Landsmannschaft für sich, angesiedelt haben. Ich werde aber nie den Eindruck vergessen, den mein plötzliches Erscheinen auf die eine Frau machte, deren Hütte ich betrat.

Die Hunde schlugen an als ich mit meinem Führer näher kam, und sie stand in der Thür. Ich war ihr aber schon zu nah, als daß sie Zeit zum Schauen oder Ueberlegen gehabt hätte. Mit einem „grüß Gott“ trat ich jetzt auf sie zu und bot ihr die Hand, und halb ihre Hand mir entgegenstreckend, sagte sie fast erschreckt: „Ja, grüß Gott? — Seid denn Ihr ein Deutscher von daheim?“ und ein Paar große Thränen traten ihr in die großen guten Augen. „Ach,“ fuhr sie nachher fort — „wir sitzen hier so weit weg in der Welt, daß ich schon gar nicht mehr geglaubt habe, noch ein anderer Deutscher könnte zu uns kommen.“

Es lag etwas ungemein Rührendes in den wenigen leise gesprochenen Worten. Die Frau selber war eine junge Tyrolerin, schlank gewachsen, mit dunklen vollen, in Böpsen gestochenen Haaren. Sie wäre hübsch gewesen, wenn sie nicht ein ziemlich dicker Hals, fast wie ein Kropf, entstellte hätte. Der Mann kam gerade vom Felde herein, ein junger starker Tyroler-Bursch mit einem Paar Spielhahnsfedern am Hute — ebenfalls mit einem verdächtig dickem Halse. Welch ein herzliches „Grüß Gott“ mir der entgegenrief, und wie er mir die Hand drückte! Natürlich sollt ich gleich hinein und Kaffee trinken — die jungen Kaffeebäume standen schon als Aushängeschild, mit

Früchten dicht bedeckt, um die Hütte herum — aber ich entschuldigte mich für heute, da ich noch den Mittelpunkt der Ansiedlung, die Pfarrwohnung, aussuchen wollte, und es war indessen spät geworden. Ich sagte aber den Leuten, daß ich einige Zeit in ihrer Colonie bleiben wolle und sie ebenfals auf ein ander Mal zum Kaffee besuchen würde.

Nicht hundert Schritt davon war die nächste Hütte, der Mann war ebenfalls ein Tyroler, die Frau aber, wie ich später erfuhr, die einzige „Protestantin“ in der Colonie, mit kleinen schwarzen Augen, dichten Augenbrauen und schwarzen Haaren, sprach den echten Frankfurter Dialekt.

Wieder eine Einladung zum Kaffee und dieselbe Entschuldigung — eben so im dritten Hause, wo eine andere Tyrolerfamilie mit entschieden ausgesprochenen Kröpfen wohnte.

Die Scenerie war wundervoll. Zur Linken stieß der Strom, weiße Schaumwellen über die ihm im Wege liegenden Felsen schlumbernd und steil, aber mit dichter Vegetation bewachsen, stiegen seine gegenüberliegenden Ufer bis zu den hohen wunderbar ausgeschuittenen Klippen empor — zur Rechten lag ebenfalls dichter Wald, aber auf leise ansteigenden Höhen, und der ebene Strich in der Mitte, über den das Auge frei und unbehindert schweifte, war durch deutschen Fleiß in einen Fruchtgarten verwandelt.

Wohl zeigten noch, besonders rechts nach dem Walde zu, eine Masse abgestorbener Waldbriesen, die ihre nackten Arme wie zornig gegen den Himmel ausstreckten, daß hier die Cultur erst begonnen sich einen Weg zu bahnen und keineswegs schon alle Hindernisse beseitigt habe, aber in dem tiefen und kühlen Schatten breitblättriger Bananenstämme lagen tief versteckt die Hütten der Ansiedler, rechts und links von niederen Kaffeewäldern und Yulabüschen umgeben, deren dunkles Blaugrün durch die lichten Wälder hochwüchsigen Maises gehoben wurden.

Und aus den Bananen heraus scholl ein frischer herzlicher Todeler, der mir fast so vorkam, als ob ich in einem unserer beschneiten Fichtenwälder den Ruf eines Papageien gehört hätte. Bananen und Todeler — es paßt eigentlich nicht recht zusammen, und Auge und Ohr müssen sich erst daran gewöhnen, solch' widersprechende Dinge zu vereinigen.

Alles verrieth übrigens den vollkommen tropischen Charakter des Landes; nicht allein die warme milde Luft und der tiefblau Himmel, sondern auch die zahlreichen Palmenkronen, die überall aus dem Laub der Wälder herausschauten, und gar wunderbar gegen das sie dicht umschließende Laubmeer abtasteten. Zum Ueberfluß schrie auch noch ein Trupp schwarzer Affen am andern Ufer drüben ihr melodisches Abendlied. Das Thal herab kam ein großer Schwarm von Papageien, ihren gewöhnlichen Schlafplatz für die Nacht aufsuchend, leise süsterte dazu der Wind in den feinen, zitternden Blättern des Zuckerrohrs.

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlfiche 6 Tblr.,
mit Stahlfichen 8 Tblr.

L i a n e.

Novelle

von

Arthur Stahl.

(Schluß.)

Als Liane den Brief abgeschickt hatte, fühlte sie sich doppelt verlassen. Ihr graute vor ihrer Einsamkeit in dem großen Hause. Wo waren all' die heitern Laute, welche ihr jetzt wie Musik klingen würden, ihrer Mutter munteres Lachen, wenn sie den Morgengruß brachte, ihres Mannes rückkehrender Schritt mit dem laut klingelnden Zuwerfen der Hausthür, wo des Kleinen Pfeifen, Peitschentkallen und Trommeln, wo der süße Laut Mama, Mama!?

— Hier war er! Hier aus dem Briefe in ihrer Hand drang er ihr durch die Augen in das Herz. Ihr Gatte hatte ihn zwar nicht geschrieben, nur die Adresse und das Datum waren von ihm; aber er hatte dem Kinde die Hand geführt — die kleine runde Patschhand, mit der spritzenden Feder, den schwächtigen Haarstrichen und den kühnen Anfangsbuchstaben! — Und zwischen jedem Worte sah und fühlte Liane Ulrichs Grüße und seine treue Liebe.

„Meine allerbeste Mama, schrieb Hänschen — ich möchte viel lieber wieder bei Dir sein als noch

länger hier bleiben und das sagt der Papa auch; aber Du schreibst nicht und so lange mußten wir warten. So schreibe doch, liebe Mama! Hier spielt Niemand mit mir wie Du, die Bethy wickelt den Brummküchel immer falsch auf und auf dem Spielplatze waren heute gar keine Kinder, blos zwei Hündchen und ich.

Dein Hänschen.“

Es war ein Jubel in Lianens Herzen wie sie noch nie empfunden hatte. Jetzt mußte ihr Brief in Schleidens Händen sein und sie durfte ihn und den Knaben vielleicht schon in wenigen Wochen erwarten. Sie wußte nicht wie sie bis dahin die Zeit zubringen sollte; ganz unvermerkt wurde sie thätig und, was sie nie gewesen war, eine Hausfrau. Das hat auch die rechte Zuneigung vor der Leidenschaft voraus, daß sie sich nicht begnügt mit Aufwallungen des Gefühls und Gaben des Herzens, sondern praktisch sorgen und schaffen will; daß sie nicht ins Blaue träumt, nicht Unermeßliches vom Schicksal verlangt, aber stets für die Gegenwart und das Nächste besorgt ist; und bei ihrem Thun nicht nach seiner Bedeutung oder seiner poetischen Außenseite fragt, sondern einfach nach dem Genügen des Herzens.

Ulrich Schleiden war über England gegangen und hatte von dort mit Lianens Eltern die Rückreise gemeinschaftlich angetreten. Endlich kam der Tag, welcher Liane die treuen Menschen zurückbrachte, die sie mit Zärtlichkeit getragen hatten so lange sie lebte. Nur

sie selbst war verändert, aber nun auch fähig zu schätzen und zu verstehen was sie besaß.

Vianens und Ulrichs Freude war zu tief, um laut zu sein. Sie gaben einander keine Versicherungen, sie erwähnten der Vergangenheit kaum, aber wenn Viane in seine treuen Augen sah und ihr eigenes Gefühl befragte, so wußte sie, daß sie in einen Hafen des Friedens eingelaufen sei, der von keinem Sturme des Lebens mehr erreicht werden könne. Und doch brachte schon die nächste Zeit das Ungemach, welches ohne solchen Anker das äußere und das innere Glück so Vieler zerstört. Die Verluste, welche beide Familien erlitten hatten, waren so groß, daß ihnen, nachdem sie alle Verpflichtungen erfüllt hatten, welche ihr Gewissen von ihnen verlangte, nur wenig von ihrem frühern Reichthum blieb. Vianens Eltern und Schleidens waren tief davon gebeugt, hauptsächlich um Vianens willen und sonderbarer Weise war gerade sie es, die das Unglück kaum als solches empfand. Sie wollte ferner in keiner Illusion befangen bleiben, sie verlangte Alles zu wissen und als ihr gewillfahrt war, wurde sie mit ihrem Muth und ihrer Heiterkeit die Stütze, welche die Andern aufrecht erhielt. Sie trug das Wesentlichste zu dem Entschlusse bei den Wohnort zu wechseln und nicht durch künstliches Aufrechterhalten äußeren Glanzes und eines Hauses, das im großen Style geführt war, neben dem wirklichen Unglück der Selbsttäuschung und der Unwahrheit gegen Andere gefährlichen Spielraum zu geben.

Sie gingen nach Holland, Leonore Schleidens Heimath. In der Nähe einer der größeren Städte fanden sie einen ländlichen Besitz, der ihrem Geschmack entsprach. Zwar hatte er nichts von der Pracht und dem Luxus der Einrichtung des frühern aufzuweisen, aber dafür war er von allen Reizen einer lieblichen Natur umgeben, deren wohlthuendem und stets säufstigem Einfluß sie unwillkürlich Auge und Gemüth erschließen mußten.

Vianens Eltern kränkelten eine Zeit lang an den veränderten Verhältnissen und der verletzte Stolz wollte sich manchmal regen; aber als die Lage völlig geordnet war, als sie einfahen, daß sie trotz der künstlich gemachten Bedürfnisse doch einfach geblieben waren und kaum entbehrten, daß ihre Kinder glücklicher waren als je zuvor und der kleine Lockenkopf prächtig gedieh, da gestanden sie sich beschämt, daß sie doch das Meiste für die Augen der Leute gethan hatten und daß von Dem, was die eigentlichen Güter des Lebens ausmacht, nichts für sie verloren sei.

Wahrhafter Segen aber erwuchs für Viane aus diesem Schicksale. Sie schwankte nicht mehr, sie wurde freudiger mit jedem Schritte auf dem neuen Wege, den sie klar und bewußt verfolgte. Die Bedingungen, welche nöthig gewesen ihren Charakter zu bilden, waren erfüllt. In der freiwilligen Beschränkung ihrer Wünsche, in der Thätigkeit, welche ihre Kräfte verwerthete, in dem Glück ihres Gatten fand sie die tiefste Befriedigung und immer verklärter erstand in Weider Erinnerung das Andenken Antonios.

Die Wunderinsel von Mascali.

Historische Novelle

von

Günther von Freiberg.

Motto: Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Occident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Schatten seiner Hände.
(West-östlicher Diwan.)

1.

Barbarossas Enkel.

Tiefblauer Ocean, wie ein Saphirgürtel schwingst du dich um die Ostküste Siciliens und spiegelst eine weiße Stadt auf deiner transparenten Fläche wieder! Myrtengärten, Lorbeer- und Olivenhaine kränzen diese Stadt; zackig springen ihre Mauern* in das Meer hinein, hell und heiter auf dem felsigen Gestade liegen ihre Häuser; — über ihnen dampft der Aetna, unter ihnen braust das Meer; so bauten die Sarazenen sich an unter dem klugen Chalifen Harun al Raschid; und heute noch steht dieses Mascali an der Meerenge von Messina, und heute noch fließt maurisches Blut in den Adern seiner Bewohner. Der Typus der wunderschönen Söhne Ismaels ist ihnen geblieben. Aber ungleich belebter und prächtiger als heute zeigte sich die Stadt im Jahre nach Christi 1225, da noch den letzten Sonnenkindern der Aufenthalt im Reiche der Christen gestattet war und ihre Colonien sich längst der gelben Küste ausbreiteten, gleich bunten Edelsteinen auf goldenem Grunde.

Damals war er noch ihr Gebiet, der stolzen Moslem vielbestrittene Eroberung; noch herrschten dort

die Männer karg an Worten, reich an Thaten, die Abkömmlinge der prächtigen Fatimiden und Abencerragen, welche dort das Gastrecht des römisch-deutschen Kaisers energisch fest hielten und keinen Fuß breit vor der Gewalt des immer mächtiger werdenden Alerus zurückwichen. Ein Stück muhamedanischen Paradieses hatten die Colonien sich durch sechs Jahrhunderte, mitten unter dem finstern Mönchswesen und den Vorgängern der Inquisition erhalten, ein heller Lichtpunkt am gewitterschwarzen Horizonte. Wie die Dunkelmänner aber das Licht verabscheuen, weiß die Welt und hat es oft empfunden.

Da lag es nun, das schöne Mascali, dem Heiligen von Assisi ein Dorn im Auge; dem Kaiser ein Stein des Anstoßes im unumschränkten Reiche; da lag es so verlockend am blühenden Strande unter Palmenwipfeln und Pinienkronen.

Nicht weit von seinen Mauern, aber auf christlichem Gebiete stand eine massenhafte Burg im gothischen Style, von deren Zinnen das deutsche Banner wehte und auf deren Thüren das Kreuz leuchtete. Dieses hohe gebietende Castell stand Mascali gegenüber wie eine versteinerte Herausforderung, denn es gehörte dem Herrscher, dessen Haupt sieben Kronen zierten, dem Enkel Barbarossas, dem hochgesinnten, lebensfreudigen Friedrich II.

Er zählte einunddreißig Sommer; es war zur Zeit des verhängnißvollen Reichstages zu Cremona und der Zurüstungen für den Kreuzzug, welchem er dem Papst gelobt hatte. Er war schön wie der Lohengrin, der aus einem Reiche des Glanzes auf diese dunkle Erde herniederstieg und sein lebendiges Herz glühte für Dichtkunst und Minne. Daher kam es, daß sein romantischer Sinn ihn oft den mühseligen Staatsgeschäften untreu machte und ihn in der Einsamkeit seiner Lustschlöffer das Schwert mit der Mandoline vertauschen ließ.

Zu solchen Erholungen pflegte der goldlockige Friedrich die reizenden Nachbarinseln Parthenopes, wie weiland Barbarossa, zu wählen; am liebsten aber zog er sich auf das Castell bei Mascali zurück, weil dessen tropische Umgebung einen zauberischen Eindruck auf sein leidenschaftliches Gemüth ausübte.

Alte, verklungene Sagen verkünden uns, das Castell habe alsdann mehr der Sommerresidenz eines üppigen Salomo, als der Feste eines deutschen Heldenkaisers geglichen. Auch singen noch die Korallenfischer des Golfes uralte Weisen, worin sie des Kaisers „con chioma bionda“ erwähnen wie er in einem

Nachen mit schönen Frauen und Minnesängern lachend über das Meer fährt. Wunderbares Gemisch des germanischen Elementes mit der Gluth des Südens, die das Geschlecht der Hohenstaufen zu Asche brannte und vernichtete!

Friedrich hatte von seinem Vater weder das deutsche Gleichmaß, noch von seiner Mutter Constanze die normännische Laune geerbt. Er war zu Ancona geboren und italienisches Blut floß in seinen Adern, die immer feuriger schlugen, je tiefer er in den Süden seines Reiches gelangte.

Eben dort, auf der Feste bei Mascali, finden wir ihn zu Anfang unserer Erzählung. Der Kaiser befand sich in der besten Laune; seit vielen Wochen war er frei von jenen Verstimmungen, die man so häufig in Rom, in der Lombardei und im Schwabenlande an ihm bemerkte. Früh vor Sonnenaufgang saß er schon hoch zu Ross an der Spitze eines Jagdzuges und es ging auf die Reiherbeizge. Um die Mittagsgluth, wenn die Höflinge beim Becher ausruhten, saß er im kühlen Gemach, seine Lieblingsdichter lesend. Gegen Abend ging es an ein Schwärmen in den Gärten oder auf dem Meere bis tief in die Nacht hinein.

Desto verwunderter standen eines Morgens die Leibpagen und der Kammerzweig, als die Stimme ihres hohen Gebieters ungewöhnlich zornig und aufgebracht hinter der eichengeschnitzten Thür seines Bogengemaches klang. Das neugierige, buntgeröckte Völkchen mit auslauschenden, vorwitzigen Gesichtern stand auf der Schwelle der Thür in dichte Gruppen gedrängt und versuchte den Zusammenhang eines entfernten, sehr lebhaften Zwiegesprächs zu verstehen. Kopfschüttelnd, achselzuckend umlagerten sie den erzenen Klopfer des Thürschlosses, doch Keiner gönnte dem Andern den Vortritt, so daß ein Drängen und Stoßen entstand, bis der Zwerg einem schlanken Junker auf die Schultern sprang, diesem die Augen zuhielt und nun selbst den Schlüssel behutsam aus dem Schlosse zog, daß die Aussicht durch das Schlüsselloch frei ward, und die Mißgestalt ihr blinzelndes Auge dicht an die Oeffnung drückte.

„Was siehst Du, Affe?“ fragte es im Chore mit leiser Stimme, „denn im Vorzimmer eines Herrschers muß es allezeit fein und gesittet zugehen.“

„Dacht' ichs doch, die graue Rutte selbst bei ihm,“ flüsterte der Kleine; „es ist der König des Bettelordens, der sich vermist mit des Kaisers Majestät zu rechten —.“

„Ach, der Heilige!“ versetzten die Pagen; Einige mit Hohn und Achselzucken, Andere, indem sie sich voll Andacht kreuzigten oder das Knie im straffen Seidentricot ehrfurchtsvoll beugten.

Der gliedergeschmeidige Bursch, der in der Stellung einer Caryatide den Zwerg auf dem Rücken getragen hatte, schüttelte sich jetzt die lächerliche kleine Figur ohne Weiteres ab, erhielt dafür einen garstigen Kniff von dessen spitzigen Fingern in die Wade und blickte nun statt des Kleinen in das Bogengemach.

Darin standen zwei Männer im Eifer eines heftigen Streites sich gegenüber; der eine jung, rüstig, ein Halbgott von Aussehen und Geberde; der Andere eine greise hagere Gestalt, ausgemergelt die Züge, eingefallen die Brust, die Glieder gebeugt wie unter erdrückender Last und doch um einen Kopf den Andern überragend.

Der Jüngere, im prächtigen Hausgewand, der Alte eine graue Kutte aus gröbster Sackleinwand auf bloßem Leibe, durch einen Strick gegürtet; und dennoch sah er aus seinen fanatisch lodernden Augen siegesgewiß zum schönen, zum jungen Kaiser empor und auf sein ernstes gewaltiges Antlitz hin hätte man auch den Mönch in der Kutte für den Herrscher eines Reichs gehalten, wenn auch eines Reiches des Mysticismus, der Religionschwärmerei, während um den Kaiser her alles Licht, Glanz und Leben athmete.

In großer Erregung ging Friedrich auf und ab; Gluth und Blässe wechselten auf seinem schönen Gesichte. Eine gewisse heilige Scheu dem frommen Manne gegenüber schien allein seinen Zorn in Schranken zu halten, denn eine krankhafte Ungeduld gab sich deutlich im Zucken seiner Lippen, im heftigen Wogen seiner Brust zu erkennen. Eine lange Pause war in dem heftigen Gespräch entstanden; regungslos verharrte der Mönch am Tische, auf welchem die Laute, zierlich geschriebene Minnelieder und Blumen in holder Unordnung durcheinander lagen. Seltsam nahm der dunkle Bettelmönch sich aus in der heitern Umgebung, dem hellgekleideten Friedrich gegenüber.

Der Kaiser war mit untergeschlagenen Armen und zusammengezogenen Brauen an das Bogensfenster getreten und ließ den unbestimmten Blick über die farbenleuchtende Landschaft, über die Citronengärten und die lockende Wogentiefe gleiten.

Lange Zeit redete weder der Kaiser noch der Greis eine Silbe.

Endlich näherte Letzterer sich dem Kaiser, mit tiefer vollkräftiger Stimme anhebend: „Vergiß nicht,

o Herr und Kaiser, was schon der weise Salomo in den Sprüchen sagt —.“

Des Kaisers brennend blaues Auge rollte unter den dichten dunklen Wimpern.

„Laß Dein Herz nicht weichen auf ihrem Wege und laß Dich nicht verführen auf ihrer Bahn,“ fuhr der Ordensbruder in lateinischer Sprache fort.

„Endigst Du?“ kam es drohend über des Kaisers Lippen.

„Ich endige, mein Gebieter, mein Bruder in Christo.“ Der Mönch neigte in stolzer Demuth sein Haupt.

Erleichtert athmete der Kaiser auf, als sein Gegner die Kapuze über die Tonsur zog.

Bevor Franciscus das Gemach verließ, erhob er feierlich die Rechte, um das Zeichen des Kreuzes über Friedrichs Stirn zu machen; der blonde Hohenstaufe aber ergriff die magere Hand des heiligen Mannes heftig mit seinen beiden Händen und hielt sie fest.

„Nicht heute Deinen Segen, Franciscus, nicht heute! Ich kann ihn zu dieser Stunde nicht reines Herzens empfangen, wahrlich nicht! — Laß es klar zwischen uns werden, bevor Du mir die Gnade unseres Heilands ertheilst!“

Noch einmal neigte der Scheidende sein Haupt. „Es wird klar zwischen uns werden, — heute Nacht.“

Friedrich entließ mit erzwungener Ehrerbietung den Besuch, der ihn so in Wallung gebracht hatte.

Der Bettelmönch schritt schweigend durch die Vorhallen, rechts und links den knienden Pagen und Hellebardierern den Segen austheilend.

Friedrich von Hohenstaufen befand sich allein. Kopfschüttelnd stand er lange auf derselben Stelle, stützte tiefsinnend den rechten Arm auf einen Säulenvorsprung des Fensterpfeilers und ließ das Kinn auf die Hand sinken.

„Nachgerade, tritt jener Verdacht, den der Heilige in mir wach gerufen, so hart an mich heran? Ei, steh' ich nicht in eitel Gluth und Flammen? Ich, ein Kaiser, der Launen, die nie zu stillenden Begierden einer Welt gleich Gängelbändern in seinen Händen zügelt? Woher der unbegreifliche Unmuth in meiner Brust? Bin ich auf der Höhe, wo ich stehe, nicht abgehärtet gegen Schmerz und Enttäuschung? Und doch, es trifft jedes Mal, es geht mir durch die Nerven, wenn ich betrogen werde, und gerade hier, wo ich so fest gebaut hatte, wo ich vor lauter Andacht

nicht zu lieben wagte! Bei meinem Anherrn, Carolus Magnus, Eva ist die Mutter von Allen — daß wir die Thoren es so gern vergessen! Wohlau, ein Traum ist wieder zu Ende!“

So redete der Kaiser vor sich hin; dann das reiche Gelock aus der Stirn werfend, trat er auf den Tisch zu, ergriff einen Metallstab und schlug damit auf eine silberne Platte, die auf goldenen Löwenklauen ruhte.

Als bald trat der aufwartende Page ein, die Hand auf dem Herzen und neigte sich tief.

„Zolanthe!“ sagte der Kaiser, einen Zug aus dem Becher schlürfend und warf sich in einen Armsessel.

Der Page wiederholte draußen diesen Namen dem Zwerge; dieser winkte dem Hofnarren und wisperte ihm ebenfalls in das Ohr: „Zolanthe.“ Der Hofnarr nickte, blies die Backen auf und wandte sich an seinen Nachbar den Läufer. Der Läufer erhob sich, ging die Halle entlang, sagte einem Thürsteher etwas ins Ohr und kehrte auf seinen Platz zurück. Gott weiß zu wem der Thürsteher erst wieder ging und wie oft der Name Zolanthe wiederholt ward, bevor des Kaisers Befehl vollzogen werden konnte.

Unterdessen sang eine melancholische Mädchensstimme unter Friedrichs Fenster eine wilde wunderfame Weise.

Der Kaiser sprang empor; er wollte dem Fenster zuweilen, doch faßte er sich und blieb stehen.

Der Gesang kam näher, so daß er die Worte deutlich vernehmen konnte:

„Ich liebe nur was mich verzehrt,
Kann nur im Feuer leben;
Ach möchtest Du stets unverehrt
Im ew'gen Frühling schweben.“

„Ha!“ rief der Kaiser, „hätte ich den Salamander für eine Deutsche gehalten, dann freilich verrieth ich keinen Scharfsinn. Wer so singt ist eine Flamme, wie anders sie auch sprechen mag!“

Und aus dem Fenster weit hinausgebogen rief er jetzt in die Blumenwildniß hinab:

„Zolanthe!“

Ein Pinienapfel flog durch das Fenster.

Unten schallte ein helles Lachen; der Kaiser aber stieß den Pinienapfel mit dem Fuße, daß er in einen Winkel des Zimmers rollte.

„Ein Verhör wäre unklug,“ murmelte Friedrich, „denn sie ist von einem Stoffe, der der Folter widersteht. Sie hat den Troß, der eines Kaisers Mündel

geziert. Mag es für's Erste bei einer Beobachtung bleiben.“

Es pochte leise an eine niedrige Glasthür, deren bunt eingebraunte Wappenschilder das Licht aus einer offenen Loggia erhielten.

„Favorisen,“ sagte der Kaiser, indem er sich über ein Notenheft beugte und darin blätterte, um Erregung zu verbergen.

Die Thür sprang auf, eine zarte Mädchengestalt erschien auf der Schwelle und lauschte in das Gemach.

Der Kaiser wandte sich nicht um nach dem reizenden Besuch, sondern blätterte weiter.

Die Eintretende schien durch diesen Empfang nicht entmuthigt. Leicht wie eine Antelope schwebte sie auf den Kaiser zu und warf ihm eine lange grüne Weinrebe, die sie in Händen hielt, wie eine Schlinge um die Schultern.

„Er ist gefangen, der Königsaar!“ jubelte sie und blickte aus ihren wildschönen Augen dem Kaiser ins Gesicht.

Während eines Augenblicks ließ er sich, von der Rebe umspunnen, festhalten und schaute auf Zolanthe.

Sie war ein reizvolles Kind von sechszehn Jahren, schlank wie eine indische Maid, lebhaft wie aus Luft und Feuer gewoben. Sie war nicht gar so blendend schön, doch entzückte und fesselte sie den Blick mit unwiderstehlicher Gewalt. Wodurch? Das war eben unbefschreiblich.

„Liebe mich,“ baten diese Augen, diese Lippen. Zur Liebe, zur Verschwendung allein schien dieses elfenhafte Wesen geschaffen. Gefährliche Naturen, Sonnenblumen, die nur vom Glanz leben, in der dunkeln Wirklichkeit erlöschen.

Was hätten diese schmalen Finger anders vermocht als Blumen zu pflücken und damit um sich zu werfen? Diese feinen Füße, hätten sie anders als auf Teppichen, auf gepflegten Blumenwiesen schweben können? Dieser schlankte, fast zerbrechliche Körper, war er nicht berechtigt sich in köstliches Linnen und orientalische Seide zu kleiden? Woher kam dies verlockende Irrlicht und wohin wehte es die Allgewalt der Bestimmung, die es weiß, wohin der Rauch der Kerze schwindet?

Ähnliche Betrachtungen gingen dem Kaiser bei Zolanthes Anblick durch den Sinn. Er dachte bei sich: sollte man sie nicht anders behandeln müssen als

alle diejenigen, welche mit ihr auf Erden wandeln? Aber seine Milde wurde verdrängt durch neu aufsteigendes Mißtrauen. „Bei so viel Durchsichtigkeit so tiefe Verstecktheit!“ grollte sein Herz und unwillig zerriß er die Kette, die ihn in Zolanthes Macht gefesselt hielt.

„Gelt,“ zürnte sie schelmisch wie ein verzogenes Kind, „es bedarf anderer Bande, um den kaiserlichen Herrn zu fesseln?“

„Wie kommst Du hierher?“

„Kieft Du mich nicht, o Herr?“

„Ja.“

„Und es nimmt Dich Wunder, daß ich gehorche?“

„Vielleicht.“

Zolanthe stuzte, zuckte die Achsel und blieb betroffen stehen. Da der Kaiser aber nichts weiter sagte, so ging sie an das Fenster und kauerte sich auf die Marmorbrüstung.

Ihr Profil hob sich von dem wolkenlosen Frühlingshimmel scharf und lieblich ab.

Verstohlen schweiften Friedrichs Blicke von den Pergamentheften und Notenblättern weg; — liebevoll schaute er zu dem Mädchen im Jasminblüthenkranz hinüber. Da hefteten sich Zolanthes Augen auf einen Punkt in der Ferne; der Kaiser folgte der Richtung ihres Blickes und ein wilder Ausdruck entstellte sein schönes Antlitz. Er preßte die Hand wider das Herz, als wollte er von außen das aufsteigende Gewitter hinabkämpfen.

Zolanthe sah nichts von dem Allem; immer blickte sie unverwandt nach einem grünen Inselgarten, der sich in geringer Entfernung aus den ultramarinfarbenen Wellen erhob.

Nur zuweilen, wenn der leise Wind ihr eine der Convolvulusranken, die das Fenster umzogen, ins Gesicht trieb, griff sie mit der Hand über sich, haschte nach dem Schlinggewächs und riß gedankenlos die violetten Blumen ab.

„Wäre es möglich?“ sann der Kaiser, „sie kam doch niemals über die Grenze des Gartens hinaus.“

Da wendete Zolanthe ihr anmuthiges Köpfchen von der farbenschimmernden Landschaft ab, und lächelte, unschuldig wie der Frühling, nach dem Kaiser hin. Jedensfalls schien sie eines aufmunternden Wortes ihres hohen Vormundes gewärtig und, da er schwieg, und immer stummer ward, sprang sie auf, ging von

selbst auf ihn zu und kauerte sich auf das Bärenfell zu seinen Füßen nieder.

„O die böse Falte auf meines gestrengen Herrn Stirn! Eine so schöne Stirn und solch ein garstiger Strich! Ach, daß Zolanthe eine Blume wäre! — sie duftete ihrem Kaiser süßen Balsam in das erzürnte schöne Antlitz; dann dürfte ich auch singen oder schwagen, Worte und Töne sind doch zu geräuschvoll für den Verdrossenen.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Amerikanische Frauen.) In New-York giebt es außer den Omnibus noch eine ähnliche Art Wagen, die in der Straße auf Schienen laufen wie die Eisenbahnwagen. Der Engländer Trollope, der, wie schon erwähnt, ein Werk über Nordamerika schrieb, sagt bei Gelegenheit über diese Wagen:

Ich gab es bald auf, einen Sitz in diesem Wagen zu behalten. Ich setzte mich gewöhnlich außen auf das Eisengeländer, und da mir da meist der Conducteur auf dem Schoße saß, war ich einigermaßen geschützt. In dem Inneren dieser Wagen waren die New-Yorkerinnen, ich gestehe es, zu viel für mich. Kaum hatte ich einen Platz eingenommen, als mich ein stummes ausdrucksloses, aber doch einbringliches Anstarren aufforderte, meinen Platz abzutreten. Aus Furchtsamkeit, wenn nicht aus Galanterie, gehorchte ich immer und da dies zur Unbehaglichkeit und Gereiztheit führte, zog ich es vor, lieber den Conducteur auf dem harten Geländer draußen auf dem Schoße zu tragen.

Wenn ich hier ein Wort gegen die Frauen in Amerika zu sagen scheine, so verstehe man mich recht, nämlich, daß ich es nur gegen eine gewisse Classe sage, und ich gebe zu, daß selbst diese Classe achtbar, intelligent und, wie ich glaube, fleißig ist. Ihr Benehmen aber ist mir verhaßter als das irgend anderer Menschen, mit denen ich irgendwo zusammengetroffen bin. Ich kann ferner mit dem, was ich zu sagen habe, nicht eher beginnen, bis ich meine Entschuldigung weiter geführt habe, damit ich nicht vielleicht von einigen Amerikanerinnen mißverstanden werde, die ich nicht allein von meinem Tadel ausschließen, sondern in die wärmste Lobeserhebung einschließen möchte, welche meine Worte über diejenigen des weiblichen Geschlechts aussprechen, die ich über alle Andern liebe und bewundere. Ich habe amerikanische Damen gekannt, kenne solche noch und hoffe mehr noch kennen zu lernen, die so schön, so anmuthig, so lieblich sind als Schönheit, Anmuth und Lieblichkeit im Bereiche der Sterblichen nur immer gehen können. Sie gehören zu der Aristokratie des Landes, wodurch sie auch aristokratisch

geworden sein mögen. In Amerika fragt man nicht nach ihrer Geburt, nach ihrer Erziehung oder nach ihren früheren Namen. Ihre aristokratische Macht tritt in jedem Worte und in jedem Blicke zu Tage. Das ist nicht bloß bei denen der Fall, welche reiseten oder reich sind. Ich habe amerikanische Frauen mit Familie und beschränkten Mitteln gefunden, welche die große Tour über den Ocean noch nicht gemacht hatten. Diese Damen sind über alle Beschreibung reizend. Nicht bloß ihre Schönheit ist es. Hätte Wendell Phillips von solchen gesprochen, so würde er mit Recht gesagt haben, sie haben Gehirn in allen ihren Gliedern. So viel von denen, die schön, anmuthig und lieblich sind, und nun ein Wort über die, welche mir weder schön erschienen, noch viel weniger aber anmuthig und lieblich sein können.

Es ist eine schwere Aufgabe, von einer Frau Uebles zu sagen, ich glaube aber, daß der, welche rühmt und preiset, auch die Pflicht hat zu tadeln und zu schelten, was tadelnswerth und scheltenswerth ist oder zu sein scheint. Der Novellist hat meist die Sanftmuth, die Lieblichkeit und Liebenswürdigkeit oder Liebesneigung der Frauen zu schildern und dies thut er, während er nach besten Kräften nach der Natur malt. Wenn er aber nur das besingt, was lieblich ist, während doch nur zu häufig das Gegentheil sich zeigt, wird sein Gesang zuletzt unwahr und lächerlich. Die Frauen haben das Recht, von den Männern viel beobachtet zu werden, aber nicht in der Weise, welche sich mit Wahrheit nicht verträgt. Die Frauen dürfen nach den conventionellen Gesetzen der Gesellschaft viel von den Männern verlangen, nichts aber, wofür sie nicht etwas Entsprechendes gewähren. Es ist ganz in der Ordnung, daß ein Mann im Geiste vor der Anmuth und der Schwäche eines Weibes kniet, nicht aber, daß er im Geiste, oder in der Wirklichkeit da kniet, wo es weder Anmuth noch Schwäche giebt. Ein Mann soll einem Weibe für ein Wort, für ein Lächeln, für einen bittenden Blick Alles gewähren. Dagegen sehe ich nicht ein, warum er ohne bittenden Blick, ohne Wort, ohne Lächeln so viel gewähren sollte.

Die glücklichen Vorrechte, welche Frauen in unserer Zeit genießen, besitzen sie von der Ritterzeit her. Dieser Geist der Ritterlichkeit lehrte die Männer dulden und ertragen, damit die Frauen sich wohl befänden; er lehrte auch im Allgemeinen die Frauen, das ihnen bereitete Wohlbefinden mit Anmuth und Dank annehmen. In Amerika aber ist der Geist der Ritterlichkeit in die Männer tiefer eingedrungen als in die Frauen. Man darf nicht vergessen, daß in jenem Lande materielles Wohlbefinden wie Erziehung in größerer Ausdehnung bestehen, als bei uns und daß deshalb dort Männer ritterlich zu sein gelernt haben, die bei uns bei weitem noch nicht so weit vorgeschritten sind. Das Benehmen der Männer gegen Frauen ist überall in den Vereinigten Staaten ein sehr freundliches. Sie haben das sehr gelernt. Die Frauen aber scheinen nicht so weit vorgeschritten zu sein als die Männer. Sie wissen zwar sehr gut, welche Vorrechte die Ritterlichkeit ihnen giebt, haben aber noch keine Idee von der Erwieberung, welche die

Ritterlichkeit von ihnen verlangt. Die Frauen der Classe, welche ich meine, sprechen immer und ewig von ihren Rechten, scheinen aber eine höchst schwache Vorstellung von ihren Pflichten zu haben. Sie bedenken sich keinen Augenblick, von den Männern Alles das zu beanspruchen, was ein Mann einer Frau wegen wohl thun und hingeben kann, aber sie thun es ohne etwas von der Anmuth, welche das Verlangen in die Gewährung einer Gunst umwandelt.

Ich habe viel davon in den verschiedenen Städten Amerikas gesehen, mehr aber in New-York als sonst irgendwo. Ich hörte junge Amerikaner darüber klagen und schwören, ihr ganzes Verhalten den Frauen gegenüber müsse umgestaltet werden. Ich hörte auch Amerikanerinnen mit Ekel und Widerwillen davon sprechen. Ich selbst hatte bei verschiedenen Gelegenheiten jenes Gefühl einer Amerikanerin gegenüber, das die zu große Nähe eines unreinen Thieres hervorbringt. Ich sprach davon schon bei Gelegenheit der Straßenbahnwagen, weil ein unglücklicher Mann in keiner Lage des Lebens solchen unweiblichen Grausamkeiten mehr ausgesetzt ist als in einem dieser Fuhrwerke. Die eintretende Frau zieht eine ungestaltete, schmutzige Masse von Drahtgeflecht oder Stahlreifen, welche sie ihre Crinoline nennt, nach sich und diese Masse trägt so viel zu ihrer Anmuth und Bequemlichkeit bei, wie ein Holzblock bei einem Esel, wenn dieser Block ihm an ein Bein gebunden wird. Auf diese Crinoline achtet sie sehr, aber nicht etwa in der Weise, wie sie mit einigem Anstande in den Wagen hereingebracht werde, sondern sie schlägt sie den Männern an die Beine und hebt sie mit Macht über die Knie derselben hinweg. Eine Berührung durch ein echtes und wirkliches weibliches Kleidungsstück ist an sich etwas gar Weiches und Angenehmes, aber diese Schläge mit den Finnen einer Harpie sind widerwärtig. Sind zwei Frauen beisammen, so sprechen sie laut mit einander, denn sie sind der Meinung, von Bescheidenheit sei bei dem jetzigen Zustande der Frauenrechte keine Rede mehr. Bescheiden ist, wie gesagt, eine solche Frau nicht, eher das Gegentheil. Sie ignorirt die ganze Welt um sich her und wenn sie mit hochgehobener Nase, mit von Affectation fast breit gedrückttem Gesichte dasitzt, will sie damit laut erklären, sie wisse und beachte nicht, ob irgend ein Mann in ihrer Nähe sei. Sie spricht, als halte sie in ihrer weiblichen Würde die Nähe der Männer ganz so wie die Nähe von Hunden und Katzen. Sie sind allerdings da, aber sie hört nicht auf dieselben, sieht sie nicht und erkennt sie nicht durch die Höflichkeit einer Bewegung an. Aber ihr Gesicht straft sie immer Lügen. Bei ihrer angeblichen Gleichgültigkeit verräth sie doch recht wohl, daß sie Alles weiß. Wer kennt nicht das schüchterne Gesicht eines Mädchens, wenn es allein unter Männern ist und fühlt, sie müsse sich zurückgezogen halten? So viele Männer um sie her sind, so viele Ritter hat eine solche, die sicherlich Alles für sie thun, wenn eine Gelegenheit sich dazu darbieten sollte. Findet die Gelegenheit sich nicht, so bleibt das Mädchen gewiß unbelästigt, aber keineswegs, wie sie mit Unrecht meint, unbeachtet. Bei der aber, von welcher ich spreche, ist jede Bewegung ihres Körpers

und jeder Ton ihrer Stimme eine mißlungene Fliege. Sie sieht Einem led in das Gesicht und man steht auf, um ihr seinen Platz zu überlassen. Man steht auf nach seinen alten Ansichten und Ueberzeugungen und aus Artigkeit, die man der weiblichen Kleidung stets erwiesen hat, selbst wenn sie Häßlichkeit und Mißgestalt bedeckt. Sie nimmt den Platz, von dem sie verdrängt hat, an, ohne ein Wort zu sagen, ohne ein Kopfnicken. Sie dreht sich herum, schlägt Einem die Schienbeine mit ihren Reisen, ihre Nase aber ist noch immer nach oben gerichtet und sie lenkt die Aufmerksamkeit ihrer Freundin auf einen stehenden Mann, als ob dieser Platz auch vacant und deshalb ebenfalls zu ihrer Verfügung wäre. Vielleicht hat aber der Mann gegenüber eigne Ansichten von Ritterlichkeit. Ich habe dergleichen gesehen und freute mich darüber.

Solche Weiber trifft man täglich und stündlich überall in den Straßen. Bisweilen findet man sie auch in Gesellschaften und hier machen sie sich wo möglich noch verhafter als anderswo. Wer sie sind, woher sie kommen, warum sie andern Frauen so ungleich sind, mag Jeder für sich auszumachen versuchen. Sagen wir nicht von zufälligen Bekanntschaften, nach einem halbstündigen Gespräche, ja nachdem wir eine halbe Stunde nur in einem Zimmer mit ihr verbracht haben, die Dame wisse sich vortrefflich zu benehmen, eine andere nicht? Der Contrast besteht überall, nirgends aber so stark als in Amerika. An andern Orten sind die Frauen anständig, vornehm oder gemein, in Amerika dagegen reizend oder widerwärtig.

(Ein entsetzliches Sterben) schildert Victor Hugo im 9. Bd. seiner „Glenden 1c.“ An gewissen Küstenstellen der Bretagne oder Schottlands geschieht es bisweilen, daß Jemand, ein Reisender oder Fischer, der zur Ebbezeit an die Küste hin, ziemlich weit vom Ufer, wandert, plötzlich bemerkt, daß er seit mehreren Minuten mit Mühe geht. Der Boden unter seinen Füßen ist wie Pech; die Sohle klebt an; es ist nicht mehr der Sand, sondern Leim und der Boden vollkommen trocken. Aber bei jedem Schritte den man thut, füllt sich der Eindruck des Fußes, sobald man denselben hebt, mit Wasser. Das Auge hat übrigens durchaus keine Veränderung bemerkt. Die unermessliche Küste liegt eben und ruhig da, all' der Sand hat dasselbe Aussehen, Nichts unterscheidet den Boden, der fest ist, von dem, welcher es nicht mehr ist. Der Mann geht seinen Weg weiter und sucht sich der Küste wieder zu nähern; er ist nicht besorgt, warum sollte er es auch sein? Er fühlte nur Etwas als würde die Schwere seiner Füße immer größer. Mit einem Male sinkt er ein; er sinkt zwei, drei Zoll tief; er ist sicherlich nicht auf gutem Wege; er bleibt stehen, um sich zu orientiren, da sieht er auf seine Füße hinunter; sie sind verschwunden, der Sand bedeckt sie. Er zieht die Füße aus dem Sande heraus und will umkehren; er lehrt um, sinkt aber immer tiefer ein. Der Sand reicht ihm bis an den Knöchel; er zieht die Füße rasch heraus und wendet sich links. Der Sand geht ihm bis

an die Wade. Er wendet sich rechts und der Sand reicht ihm bis an die Knie. Da erkennt er mit unbeschreiblichem Entsetzen, daß er sich auf Trieblande befindet und daß unter ihm das Entsetzliche ist, in welchem der Mensch eben so wenig gehen als der Fisch schwimmen kann. Er wirft seine Last ab, wenn er eine bei sich hat, er erleichtert sich wie ein Schiff in der Noth; aber es ist nicht mehr Zeit, der Sand geht ihm bis über die Knie.

Er ruht; er winkt mit seinem Hute oder Taschentuche; der Sand reicht ihm immer weiter. Wenn der Strand öde und das Festland fern ist, wenn die Sandbank in zu schlechtem Ruhe steht, wenn nicht Helden in der Nähe sind, ist es mit ihm vorbei und er ist unrettbar dem Versinken verfallen. Er muß das entsetzlich lange Selbstbegräbniß erfahren, das weder aufzuhalten, noch zu beenden ist, das Stunden währt, das nicht endet, den Menschen erfaßt bei voller Gesundheit, ihn an den Füßen hinabzieht, bei jedem Ruhe, bei jeder Anstrengung tiefer hinunter, das gleichsam durch festeres Anfassen jedes Widerstreben strafen will, das den Menschen langsam hineinzieht in die Erde, ihm aber Zeit läßt, nach dem Horizont zu sehen, nach den Bäumen, nach der grünen Erde, nach dem Rauch der Dörfer in der Ebene, nach den Segeln der Schiffe auf dem Meere, nach den Vögeln, die fliegen und singen, nach dem Himmel, nach der Sonne. Das Versinken ist das Grab, das die steigende Fluth in der Erde über einen Lebendigen bringt. Der Unglückliche versucht sich zu setzen, sich zu legen, zu kriechen: alle Bewegungen, die er macht, ziehen ihn hinein; er richtet sich empor und sinkt ein, er fühlt, daß er hinuntergezogen wird, er schreit, er betet, er ruft hinauf nach dem Himmel, er ringt die Hände und verzweifelt. Schon steht er im Sande bis in die Mitte des Leibes; der Sand erreicht die Brust; er ist nur noch eine Büste; er streckt die Hände empor; er jammert entsetzlich; er gräbt seine Nägel in den Boden; er will sich so hinausheben; er stützt die Einbogen auf, um sich los zu machen; er schluchzt; der Sand steigt immer höher, er erreicht die Schultern, den Hals; jetzt ist nur noch das Gesicht sichtbar; der Mund öffnet sich zu einem Angstschrei, da fällt ihn der Sand; nun kommt das Schweigen; die Augen sehen noch, der Sand schließt sie; nun ist es Nacht; dann sinkt auch die Stirn ein; noch etwas Haar zitterte über dem Sande; eine Hand ragt heraus, hebt sich empor aus dem Sande, bewegt sich und verschwindet. Es ist entsetzliches Verschwinden eines Menschen!

Bisweilen verschwindet ein Reiter mit einem Pferde, ein Kärner mit einem Karren. Alles sinkt so an solcher Küste. Es ist ein Schiffbruch außerhalb des Wassers; es ertrinkt ein Mensch in der Erde. Die Erde, die vom Wasser durchdrungen ist, wird eine Schlinge, sie liegt da und öffnet sich wie eine Welle. So verrätherisch ist die Tiefe!

Allgemeine Wochen-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stablische 6 Thlr.,
mit Stablischen 8 Thlr.

Die Völanderinsel von Mascali.

Historische Novelle

von

Günther von Freiberg.

(Fortsetzung.)

Da Friedrich ihrer kosenden Weise nur vermehrte Kälte entgegensetzte, fuhr sie wärmer fort:

„Sieh, wie göttlich schön diese Erdenwelt in unvergänglicher Jugend lächelt; sieh, wie die Vögel toll und glücklich zwischen Meer und Aether hin- und herjagen. Zaucht nicht Dein königliches Herz in der Heldenbrust? Glaubst Du, daß es im Paradiese schöner sei? Ich glaub' es nicht, — ich bin ein Kind dieser Erde, dieses Südens; es giebt nichts Schöneres.“

Forschend begann der Kaiser:

„So wäre es Dir ein Leids von Sicilien zu scheiden?“

„Gewiß, mein Herr Gebieter,“ versetzte das Mädchen traurig, aber ohne Leidenschaft. „Je weiter nach Norden hinauf, je farbloser der Himmel. In Rom und in Bologna fehlt mir schon das Meer, — und gar erst in Deutschland, was fehlt mir da nicht Alles! O, ich fühle, daß ich mich zu Tode härmeln müßte. Stumpfsinnig müßte ich werden, sollte ich

in die Klöster zurück, in die Euer Wille bis jetzt mich bannte, — sollte ich die Nähe des gütigsten, des klügsten aller Herrscher meiden...“

Sie brach in Thränen aus.

„Verstellung, Zolanthe!“ rief der Kaiser. „Nicht meinethalben fließen diese Thränen; ich weiß warum Du zitterst und zagst. Gesteh mir Alles und ich will sehen, ob ich vergeben kann.“

Zolanthe blickte zu dem Kaiser empor, sprachlos verwildert.

„Was weißt Du? Was soll ich gestehen?“

Friedrich heftete einen zerschmetternden Blick auf sie.

„Wirst Du reden?“

„Und wenn ich nicht wollte?“

„So wird es Mittel geben, Dich zu zwingen.“

„Kann ich antworten, wenn ich nicht gefragt werde?“

„So nenne ihn!“

„Wen?“

„Mache mich nicht wild, Zolanthe! Sprich oder ich lasse Dich in das unterste Gewölbe eines Klosters werfen.“

Zolanthe erblaßte.

„Ihn, Deinen Schatz sollst Du nennen, wo nicht —.“

Ein lautes Gelächter war Zolanthes Erwiedering. Friedrich gerieth darüber in solchen Zorn, daß er den schweren silbernen Pokal ergriff und ihn brörend auf den Mosaikboden des Zimmers warf.

klirrend sprangen die Gemmen und Schaumünzen, die dem Gefäß eingefügt waren, aus der Fassung.

„Die Dirne äßt mich. Rede oder bei meinem Ahnherrn Carolus Magnus...“

„Ich hab' keinen Schatz,“ versicherte Zolanthe treuherzig.

„Wer war's, den Du zu verschiedenen Malen Mitternachts durch den Garten leitetest?“

„Seht selber zu.“

„Du gestehst also, daß Du ohne mein Wissen einen Mann in Deinen Zimmern empfangst?“

„Nun ja, ja, wenn Du es sagst, so muß es also sein, wie könnte der Scharfblick eines Kaisers sich wohl täuschen?“ Und es war plötzlich als freue sie sich über des Kaisers Zorn.

„Und Du fällst nicht auf die Knie und bittest nicht reumüthig um Vergebung?“

„Ist es nicht Gottes Wille, daß wir lieben? Was geräthst Du so in Feuer und Flammen — hast Du's nicht gewollt? Ist es nicht Dein Wille mich zu vermählen? Thue ich Dir nicht einen Gefallen?“

Diese letzten Worte sprach sie mit Freiheit und mit Bitterkeit, so daß der Kaiser, der nicht mehr wußte was er denken sollte, schweigend aufhorchte.

Halb neckend, halb schwärmend fuhr Zolanthe fort.

„Ich war ein junges Kind, als Du mich vor zwei Jahren zuerst mit Dir nahmst und mich aus düstern Klostermauern auf Deine Burg nach dem leuchtenden Capri führtest. Wen dies erwachende Herz damals anbetete, das weißt Du.“

Dies Wort war klug hingeworfen, denn der Kaiser schien tief davon getroffen. Anscheinend gleichgiltig entgegnete er zwar:

„Gemach, Zolanthe! Du glaubtest mich zu lieben, weil ich eine Krone und bunte Kleider trug, da Du mich das erste Mal gesehen.“

„Weil Ihr vor mir standet, blond und schön wie ein Engel und doch zugleich wild wie ein Teufel. Ihr aber behandelte mich wie ein Kind, und, Ihr hattet Recht.“

„Zolanthe, laß mit mir den empfindlichen Ton. Hätte ich Deine kindische Aufwallung mir damals zu Gunsten gemacht, Du würdest mich heute verabscheuen.“

„So aber segne ich Euch, Herrlichster, Emporragendster! Ihr wehrtet immer meiner Leidenschaft...“

„Und ich that wohl daran! Nach zwei Monden war der schöne Ritter Tebaldo Dein Abgott.“

„Nicht so, nicht so! Ich wollte Euch nur glücken machen, ich sei getröstet.“

Tiefe Röthe überzog bei dieser unwillkürlichen Beichte des Mädchens Wangen.

„Und nun bist Du getröstet?“ fragte Friedrich immer im leichten Tone, aber nicht ohne innern Kampf.

„Nenne es nicht so; es ist nicht das rechte Wort. Zur Erkenntniß Deiner selbst bin ich gekommen.“ Zolanthe kniete vor dem herrlichen Manne nieder und sprach unwiderstehlich holdselig und überzeugend:

„Wie man die Götter liebt, so muß Dir, dem Mächtigsten dieser Erde, gehuldigt werden. Du lehrtest es mich. Dein geheiligtes Haupt wandtest Du hinweg von der Minnetändelei eines Kindes. O, ständest Du, ein hehres Bildniß, in aller Deiner Glorie in eines Tempels goldener Nische, wie wollt' ich Dir einen Cultus weihen und Blumen vor Deinen Füßen häufen! Doch eine heftig lodernde Jugendliebe, die laß mich einem Andern schenken, gleichviel wem. Was liegt Dir daran? Die schönsten Frauen sind Dein, als Eroberer schreitest Du durch die Lande — Alles ist Dir zu eigen. Schilt nicht, daß Zolanthes Herz sich losgerissen hat und einem andern Zuge folgt, o schilt nicht, — dies eine Herz — gieb es frei.“

Sie bedeckte Friedrichs Hände mit Küssen. Ihm war seltsam dabei zu Muth, denn sie war verführerisch wie eine Sirene, wie sie ihm so hingegeben, so im Vertrauen zu Füßen lag.

Wochte der Kaiser bereuen, sie einst zurückgestoßen zu haben?

„Du wilde Maid,“ er streichelte ihr reiches mußbraunes Haar, „liebst Du mich nicht mehr?“

„Nicht mehr mit Eifersucht, nicht mehr mit Sehnsucht.“

„Auch nicht, wenn ich Dir mein kaiserliches Wort gebe, daß ich nur aus Pflicht Dir äußerlich kalt begegnete, daß ich Dich im Herzen wieder liebte?“

Verwundert schaute Zolanthe drein.

Friedrich war eitel genug zu glauben, sie würde an seine Brust stürzen, rückhaltslos, hingerissen, wie Semele in die Arme des Gottes.

Aber Zolanthe schüttelte ruhig lächelnd den Kopf, den die aufgelösten Locken umwogten.

„Du spottest meiner, Gebieter, und ich — kann nicht wieder zurücknehmen was ich Dir bekannte.“

Sie heftete einen seelenvollen Blick auf ihren kaiserlichen Vormund, einen Scheideblick, welcher vollste Anbetung, aber keine Liebe mehr versprach.

„Du bist ein seltsames Mädchen. Wohlan, es bleibe zwischen uns, wie es zuletzt gewesen ist.“

Er reichte ihr seine Rechte, an welcher der kaiserliche Siegelring funkelte. „Sei frei und liebe wen Du willst.“

„Ich danke Dir, Friedrich von Hohenstaufen.“

„Und nun bekenne, wer ist es? Wäre es der letzte Knappe aus meinem Gefolge, ich erhebe ihn zu Rang und Ehren, da Solanthe ihn liebt.“

Aber das Mädchen sagte nichts. Wie ein schadenfroher Poltergeist spielte sie mit der Neugier des Kaisers.

„Fragt den, der mich verrieth, der muß es doch wissen,“ sagte sie endlich.

„Ist es gleich Einer der Vieles weiß, so kann ihm doch nicht Alles bekannt sein.“

„Der Vieles weiß?“ wiederholte Solanthe stutzend. Plötzlich ward ihr heiteres Gesicht sehr ernst; sie richtete sich stolz empor, hohe Röthe flammte auf ihren Wangen und sie schien jählings um einen Kopf zu wachsen.

„Das war der Franz von Assisi,“ rief sie entrüstet, „er, dessen dunkle Lehre ich fliehe, der Feind des göttlichen Homer, der Gegner —“

„Der Moslemen, deren Brut in meinem Reiche nistet, dort drüben auf dem Inselgarten und jenseit in Mascali.“

Im höchsten Zorn hatte der Kaiser diese Worte gesprochen, gebieterisch den Arm gegen das Fenster ausstreckend.

Solanthe zog den Teppich vor das Fenster und mit lieblicher Geberde drängte sie den Erregten in das Zimmer zurück.

„Sind es nicht Deine guten friedlichen Vasallen?“ schmeichelte sie.

„Hochmütziges heimtückisches Gelichter, besonders halsstarrig, seit Abdul Anim auf der Insel haust, der zwanzigjährige Knabe, der —“

„Still, sprich nicht weiter, Du bist in Wallung. Längst muß die Sonnenuhr auf die zehnte Stunde deuten; Deine Schreiber und Kämmerer warten. Ade, heute Nacht um die Geisterstunde steige nieder zur westlichen Bucht, da wirst Du ihn landen sehen.“

„Gut! Kein Unrecht kann geschehen, wo des

Kaisers Mündel die Hand im Spiele hat, — mag mich Franciscus auch verdammen. Ade!“

Leichtfüßig lief Solanthe die Loggia entlang und sprang die gewundenen Treppen in den schattigen Garten hinab. Noch war es nicht zu sengend heiß. Auf einem Cypressen umbuschten Rasenplatz weideten schlanke Rheli-Stuten, prächtige Thiere der Wüste mit ihren Füllen, die das junge Laub und die Mandelbäume besknupperten. Bald befand sich Solanthe mitten unter dieser Heerde und lief mit den wiehernden Köhlein um die Wette. Am Gestade des Meeres grüßten netzwerfende Fischer den Frühlingstag mit jauchzendem Wechselgesang:

In den Gipfeln, in den Bäumen,
Auf der Berge höchster Höh',
Rauscht's von tollen Jubelträumen,
Und durchstammt der Gipfel Schnee.

Durch die Welt, die sonnenhelle,
Weht es hin mit Windeschnelle;
Aus des Winters Slaverei
Werdet Alle, Alle frei.

Fasse diesen Lustgedanken,
Menschenbrust, erfaß' ihn ganz!
Wirf nun ab Dein ängstlich Kranken,
Jauchz' empor zum Sonnenglanz.

Statt zu schelten Dein Gewissen,
Daß Du lähn Dich losgerissen
Aus des Lebens Slaverei,
Juble, juble, Du bist frei!“

Freudig horchte Solanthe diesen Worten; sie waren ihr aus der Seele gesungen und in das bekannte Lied mit einstimmend sang sie aus voller Brust:

Könn' ich doch mit beiden Händen
Pressen dunkler Trauben Saft,
Könn' ich stark in Waldgeländen
Brechen aller Pinien Schaft —

Sterne von dem Himmel reißer,
Drücken an den Mund, den heißen.
Selbst des Schicksals Slaverei
Bricht mein Wille — ich bin frei!

Solanthe schwenkte ihre buntseidene Schärpe und ließ sie im Winde flattern wie eine Siegesfahne.

Und eine Stute bei den Mähnen fassend, schwang sie sich auf des Thieres Rücken und jagte mit den edlen Rossen auf dem Tummelplatz auf und ab; eine gliedergeschmeidige Waldnymph, eine Diana zu Ross, eine Fiction des Ovid.

2.

Talmud und Koran.

Seht den Mond über dem spiegelglatten Wasser stehen! Seht die Millionen Gestirne am nächtlichen Himmel, den Leuchtturm, die Lichter der Stadt! Seht wie diese Myriaden Lichtfunken sich einander zuwinken, sich grüßen und erkennen. Vor lauter Sehnsucht gleitet hier und da ein Sternlein aus der Bahn und schießt hinunter in das Meer, seinem eigenen Spiegelbilde zu; und dazwischen die langen Flammenstreifen der blutrothen Fackeln, mit denen die Fischer im Rachen auf der See fahren! O Frühlingsnacht am Ufer des Mittelmeeres, wie selig athmet es sich unter Deinem schwarzen Schleier, der von Millionen Demantflittern durchwoben ist. O Trunkenheit am Busen des Südens, wenn unter blühenden Citronen die Nachtigall ihre Liebeslieder singt!

Nichts von all' dem Zauber, nichts von all' der Bonne empfand der Kaiser, als er, in einen dunkeln Mantel gewickelt, einige Minuten vor Mitternacht durch den Garten schritt. Zolanthe war ihm verloren; und war dies auch kein tiefer Schmerz für ihn, ungern verlor er sie doch, die ein seltsames Verhängniß in seine Nähe geführt hatte, die ihm lieb gewesen, und mit der Zeit unentbehrlich geworden war. Daran dachte er, als er längst der duftenden Hecken ging. Manches heilbringend Kräutlein, manch Weilchen zertrat er; oft zertrte ein Zweig an seinem Mantel, er aber schritt unaufhaltsam der Bucht am Meere zu.

Er war der Erste auf dem Platze, wenigstens dächte es ihm so, denn er ward Zolanthes nicht ansichtig, die schwarz verhüllt auf einem großen Steine im Wasser stand, von überhängendem Gesträuch gedeckt.

Der Sand knirschte unter Friedrichs goldgestickten Schuhen bei jedem Tritt; Zolanthe vernahm sein Kommen, doch regte sie sich nicht.

Verdrießlich blickte der Kaiser über das mond-helle Meer hin; er stützte sich auf sein Schwert und murmelte vor sich hin:

„Wenn's gar Einer von der Insel wäre!“ Und fester umschloß er den Griff der breiten Damascenerklinge; „laß mich den Gedanken nicht ausdenken, Du Gebenedeite, denn so wahr ich athme, ich bezinge einen Muechel-mord!“

Seine Unruhe wuchs mit jedem Augenblick. In ähnlicher Lage geduldig zu warten vermag Niemand, am wenigsten ein Kaiser.

„Sollte diese lose Maid, mich, ihren kaiserlichen Vormund, geäfft haben? Entfloh sie vielleicht mit einem vertrauten Pagen zur mitternächtigen Stunde, wohin es ihr gefällt? Doch nein. Zolanthe ist rein wie der Gebirgsschnee, bevor der erste Sonnenstrahl ihn küßt.“

Wieder verstrichen einige Augenblicke — „noch drei Minuten und ich kehre heim und sende Zolanthen morgen in das Kloster zurück.“

Friedrich preßte die Lippen aufeinander und strengte seinen Falkenblick an, um möglicherweise Zolanthes Gondel auf dem Meere zu erkennen, — da rauschte und plätscherte ein Rachen der Bucht zu; aber eine Wolke trat vor den Mond und Alles lag im Dunkeln. Das leichte Fahrzeug landete indessen; Stimmen hin und her; jetzt sprach auch Zolanthe ein Wort dazwischen. Der Kaiser vernahm, doch verstand er nicht, was sie sagte. Es war ein schmeichelnder Klang, losend und doch unterwürfig, wie sie auch zu Friedrich sprechen konnte. Eine wohlklingende Männerstimme sagte wenige Erwiederungen.

Lange währte es bis die Zwei — ein Dritter blieb im Rachen — den feuchten Ufersand aufwärts dem Garten zuschritten. Bevor sie sich dazu anschickten fiel das grelle Streiflicht einer Fackel aus einem pfeilschnell dahinrudernden Rahn auf die Gruppe.

Dem Kaiser stand das Herz still; ein Mann im Turban flüsterte mit seinem Mündel. Friedrich sah den Burnus von Tunis im Winde wehen, — krampfhaft riß er sein Schwert aus der Scheide; lechzend nach Rache, schwindelig, fassungslos wartete er, daß das Paar an ihm vorüberwandle. Schon knisterten die kleinen Muscheln unter den Füßen Zolanthes und desjenigen, der dem Tode verfallen war. Noch ein Athemzug und Friedrich holt mit dem Schwerte aus, da entschleierte der Mond seine blendende Scheibe, jäh entsank die Waffe des Kaisers Hand; denn anstatt eines jungen Sarazenenfürsten stand ein hoher Greis mit silberweißem, wallendem Barte vor ihm, ungebugt, mit feurigem Auge und prophetischem Blicke.

In taghellem Lichte standen sich der Kaiser, Zolanthe und der Greis gegenüber.

Lächelnd legte das schöne Mädchen ihren Arm wie zum Schutz vor des Fremden Brust und während Friedrich vor Stannen wie traumumfangen stand, rief sie lebhaft und hingerissen:

„Mein kaiserlicher Herr, hier siehst Du den Schatz, denn ein Schatz ist er, wenn auch im andern Sinne als Du meintest! O sei ihm gnädig, er ver-

dient es! Von seinen Lippen fließt Weisheit. Reich ihm die Hand; Du versprachst ihm frei Geleit; vergieb, daß ich im Uebermuth eine kleine Rache wider Deinen Verdacht ausübte!"

Und auf den nassen Sand kniete Zolanthe vor Friedrich hin, während der Orientale bereits das Knie vor dem Kaiser gebeugt und nach morgenländischer Sitte die Erde mit der Stirn berührt hatte.

Huldreich, doch ernst und gemessen reichte der Kaiser den beiden Knienden die Hände, um sie emporzuziehen. Doch als Zolanthe in die Höhe sprang und Friedrichs Rechte an die Lippen führte, verharrte der schöne Greis in kniender Stellung und sprach mit fremdem Accent, ohne die kaiserliche Hand zu berühren:

„Allmächtigster Kaiser, weißt Du, wen Deine Gnade willkommen heißt?"

„Ich sehe an Deiner Kleidung und Gesichtsbildung, daß Du zu den Islambekennern der Colonie gehörst. Vielleicht verschworst Du Dich mehr als ein Mal gegen Friedrich von Hohenstaufen; doch, dünkt mir, kannst Du im Augenblicke nichts Uebles wider ihn im Sinne führen. Steh auf!"

„Du würdest mich nicht aufstehen heißen, wenn Du meinen Namen wüßtest. Nicht Allah ist der Gott, vor dem ich mich beuge, wie die Söhne Muhameds. Ich bin in Deinen Augen unrein, Dir und Allen Deines Glaubens ein Gräuel, denn der Gott Israels und Jakobs, Jehovah ist mein Gott!"

Mit neuer Betroffenheit schaute Friedrich auf den Knienden und auf Zolanthe. Doch lebhaft rief er gleich darauf:

„Ich errathe! Du bist der Rabbi von Bagdad, der bei den Fürsten der Alhambra Schutz fand und ihnen nach Sicilien folgte?"

„So ist es; der Heimathlose, Ausgestoßene kniet im Staube vor Dir, großer Kaiser."

„Ich heiße Dich willkommen, Rabbi, auf sicilischem Boden! Hab' ich doch lange gewünscht, daß Deines Wissens Gold sich in gangbare Münze umwandle und Du dem Kaiser einen kleinen Theil davon zu eigen gäbst! Ich weiß, Du bist der größte Schriftgelehrte unserer Zeit. Du sprachst Worte der Wahrheit, und das hat Dich aus Bagdad vertrieben, denn der Neid ist immer mächtiger als alle Bewunderung der Erde."

Und nun faßte der Kaiser und Zolanthe den Rabbi an den Händen und nöthigten ihn sich aufzurichten und der Silberbärtige stand zwischen Friedrich und dessen Mündel, seiner heimlichen Schülerin.

Diese frohlockte. „Ich wußte es, so würde der Kaiser handeln. Sein heller Geist schwingt sich so gleich zur höchsten Anerkennung des Großen und Erhabenen empor. Ja, Herr, hier bekenne ich es, der Rabbi ist seit zweien Monden Zolanthes Lehrer. Ich hörte von ihm reden, ich folgte seinen Spuren in durstender Sehnsucht, denn in mir lodert, Du weißt es, eine zehrende Wißbegier. Ich wollte, ich müßte von den Sternen, von den Gesezen des Weltalls, von den gluthbegeisterten Liedern des Hafis und Saadi wissen. Heimlich lief ich in Scholastentkleidung mit Deinem Astrologen jen Mascali; dort lehrte er im Tempel, und getroffen wie von des Messias Worten stand ich. Und da erst war mir's, als erwachte ich zum Leben. Im dumpfen Wahn hatte man mich erzogen, mit aberwitzigen Fabeln meinen freigebohrenen Sinn getäuscht. Ja, von seinen Lippen quillt der Born des Lebens, der Erkenntniß, des ewigen Lichtes!"

„Warum schwiegst Du mir gegenüber von alledem, Zolanthe?"

„Wie oft hattest Du mich ausgelacht, wenn ich gar stolz mit meinen Kenntnissen im Latein zu prahlen begann. Du, der Du selbst in Sprachen und geheimem Wissen forschest, Du glaubst ja nicht, daß ein Weib denken könne."

„Du hörst, Rabbi, sie verleumdet mich," scherzte Friedrich; „doch um den weiteren Hergang Eures seltsamen Begegnens zu erfahren, lade ich Euch in mein Haus, kommt, dort will ich weiter hören."

Der Kaiser schritt den Beiden voran dem Schlosse zu. Bald saßen die Drei in einem Erkergemach beisammen, friedlich als trenne sie nicht der ungeheuerer Abgrund, den zwischen dem alten und neuen Testament das weiße Blatt in der Bibel seit mehr als tausend Jahren bezeichnet.

Verwundert sah der Mundschenke, welcher den Sündwein in die Becher goß, zu so später Stunde einen Mann im Turban beim Kaiser weilen.

Und der Rabbi erzählte von seinen weiten Reisen, seinen Entdeckungen im Gebiete der Himmelsgegenden, von den asiatischen Meeren, welche sein Senfblei ergründet, von den alten heiligen Sagen, die er aus dem Hebraischen in das Arabische und Chaldäische übertragen hatte, von geheimer Sympathie, welche böse Krankheiten und Seuchen vertreibt. Immer heiterer ward der Kaiser, immer freier der Rabbi, immer glücklicher Zolanthe. Dithyrambische Strophen aus dem hohen Liede citirte der Weise in freier italienischer Uebersetzung und der blaue Tag brach an, bevor der

Kaiser den Humpen aus der Hand setzte, um den Greis zu entlassen.

„Wahrlich,“ sagte Friedrich, „Du hast recht Solanthe, „einen Schatz hast Du mir entdeckt.“

„Eia, gestehe es nur, gestehe es,“ jubelte sie; „hätt' ich ihn sonst angefleht sich zu mir herabzulassen und meinen Gesichtskreis zu erweitern? Heimlich, des Nachts, ohne Jemandes Wissen ließ ich ihn von der Insel in der Gondel zu mir herüber holen. Den Boden dieses Ufers betrat er nie, da Du ihm keinen Freibrief lösetest. Auf den Brettern der Barke saßen wir und schwelgten in den Regionen, die uns der Gottheit näher führen, bis ich ihn gestern Nacht besiedete, das marmorne Bildniß, die mystische Göttin an der Fontaine, mit seinen klugen Augen zu betrachten. Da lernte ich von ihm, die Statue, die Du für so hohen Preis erstandest, sei die Isis der Aegypter, von den Indiern Zingari genannt. Mußte ihn der Franz von Assisi auch grade sehen! Wie kann so eine Kutte gleich Liebeshändel wittern!“

„Solanthe, Solanthe, für die heidnische Philosophie ist diese Zeit noch viel zu unreif! Wir leben nicht im schönen Hellas unter Perikles.“

„Aber doch unter des Nothbarts Enkel!“

„Böses Kind, Du bist schlimm und spottest über Kaiser und Heilige!“

Solanthe führte Ismael von Bagdad an die Gondel hinab. In phantastischem Dämmerlicht ruhten das Meer und die weite Ferne. Der Morgenstern allein schien bleich am violetten Horizont; Gräser und Blumen wiegten thauschwer ihre Dolden und Kelche, als hätten Eisenfeelen sich in Thränen gegen sie ergossen. Der erste Morgenschauer wehte durch die schlafrunkelnde Natur.

Schweigend, seltsam bewegt schritt der Greis durch die lautlose Stille dahin, wie der Greis eines alttestamentarischen Königs, der nächtlich mit einem schönen Genius sein ehemaliges Reich durchwandert und vor dem Frühroth weichen muß.

Bald stand Ismael im Rachen. Der Ruderer fuhr aus dem Schlafe empor.

„Rabbi,“ sagte Solanthe und reichte ihre beiden Hände dem Scheidenden hinein, „grüßt die bunten Vögel Eurer Insel, — grüßt —.“

Sie zögerte.

„Nun?“

„Nein, ein Gruß in Worten ist arm. „Diesen blühenden Zweig,“ sie pflückte eine Blüthenstauden der duftenden Mimose, „gebt, o gebt sie dem Schönsten der

Schönen, dem Sarazenenfürsten Abdul Anim, meinem schönen Feinde. Man sagt, jedem Mägdlein, was ihn sieht, schmerze das Herz, — darum besser ihm ferne bleiben; aber die Blüthen könnt Ihr ihm geben. Wie die Gluth in ihrem Kelche, leuchtet der Geist in Eurem Haupte. Und nun küsse ich Dein Kleid, Sokrates! Adio, verlier' mir die Blume nicht!“

„Adio, Tochter der Natur! Anim ist hold wie Du; er verdient den duftigen Selam. Fahr wohl!“

Nach kurzer Fahrt landete Ismael an der baumreichen Insel mitten im Golf, die noch heut zu Tage von den Sicilianern „Wunderinsel“ genannt wird und wo noch heut — nach sechshundert Jahren — die stolzen Trümmer der Chalisenburg aus einer Wildniß von Palmen, Aloën und Lianengestrüpp emporragen.

Diese Burg war zur Zeit unserer Erzählung neun Stock hoch, im prächtigen Styl der Alhambra ausgeführt. Nur ein morgenländischer Architekt hatte solch ein Gebäude schaffen können. So kühn geschwungene Linien, so fabelhaft, Söller, Minarets und Wendeltreppen schienen nicht ein Werk von Menschenhand aus Stein und Mörtel, sondern märchenhafte Zauberei, und der Reisende, der zum ersten Male an dem Inselgarten vorübersegelte, war geneigt, den Palast für eine Lustspiegelung — eine Fata morgana zu halten.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Neue Bühnendecoration.) So wie die Bühne heut zu Tage eingerichtet ist, giebt es gar Manches, das die Täuschung stört, bemerkt ein Herr Foucault in Paris. Die Coullissen öffnen so viele Prospective auf Bühnengeheimnisse, die im Interesse der dramatischen Wirkung verborgen bleiben sollten. Die Bühne verengt sich stets nach dem Hintergrunde zu, was gegen die Gesetze der Perspective ist; der ferne Horizont entfaltet sich in langen Linien, die sich in das Unermeßliche verlieren, während sich der Vordergrund enger zusammenzieht; Foucault will demnach die Landschaft naturgetreu darstellen. Die Coullissen und Soffiten sollen verschwinden; geräumige, von allen Seiten freie Zugänge schaffen Raum für Pferde und Wagen. Niedrigere Decorationen sollen schnellere Verwandlungen möglich machen, Rahmen die Hinterwand ersetzen und sich einer Kuppel anschließen, die sich über der Bühne wölbt. Fußboden und Himmel sollen beweglich sein. Zum ersten Male soll dies neue System in der neuen großen Oper in Paris angewendet werden.

(Die Schönheitspflasterchen), die sonst eine so große Rolle in der Toilette der Damen spielten, waren von denselben zu einer Art System entwickelt worden, nach welchem die jedesmalige Stimmung in stummer Sprache zur Schau getragen wurde. Trat eine vornehme Dame, die Mouché (das Pflasterchen) auf der Stirn, in den Salon, so erkannte die versammelte Gesellschaft an diesem Zeichen, la majestueuse genannt, daß die Dame bereit sei, die ihr gebührenden Huldigungen in Empfang zu nehmen. Gang, Geberde und Blicke entsprachen natürlich der Bedeutung dieser Mouché. Sollte dieselbe heitere Laune verklären, so fand sie ihr Plätzchen auf der Falte, welche das Lächeln in die Wange zieht; sie hieß l'enjouée. Saß sie am untern Winkel des Auges, so hieß sie la passionnée, mitten auf der Wange la galante, am Mundwinkel la baiseuse, über der Nase l'efrontée, über der Lippe la coquette und an der Grenze verborgener Reize, am Busen, la reveleuse (die enthüllende). Auch pflegte ein einzelnes solches Pflasterchen selten zu genügen, wenn es nicht durch sein Alleinsein eben die entsagende Stimmung bezeichnen sollte; häufig wurde ein halbes Duzend und mehr, von verschiedener Größe und Form, über Gesicht und Busen vertheilt.

(Graf Cavour Vertrauten gegenüber.) Artom, der Cabinetschef des viel betrauten Grafen Cavour, hat eine Schilderung desselben herausgegeben, die auf besondern Werth Anspruch hat, da sie aus der Feder desjenigen floß, welcher den Verstorbenen am besten kannte. Artom schreibt z. B.:

Es kam zuweilen vor, daß er, nachdem er vier oder fünf Stunden hintereinander mit Marine-, Finanz- oder Verwaltungs-Angelegenheiten beschäftigt gewesen, in mein Arbeits-Cabinet trat, um sich wie ein Schüler, der seine Aufgabe vollendet, im Zimmer umherlaufend und springend, einige Augenblicke zu unterhalten und auszuruhen. Bei solchen Gelegenheiten ließ er seinem Geiste freien Lauf; Witze über seine Gegner, über die schwülstigen Redner der äußersten Linken und der äußersten Rechten regneten in solcher Menge, daß er sich für die Zurückhaltung, die er sich allmählig in seinen Kammer-Reden angewöhnt hatte, zu revanchiren schien. Oft scherzte er über sich selbst, besonders wenn er in großer Uniform auf officiellen Festlichkeiten erscheinen mußte. Außer bei Gelegenheit, wo es unumgänglich war, trug er niemals seine Decorationen, und er sympathisirte sehr wenig mit denen, welche sich gern mit ihren Bändern ausstafiren. Als ihm Jemand den Rath gegeben, einen Orden zu stiften als Ersatz für die, welche bis dahin auf der Halbinsel bestanden, widersetzte er sich. „Sehen Sie nicht,“ sagte er, „daß der Geist der heutigen Gesellschaft solchen Dingen entgegen ist? Weshalb neue Ursachen der Ungleichheit schaffen, während eine unwiderstehliche Kraft alle Classen zur Gleichheit treibt? Ich wette, daß es in fünfzig Jahren in Europa keine Orden mehr giebt.“ Ich weiß nicht, ob diese Prophezeiung in Erfüllung gehen wird; aber diese Worte eines Mannes, der mit fast allen in Europa bestehenden Orden geschmückt war, scheinen mir der Erwähnung werth zu sein. Eben so wenig Werth legte er auf die Geburt. Ich

fragte ihn einmal zufällig, woher es käme, daß sein Wappen eine deutsche Devise: „Gott will Recht,“ enthielte. „Man behauptet,“ antwortete er, „daß meine Familie aus Sachsen stamme und ein Pilger, Namens Benz, im Jahre 1080 nach Piemont gekommen sei. Daher die Muscheln und die Devise des Wappens. Glauben Sie daran? Nicht? Ich eben so wenig.“ Und er brach in ein so schallendes Lachen aus, daß das ganze Zimmer wiederhallte.

(Das Bier als Bindemittel der Deutschen im Auslande.) Gerstäcker sagt in seiner interessanten neuen Reise „Achtzehn Monate in Süd-Amerika“ (Leipzig, Costenoble) von den Deutschen in Baldivia: Sie sind ein gar verschiedenes Völkchen von den Deutschen in Nord-Amerika, die, dort angekommen, schon eine Menge „amerikanisirte Landsleute“ trafen, und ihre Sitten und Gewohnheiten ebenfalls gegen das eintauschten, was sie dafür fanden — natürlich selten zu ihrem Vortheile.

Die Deutschen hier ähneln deshalb auch so sehr den Deutschen in Süd-Australien, weil sie, wie diese, direct von Deutschland in ihre neue Heimath gebracht wurden und, von lauter Fremden umgeben, ihr eigenes urthümliches Leben trennend bewahrten. Sie gründeten sich hier gewissermaßen ein kleines neues Deutschland, dem sich weit eher die Chilenen anpassen, als daß sie von deren Sitten viel angenommen hätten.

Nie habe ich hier gefunden, was mich in Amerika so oft empört, daß nämlich zwei Deutsche zusammen auf das Schauerlichste englisch zusammen redeten, als ob sie sich Beide einander glauben machen wollten, daß sie Amerikaner wären. Das si für ja hat sich allerdings auch hier bei ihnen eingebürgert, aber es kommt ihnen eben unbenutzt, und sie sind deshalb so gute Deutsche geblieben, wie sie je es waren, während sie nach allen Seiten hin Propaganda für ihre Sprache machen.

Die jungen gebildeten Chilenen, besonders die jungen Damen, lernen sehr häufig deutsch, und eine Anzahl junger Indianermädchen, die in den verschiedenen Familien als Diensthöten aufgenommen wurden, überraschen den Fremden nicht selten durch die Treue, mit der sie sich selber den Dialekt ihrer Lehrerinnen angeeignet haben.

Ich erinnere mich auch einmal einen Negler in Nord-Amerika getroffen zu haben, der ganz prächtig schwäbisch sprach.

Das ganz besondere Verdienst indeß, was die Deutschen hier so wacker zusammengehalten hat und zusammenhält, liegt — man mag dagegen sagen, was man will — hauptsächlich in dem guten Biere, das die Familie Anwandter auf der sogenannten Insel — Baldivia gerade gegenüber — braut. Man findet hier zu einem mäßigen Preise einfaches, Lager- und Bodbier, das letztere wirklich ausgezeichnet, und die Deutschen wissen das zu würdigen, denn sie verbrauchen ganz anständige Quantitäten.

(Deutsche Handelsfamilien in alter Zeit.) Joh. Falke berichtet in Höfers Hausblättern u. A.: Mit dem Aufblühen einer reichen und selbstständiger werdenden Bürgerschaft treten auch die damals bestehenden Handelsgesellschaften, namentlich die Familien-gesellschaften mehr und mehr als geschlossene Häuser, als seß- und besitzhafte Familien neben dem landbesitzenden Patriziat in den Vordergrund, ziehen, unterstützt von den glänzenden Erfolgen städtischer Betriebsamkeit, vom letzteren schon während des 14. Jahrhunderts immer mehrere in ihren Kreis und heben sich anderseits selbst wieder in die Reihen der Patrizier und rathsfähigen Familien hinauf, so daß im 15. und 16. Jahrhundert die meisten Patriziergeschlechter, seien sie von ursprünglich-landbesitzenden und rittermäßigen Familien oder vom gewerbetreibenden Bürgerstand ausgegangen, zugleich Handelshäuser sind. Wir nennen nur die Welfer, Fugger, Lucher, Ebner, Imhof, Behaim, Overstolz, Auer. Im Besitze burgähnlicher, sicherer Wohnhäuser innerhalb der Stadt, die zum größten Theil mit allem Aufwand damaliger Kunst gebaut und geziert, im festen, gewölbten Erdgeschosse und um den Hof herum die Waarengewölbe und Lagerräume, in den obern Stockwerken die Familienwohnungen einschlossen, nach außen durch mächtige, gothisch gebildete Pforten und Erker und Ecktürme gesichert und im inneren Hofe mit weit gesprengten oft in mehreren Stockwerken über einander gewölbten Bogensstellungen ausgestattet waren, vererbten diese Familien Handelsbetrieb und Verbindungen von Geschlecht zu Geschlecht, mehrten Jahrhunderte hindurch in mitunter langsamerem, meistens aber sicherem Wachsthum ihr Vermögen und erhielten dasselbe in wenigen Beispielen, nachdem sie es im 18. Jahrhundert aus dem mehr und mehr zurückgehenden Handel herausgezogen und dem Landbau zugewendet hatten, bis auf die Gegenwart.

Solch ein Handelshaus führte als Zeichen seine Haus- und Handelsmarke, eine aus graden Linien buchstabentartig zusammengesetzte Figur, welche allen Waarenballen eingezeichnet wurde und überall bei Fallimenten, Schiffbrüchen, Straßenraub als gerichtliches Beweismittel Geltung hatte. Gründete ein Familienmitglied in einer anderen Stadt ein selbstständiges Geschäft, so nahm er auch die Marke an, kennzeichnete sie aber durch Hinzufügung eines neuen Quer- oder Schrägestriches. Als später die Geschäfte solcher Häuser in außerordentlichem Maßstabe wuchsen, nahmen sie häufig auch ihre Factoren, wenn sie auf jahrelangen mühseligen Reisen, durch langen Aufenthalt in entfernten Städten die genaueste Kenntniß aller Geschäfte und Verbindungen und zugleich einiges Vermögen erworben hatten, als freie Gesellschafter oder Schwiegeröhne auf und zahlten ihnen dann mit der Dividende nach Verhältniß des eingelegten Vermögens einen ausbedungenen Reise- und Arbeitslohn. Dadurch wurde dem Meister des Hauses möglich gemacht, innerhalb sicherer Ringmauern im behaglichen Wohnhause und unter schönen, oft weitberühmten Gärten, den Sommer über auf

nahem, wohlbesetztem Landstige der erparten Reichthümer froh zu werden.

Weit großartiger entfalteten sich jedoch im Allgemeinen die Familienhandelshäuser. Indem sie Jahrhunderte hindurch die verschiedenen Handelsrichtungen und Verbindungen mit ihrem Hause aufs untrennbarste verknüpften, gründeten sie an allen Handelsplätzen, wohin ihr Verkehr reichte, Haupt- und diesen untergeordnete Nebenfactorien. Die Welfer hatten Hauptfactorien in Mailand, Lissabon, Antwerpen, diesen untergeordnete in den italienischen, französischen, schweizerischen und rheinischen Städten, auf Madeira, Palma und anderen Inseln. Den Hauptfactorien standen die Mitglieder der Familien und die erprobtesten und ältesten Diener vor. Hatte ein solcher durch alle Aemter hindurch Diensttreue und hervorragenden kaufmännischen Verstand bewährt, so trat er endlich als Mitgesellschafter mit Einlegung seines zugleich als Bürgschaft dienenden Vermögens in das Handelshaus, ohne dadurch freilich größere Gemächlichkeit und Ruhe zu gewinnen, denn die Hauptarbeit und Verantwortung fielen jetzt auf ihn. Jahraus jahrein mußte er von Factorie zu Factorie reisen, und das Reisen des Einzelnen war damals, zumal es fast nur zu Pferde geschah, ebenso gefährlich wie voll Anstrengung. Gefahr lauerte überall, Bequemlichkeit erwartete den Ermüdeten nirgends und der Erkrankte — Sicht und Podagra waren unausbleibliche Folgen solcher Reisen — durfte oft lange suchen, bis er in unbekannter Fremde Pflege und Mitleid fand. Erreichte er endlich die Factorie, so fand er wohl Unordnung im Geschäft, Verwirrung in den Büchern, Viederlichkeit im Wandel und Haushalt, und hatte Tag und Nacht aufs angestrengteste zu arbeiten, bis alles wieder in Ordnung gebracht war.

Ein vor Kurzem herausgegebenes Tagebuch des Lukas Rem aus den Jahren 1494—1541, der im Handelshause der Welfer alle Aemter und Dienste durchmachte, bis er Mitgesellschafter wurde, schildert solches Reiseleben aufs anschaulichste. Fortwährend ist er unterwegs, bald am Rhein und in den Niederlanden, bald in der Schweiz, Italien und Frankreich oder in Spanien, Portugal und den portugiesischen Inseln, bald zu Roß, bald zu Schiff, und im Wagen nur, wenn er von Krankheit geplagt nicht mehr reiten kann. Hat er endlich einige Wochen Ruhe, so sitzt er in einem Bade und heilt seinen Körper von Sicht und Podagra.

(Neue Lustspiele.) Allen Freunden der heitern Muse können wir die erfreuliche Nachricht mittheilen, daß Herr Mart in Schleich, Redacteur des „Punsch“ in München, sich endlich entschlossen hat, seine Lustspiele und Volksstücke im Drucke erscheinen zu lassen. Dieselben sollen demnächst in der Buchhandlung von E. G. Summi in München in zwei Bänden erscheinen und werden gewiß sowohl bei Theaterfreunden, wie bei den überall zahlreichen Verehrern eines gesunden Humors sich bester Aufnahme zu erfreuen haben.

Allgemeine Mode-Zeitung



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.,
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Die Wunderinsel von Mascali.

Historische Novelle

von

Günther von Freiberg.

(Fortsetzung.)

Ein tunesischer Gärtner hatte aus der Insel eine würdige Umgebung für den Prachtbau geschaffen. Es wird behauptet, Tasso habe den Armidengarten nach der Insel bei Mascali geschildert. Wie mag es erst gewesen sein, als eine kunstfertige Hand das blühende Gefilde sorgsam pflegte, die Rose von Schiras, die Aprikose von Damaskus und die Cedre vom Libanon darin erzog!

Allerdings war es ein Stückchen Paradies, jenes golddummspielte Stückchen Erde. Auch ging sein Ruf in alle Ferne; selbst in Andalusien, in dem Ulmenwalde Granadas erzählt und sang man davon, und nicht selten kamen Fremde, die leutselige Erlaubniß des jungen Fürsten von Mascali in Anspruch nehmend, um die Gartenanlagen zu bewundern.

Durch diese Blumen- und Gartengehege, unter den Blüthentrauben der Akazie, des Goldregens, schritt Ismael etwas ermüdeten Schrittes dahin. Allerlei seltene Thiere rührten sich beim Geräusch seiner Tritte auf und unter den Bäumen; ernsthaft blickten rad-

schlagende Pfauen, Silberfasanen und zwei rosenrothe Flamingos von den Klematishecken auf ihn herab, während eine weiße Hirschkuh und eine Gazelle vertraulich hinter ihm herliefen, bis er durch ein buntgeschmücktes Seitenportal in den Palast eintrat.

Noch herrschte tiefe Stille in den lustigen Hallen, deren Wände ein kunstreicher Pinsel mit Arabesken und Koransprüchen geziert hatte und deren ampelgeschmückte Decken sich auf schlankte Porphyrsäulen stützten. Unbegreiflich in einandergewundene Treppen führten aus den Vorfluren in die oberen Räume hinauf. Ismael stieg eine der teppichbelegten Stiegen hinan und begab sich in eine Galerie mit schmalen Spitzbogenfenstern, vor denen kostbare Vorhänge herabhingen. Am äußersten Ende der Galerie befanden sich zu beiden Seiten Pforten gleichfalls durch reiche Stoffe verhüllt, vor der einen lag auf buntem Teppich hingestreckt ein schlafender Knabe. Schnarchend lehnten zwei wohlbeleibte Hüter an den Pfosten der Thür welche in die Gemächer Abdul Anims führte.

Geräuschlos ging der Rabbi, Solanthes Blumenzweig in Händen, an den Schlafenden vorüber und trat durch die verhangene Thür in eine Reihe von Prunkgemächern, die er auf den Zehen durchschritt. Daran stießen des Fürsten Privatzimmer und das ambradustende Schlaf-Closet.

Auf dessen Schwelle blieb Ismael während eines Augenblickes stehen, lauschte, und schob dann behutsam den schweren indischen Teppich bei Seite, der vor der Thür hing; dann trat er ein, wie ein Vater, der zu

jeder Stunde das Lieblingskind besucht und seine Träume selbst schützend überwacht.

Wäre der Rabbi nicht ein täglicher Besucher jenes köstlichen Raumes gewesen, ohne Zweifel würde er staunend und bewundernd in der Pforte stehen geblieben sein, sich zuvörderst satt zu sehen an der üppigen Pracht der orientalisches ausgestatteten Schlafkammer, wo der Abkömmling der Abassiden, der reizende Anim schlummerte.

Die Wände mit grün und rother Seide ausgeschlagen, waren über und über in Violett und Gold mit vielverschlungenen Sprüchen durchwebt. Auf goldenen Consolen standen türkisblaue Vasen mit Speccereien. Den Fußboden und die sieben breiten Stufen, die zu einer Nische emporführten, bedeckten marokkanische Teppiche aus der Smala eines syrischen Emirs, den Anim als sechszehnjähriger Jüngling besiegt hatte. Die Nische von beiden Seiten mit faltenreichen Vorhängen drapirt, bildete für sich ein besonderes Gemach, was beinahe gänzlich von dem Elfenbein-Bettstreifen des Fürsten eingenommen ward. Diese Ruhestätte von Purpurkissen und feinstem Linnen bekundete die fabelhafte Verschwendung, mit welcher die Vornehmen des Orients ihre Wohnungen schmückten, und daß solch ein feenhafter Luxus sich nicht nur in den Märchen von tausend und einer Nacht, sondern wohl in der Wirklichkeit vorfand.

Das dämmerige Licht einer maurischen Ampel goß einen rosigen Schein auf den jungen Schläfer. In weicher Ruhe hingegossen lag Anim in all seiner Jugendsschöne. Betrachtete man sein ovales, feines Antlitz im hyacinthtrausen, dunkeln Gesock — was sich der Freidenker, dem Islam zum Trotz, nicht hatte rauben lassen, — bewunderte man seine ebenmäßige Gliederpracht, die sich unter den luftigen Falten eines tunesischen Seidenhemdes verrieth, so fand man die glanzvolle Umgebung seiner holden Majestät kaum entsprechend; denn er schien aus der Umarmung einer Peri und eines Engels hervorgegangen.

Unbestritten bleibt es, daß der Orient, wo der Menschheit Wiege unter dem Palmbaum stand, die lichteste Schönheit erzeugt. Lest die orientalischen Dichter und sie werden Euch davon erzählen. Wunderbar, daß uns die Maler fast immer nur das Charakteristische, selten das Liebliche des morgenländischen Typus wiedergeben. Jenen wilden Siegern in den Kriegen zur Ausbreitung des Islam, jenen furchtbaren Schwärmern oder blutdürstigen Tyrannen des Mittelalters, deren Profile sich auf Sarkophagen und Pyra-

miden erhielten, jenen bärenkühnen Helden der Neuzeit, deren Bilder uns die fortgeschrittene Cultur aus fernen Zonen bringt, — Allen sind die eigenthümlich leidenschaftslosen sanften Züge zu eigen, den Modernen wie den Urvätern. Die Gelassenheit der classischen Götterbilder staunen wir in diesen Physiognomien an; das Wunderbarste aber — kein Pinsel vermag es zu treffen — ist der Schnitt, der Blick ihrer sehnsuchtsvollen Mandeläugen, voll feuchten Schimmers. Schwärmerische, sonnenmüde Augen, deren breite Lider über die Hälfte der Pupille liegt, als hätte ein Lichtstrahl aus Allahs Paradiese sie bei ihrer Geburt auf immerdar geblendet.

Eben diese Augen blickten aus Anims Gesicht, als der Inselfürst bald nach Ismaels Eintreten erwachte und sich in den weichen Polstern emporrichtete.

Noch färbte seine Wangen ein sanftes Roth wie es auf seinen Lippen blühte; doch bald wich die leichte Gluth des Schlafes einer durchsichtigen Blässe, der wahren Farbe des vornehmen Sarazenen, der sich gegen die Sonne schützt.

„Rabbi,“ redete er freundlich zu dem Schriftgelehrten, der sich mit gekreuzten Armen leicht vor ihm neigte, „Du kommst wie ein Friedensbote, einen thaurischen Zweig in den Händen.“

„Freude Deinem Erwachen und Blumen vor Deine Füße!“ Der Greis legte die Mimose auf das Fußende des Lagers und ließ sich mit untergeschlagenen Beinen neben Anim auf die oberste Stufe nieder.

Der junge Fürst griff lächelnd nach der fein besaubten Blütenstaube.

„Wo raubtest Du dem Frühlinge diesen jungen Sprossen, Ismael? Nicht in unsern Gärten steht eine Mimose, so viel mir bekannt, und Dein Schüler kennt doch sonst die Flora seines kleinen Besitzthums.“

„Dir ist nichts verborgen, Sohn des Lichtes! Nicht aus Deinem Bereiche rührt das Blümlein; — zarte Mädchenfinger rissen dies duftige Reis vom Stamme und vertrauten die Botschaft des Herzens meiner welken Hand, sie „dem Schönsten der Schönen“ darzubringen.“

„Du spielst mit meiner Geduld, Rabbi! Wollt' ich mich nun Deiner würdig zeigen, so ließ ich — dies Mal Dir zum Verbrusse — keine Sylbe meiner Neugier laut werden; denn als unmännlich verwirft Du diese Untugend mit Recht; — allein ich gebe mich Dir Preis. Sage, woher der Blumengruß? Unlängst erst ist er gepflückt und vor Sonnenaufgang

sprichst Du mit keinem andern Mägdlein als mit Deiner wundersamen Jüngerin, des Kaisers Mündel, — wie lautet doch ihr Name?“

„Solanthe.“

„Wer, bei Allah, kann sich der nordischen Barbarennamen entsinnen. Also steh mir Rede, die Mimose wäre kaiserlich?“

„Die Jungfrau sendet sie Dir.“

„Nun dann, ich mag nichts Kaiserliches!“

Anim warf die Blume fort.

„Arme Mimose! Arme Solanthe!“ lächelte der Rabbi.

„Bergieb!“ sprach Anim bereuend. „Die Blume kam aus Deiner Hand, darum ist sie mir theuer.“

Er hob den Zweig wieder vom Boden auf, berührte ihn mit den Lippen und behielt ihn in den Händen.

„Aber Du weißt, Rabbi, der alte Zorn glimmt immerdar in des Moslem Busen; kein Frieden zwischen uns ist möglich.“

„Aufbrausender, wenn Du wüßtest —!“

„Unsere Geduld ist zu Ende; der Kaiser erhält keine Zechine der neuen Steuer.“

„Sag' das dem Kaiser mit dem klugen Worte Deiner Lippen, nicht mit dem scharfen Schwert Deiner Ahnen.“

„Bei der heiligen Moschée zu Medina, wie redest Du so seltsam, Alter? Hielt ich es für möglich, ich erdreistete mich zu sagen, die Christenmaid habe Dich verzaubert.“

„Du weißt Anim, wie fernab meine Gedanken von den Christen stehen; doch wisse, des Barbarossa Enkel ist ein klarer Kopf, wenn schon vom Blute oft erhitzt. Ich habe die ganze Nacht bei ihm zugebracht und seiner Huld genossen.“

„Ismael!“ einen Blyz schleuderte Anim plötzlich aus seinen sanft verschleierte Augen, doch eben so schnell gefaßt wie auflohernd, setzte er ruhig hinzu: „Erzähle.“

Der Greis berichtete wie Alles gekommen.

Stumm lauschte Abdul Anim seinen Worten; kein Zucken der Wimper verrieth seine Empfindungen; mit keiner Sylbe unterbrach er Ismaels Bericht.

„Der Kaiser ist ein Mensch,“ so schloß der Rabbi von Bagdad; „bewahre dies Wort in Deinem Herzen, o Abdul und versuche es mit ihm, wie ich Dir gerathen.“

„Ich glaube Dir, Ismael; wann hättest Du Unrecht! Allein vernimm: der Kaiser ist in den Hän-

den der Bettelmönche, die das Land überfluthen, seit sie mit Bewilligung des Papstes Klöster stifteten und predigen dürfen wider Deine und meine Väter. Ha, Ismael, baute ich nicht selber meine Hoffnung auf den Kaiser, wie Du auf den Messias? — Doch vergebens! Der Geist der Finsterniß umgarnt ihn; sein Leben ist ein Kampf gegen die Kirche und er ist ihr Sklave!“

„Nicht so ganz..“

„Woher sonst die Bewilligung übergroßer Vorrechte an die Prälaten?“

„Sein junger Sohn Heinrich wurde zum römischen Kaiser gekrönt; Du weißt, die Kirche giebt nichts ohne dreifach zu nehmen.“

„Wende es wie Du willst, er ist ihr Sklave. Behüte Allah, daß ich sage ein Pfaffenknecht, o nein. Kein besserer Kämpfer, kein stolzerer Fürst!“

„Kein tieferer Kenner unserer Dichter, unserer Sprache!“

„Wie dem auch sei, der Aberglauben, das Langenthum waren unter keinem mächtiger.“

„Abdul, ihm steht die Einsicht in Gestalt eines holdseligen Weibes zur Seite.“

„Ein Weib!“ höhnte der schöne Anim, der während des ganzen Gesprächs die kostbaren Figuren eines Schachspiels aus Krystall und Korallen durcheinander warf.

„Dir ist ein Weib nur eine Sklavin — leider!“ sprach Ismael mit sanftem Vorwurfe. „Obwohl dem Abendland so nah, hast Du seine Lehre von der Liebe, die doch wunderbar schön ist, stets verachtet.“

Eine Röthe des Unwillens färbte Anims Wangen. „Schmähe nicht unsere Weiber, Ismael! Mögen sie im Ganzen ein müßiges Geschlecht sein von wenig Wissen, auch unter den Töchtern des Orients schlagen gefühlvolle brennende Herzen.“

„Doch nur, um an der eigenen Gluth zu schmelzen, nicht um in die Flammen der Begeisterung emporzuschlagen und die Finsterniß zu erhellen.“

Sinnend legte Anim die Hand über die Augen.

Wärmer fuhr Ismael fort:

„Ein glänzendes Traumbild steht vor meiner Seele, Anim! Die Vereinigung, die Verbrüderung der ganzen Welt, des Abend- und des Morgenlandes, einer Umarmung, wo Vernunft zum Glauben sich gesellt. Friedrich und Du! Ihr könntet diese neue Welt begründen; um das Kreuz schlinge sich der Halbmond. Seid einig! Die Vermittlerin zwischen dem

Christen und Dir laß die Liebe sein, o mein Sohn!"

"Du schwärmst, Ismael! Reizend ist der Gedanke, aber unausführbar."

"Der Mensch ist ein Gott, wenn er an große Zwecke geht."

"Aber Ihr, wo bleibt Ihr, Kinder Israels?"

"Wir bleiben draußen. Für uns ist kein Raum in diesem mächtigen Bunde; laß uns bleiben was wir sind, das wandernde rastlose Volk. Mein Stamm ist der ewige Ahasverus; unter dieser verdamnten Gestalt malt uns das Märchen; bis an den jüngsten Tag wird es so bleiben."

"Nichts ohne Dich, niemals!" rief Anim mit überfließendem Empfinden. "Du, der mich groß gezogen, der in meiner Seele liebt, zeige mir kein Glück, das Du nicht mit genießen kannst."

"Dein Glück ist das meinige! Sieh Zolanthe und Du wirst Dich bestimmen."

Anim schwieg, in grübelnde Gedanken vertieft.

"In Deinem Lande hat jede Frau einen gewissen Preis. O Abdul, über allen Preis erhaben ist sie unter den Bekennern des Kreuzes."

Der Sarazenen-Jüngling schwieg mit gepreßtem Herzen. Draußen war die Sonne in feuriger Gluth aufgegangen; ihre Strahlen küßten Anims Stirn, als rühre Gottes Finger den Sitz seines Geistes.

3.

Die ikarischen Spiele.

Während der junge Moslem mit dem Rabbi dies Zwiegespräch hielt, befanden sich die Bewohner von Mascali bereits in großer Aufregung und Thätigkeit, denn dem Volke wie den höchsten Classen stand ein großes Fest bevor.

Seit den Zeiten des Alterthums besaß der Süden seine großartigen Arenen, in denen sich vor der schaulustigen Menge glänzende oder blutige Schauspiele entfalteten; keine italienische und sicilische Stadt ohne ihren Circus. Unter dem Verfall des römischen Reiches hetzte man in ihnen Raubthiere auf Sklaven und Christen oder Gladiatoren megelten einander nieder, während der Cäsar und ein entartetes Volk in rohen Beifallsjubel ausbrach. Später als die römische Welt an den eigenen Lastern untergegangen war, schwand mehr und mehr die Barberei dieser öffentlichen Vergnügungen. Zur Zeit der Ghibellinen war

man zur wahrhaften Schönheit und Ursprünglichkeit der olympischen und ikarischen Rennspiele und Wettläufe zurückgekehrt. Keine Thierkämpfe, keine Schlägereien duldete Friedrich, dessen Hof uns der Verfasser der Geschichte der Hohenstaufen als den höchsten Gerichtshof über alles Schöne und den Mittelpunkt alles „Geistreichen“ schildert.

Die reichsten und vornehmsten Jünglinge der Städte traten nunmehr als Wettfahrer im Circus auf, und zeigten mit Stolz ihre Geschicklichkeit. Dieselben Wetten, die im neunzehnten Jahrhundert in den Rennbahnen Aufsehen erregen, fanden schon damals in derselben Weise statt und beschäftigten die jungen Wagenlenker und Kossobändiger eben so eifrig wie die heutigen Jockeys. Kämpfen und Siegen, hoffendes Wagen, es wird immer die Zeit der Männer bleiben.

Wie klopfen an jenem Frühlingmorgen nicht Aller Herzen, da der mächtige Kaiser seinen Vasallen die Ehre verheißt, sich ihnen öffentlich mit seinem Gefolge zu zeigen und huldvoll den Spielen beizuwohnen.

Die Jahreszeit gestattete, zwei Stunden nach Mittag das Schauspiel beginnen zu lassen, ohne die Zuschauer und Mitwirkenden zu großer Hitze aussetzen.

Schon ordnete sich vor dem Castell der stattliche Zug, der dem Kaiser zur Begleitung nach Mascali bestimmt war. Prächtig aufgeschirrte Rosse mit schnaubenden Rüstern scharren unter dem Portale; viele hundert Diener, Pagen und Knappen liefen hin und her; eine Schaar Mohren zeigte sich unter ihnen; sie bildeten das Trompeterchor des Kaisers, der eigens für sie silberne Posaunen hatte anfertigen lassen.

Während längst Alle bereit standen, hatte sich Zolanthe noch nicht einmal den kunstfertigen Händen ihrer Posen zum Ankleiden bequemt. Unpünktlich wie immer, hatte sie sich auf ihrem Zimmer über einem Manuscript von Ismaels Hand verspätet und nur mit Mühe gelang es Luitgardis, der ersten Kammerfrau, Zolanthe zu bewegen sich endlich ein Feierkleid überwerfen zu lassen. Sie ersparte dadurch dem Kaiser ein Aergerniß, denn er wartete nie, und es hätte ihn doch tief verdrossen, ohne ein junges Frauenbild — er war damals Wittwer — im Circus zu erscheinen.

Zolanthe war, wie alle Frauen, deren Geist beschäftigt und beansprucht ist, nur gelegentlich eitel und gefallsüchtig. Sie mußte einen bestimmten Zweck haben, um sich zu schmücken; ohne diesen war ihr der

Buß gleichgiltig. Sie fragte nicht ob sie gefiel, vielmehr wem sie gefiel, im Gegensatz oberflächlicher Naturen.

Luitgardis, eine behäbige Schwäbin von fünfzig Jahren, kannte die Eigenthümlichkeiten ihrer jungen Herrin und führte stets gutmüthige Scheltreden dagegen.

„Ei!“ hub sie an, „hat das verwöhnte Kind wieder gar keinen Blick für das köstliche Oberkleid aus violetterm Cashemir und das weiße Untergewand von goldgefäurtem Damast? Wo schwärmt das Köpfchen wieder hin? Niek' einmal Deinem Bilde im Spiegel zu und danke dem Schöpfer, daß er Dich so fein erschaffen! — Was läuft nicht Alles lahm und krumm auf dieser Gotteswelt umher; — aber die grad' Emporgeschossenen sind wie eine Edeltanne, haben's nicht Acht, daß sie die Auserlesenen sind.“

„Mir gefällt unsere Tracht nicht so sonderlich. Vom Halse bis zum Gürtel so eng umschlossen wie vom einem Harnisch.“

„Gelt, Du verstehst Deinen eigenen Vortheil nicht! Zu den weiten Falten des Schlepplandes läßt ein so knappes Nieder auf so zarten Formen gar anmüthig. Stülpe ich Dir nun gar dies sammetne Hüttlein mit der Feder und dem Grafenkrönlein aus eitel Gold und Perlen auf, so lacht mir vollends das Herz. Halt still! Noch diese weiße Mignolie schalkhaft ins Haar! Mägblein, wann werd' ich Dir den Brautkranz um die Stirn flechten? Mach's nicht wie ich, die allzuwählerisch gewesen; man bereut es zu bitter.“

Jolanthe lachte.

„Wie wäre es mit einem der schmucken Ritter? Such' Dir heute einen aus, bei den Spielen im Circus; mir ahnt, Du wirst nicht unbefangenen Herzens wiederkommen.“

„Gieb Handschuh und Schleier, Du Schwägerin; leb wohl und wecke nicht die Flamme, die hier innen lodert und Alles verbrennen kann. Heiße! Zu Pferde!“

Der Kaiser hatte bereits den Fuß im Bügel, als sein Mündel in den Schloßhof trat und ihrem Stallmeister winkte, ihr die andalusische Stute vorzuführen.

Friedrich that als bemerke er nicht ihr spätes Erscheinen und zog die goldenen Zäume zurecht. Innerlich freute es ihn, daß Jolanthe neben ihm auf der Tribüne sitzen würde, denn es war unbestritten, sie übte einen Zauber auf des empfänglichen Friedrichs Herz.

Langsam setzte der Zug sich in Bewegung; voran drei Herolde, alsdann die musicirenden Mohren. Der Kaiser thronte auf einem Scharlachfattel, umgeben von seinen Baronen und Reichsgrafen. Dicht hinter ihnen ritt Jolanthe, ein schöner Sicilianer, der Ritter Tebaldo, ihr zur Seite. Drei Ehrenfräulein, mit ihren Galanen im Gespräch, folgten dem jungen Paar, welches Viele für verlobt betrachteten. Minnesänger, Poeten, der gelehrte Herr Michael Scotus, Sterndea-ter des Kaisers, und etliche Höflinge schlossen die glänzende Cavalcade.

Die Fußgänger, die ihrem Kaiser in so stattlichem Aufzuge begegneten, knieten auf die Landstraße nieder, so siegreich und herrlich zeigte sich der erhabene Herrscher unter den Edlen seines Hofes.

Dicht vor den Thoren der Stadt wandelte eine Gruppe graufuttiger Mönche des Weges dahin. Es war Franz von Assisi mit den fratres minores (daher Minoriten), wie sich seine Jünger nannten. Friedrich zog die Brauen zusammen, als er die geistliche Bruderschaft erkannte. Gern, so schien es, wäre er ihnen ausgewichen; doch es war Angesichts seines Hofes unmöglich, den Dienern Christi aus dem Wege zu gehen.

Schon hielten die Herolde ihre Rosse an, um ehrerbietig, mit entblößtem Haupte den Segen des heiligen Franciscus zu empfangen. Friedrich neigte sein Haupt; der Bettelmönch schlug das Kreuz über ihn und sein Gefolge.

Jolanthe aber kniff hochmüthig die Augen zusammen; ihre feinen Lippen zuckten; sie wandte ihr Gesicht von den Mönchen ab.

Gleich darauf ging es im gestreckten Trabe den Thoren von Mascal zu.

Franz blieb auf freiem Felde mit seiner Jüngerschaft stehen. Finster und drohend blickte er dem glänzenden Trosse nach.

„Böses Beispiel für das Volk,“ stöhnte er mit düsterem Stirnsalten, „böses Beispiel! — Er fröhnt dem Teufel, indem er so gotteslästerlichen Aufwand treibt. Ihm und Allen, die mit ihm leben sind des Paradieses Pforten verschlossen auf immerdar. Schlimmer als die buntgekleideten Heiden wandelt er einher vor dem Herrn, während die Armuth Christi Braut und Freundin ist. Wehe ihm und seinesgleichen!“

Die dürre Hand nach dem Zuge ausgestreckt, stand der Heilige, einem weissagenden Seher gleich, verzückt und regungslos wie in Extase, indeß Friedrich und Jolanthe schon längst die fahnen geschmückte Tribüne

der Arena betreten hatten, von einem jauchzenden Zuruf empfangen.

Jetzt, da sämtliche für den Kaiser bestimmte Plätze sich gefüllt hatten, erscholl ein schmetternder Jubelklang, das Signal zum Beginn der Spiele.

Nach kurzer Pause begann eine kriegerische Musik und auf den Schauplatz stürzten eine Anzahl auserlesenster Kofse, sonder Zaum und Zügel. Im Kreise gruppirten sich die edlen Thiere, ohne daß nur ein einziges von ihnen fehl ging; es schien als gehorchten sie einer Wundermacht. Bald darauf erschienen dreißig Kofsebändiger, Jünglinge von antiken Körperformen, die sich der wilden Renner bemächtigten und die halsbrechendsten Kunststücke mit ihnen ausführten, indem sie bald von des Thieres Rücken auf die Erde sprangen, bald sich an die langwallenden Mähnen klammerten und sich in Sturmeseile durch die Arena schleifen ließen, bald wieder aufsitzend, wie die Centauren dahinsauften. Dann aufrecht auf den galoppirenden Pferden stehend, ahmten sie die heroischen Stellungen des vaticanischen Gladiators nach, das kunstsinige Auge des Zuschauers ergötzend. Endlich schieden sie sich in zwei Parteien und es begann ein Scheinkampf, der mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und Uldergeschmeidigkeit ausgeführt ward.

Nach vielen ähnlichen Vorstellungen rollten zwei zierliche Biggen in die Arena, worin zwei ideal gekleidete Amazonen standen; Helme auf den Locken, das Pantherfell um die Schultern, in den weißen Händen die Purpurzügel der geflügelten Kofse. Beide Wagenlenkerinnen waren sarazenische Tänzerinnen, die sich mit des Kaisers Erlaubniß zum ersten Male öffentlich zeigten. Gluth in den Blicken, Schönheit auf den Wangen, rissen sie das Volk zu allgemeinem Beifallsjubel hin. „Gulnara und Palmyra, evvive!“ donnerte es durch die Luft und die beiden südlichen Schwestern wurden nicht müde auf ihren Wagen vor- und rückwärts zu rollen.

Nur Jolanthe saß theilnahmlos da; ihr gefielen die gemalten Gesichter der gelblichen Grazien nicht.

Diese entzogen sich endlich dem Freudengeschrei der Menge und nun erst begann das ordentliche Wettfahren. Vier und sechs Biggen und Quadrighen mit bunt aufgeputzten Pferden fuhren zu gleicher Zeit einem Ziele zu und dazu erscholl lauter Beckenschlag und Paukenschall. Immer aufgeregter und theilnehmer wurden die Zuschauer.

So eben rasselte der Wagen des jungen Leonato,

des reichsten Patriciers, über den glatt gefegten Sand der Arena; neben ihm schossen zwei Dreigespanne dahin. Athemlos folgten Aller Augen dem Ausgange dieser hitzigen Fahrt, als plötzlich ein wilder eigenthümlicher Ruf von der entgegengesetzten Richtung klang.

(Fortsetzung folgt.)

F e n i l l e t o n .

(Die Gesellschaft in Wien.) Der Freiherr von Andlaw hat in seinem „Tagebuche von 1811—1861“ (Frankfurt, Sauerländer), namentlich die sonstige Gesellschaft in Wien geschildert, wo er lange als Gesandter Badens lebte. „Die Gesellschaft,“ sagt er, „war sonst eine rein aristokratische und bestand aus dem hoffähigen Adel, dem diplomatischen Corps und einigen Auserwählten. Sie versammelte sich entweder bei Hofe, in den Palästen jener Großen, deren Rang und Stellung es erheischten, ein Haus zu machen oder sie kamen in Salons zusammen, welche mehr die Natur von Privatcirkeln annahmen. Nur bei feierlichen Anlässen erschienen die Herren in Uniform, sonst immer, selbst die Militairs, in Civilanzügen und bei solchen Festen entwickelte die Damenwelt einen blendenden Glanz an Schmuck und reichen Toiletten. Die wahre Geselligkeit indes flüchtete sich in die Salons. Eitelkeits- und andere Fragen erschwerten das Zusammenleben in der großen Welt, die Bestimmung der Rangverhältnisse war in Wien ganz besonders schwierig. Oftmals konnte nur ein Wachtspruch entscheiden. Selbst die Gesandten stritten sich mit den k. k. Geheimräthen um den Vortritt. Man ließ es dabei auf den Zufall, manchmal auch auf einen Wettlauf ankommen. Ungleich größere Dimensionen nahmen die Streitigkeiten an, wenn es galt, den Damen die ihnen gebührende Stellung anzuweisen. Es fand sich natürlich kein Sopha groß genug, um Alle aufzunehmen, welche auf einen Sitz Anspruch hatten. Viele Damen zogen sich deshalb ganz aus den großen Assembléen zurück. Ich erinnere mich, daß einst auf einem Balle bei dem Fürsten Metternich die Kaiserin, um allen Streitigkeiten vorzubeugen, die Mutter des Fürsten zu sich auf das Sopha zog und zwar mit den Worten: „im Hause des Sohnes hat die Mutter immer den ersten Rang.“

„Der Salon der Gräfin Fuchs geb. Gallenberg war lange Zeit der beliebteste. Dieser schönen „Lori“ huldigte besonders die elegante Männerwelt; die ausgezeichnetsten Offiziere der Armee lagen ihr zu Füßen. Das Geheimniß ihrer Anziehungskraft lag nicht sowohl in ihrer Schönheit, denn bei einem blendenden Teint, seelenvollen Augen und einer üppigen Gestalt waren ihre Züge nicht regelmäßig, sie fesselte durch Sanftmuth, eine mit mäßigem Verstande gepaarte Gutmüthigkeit und graziose Indolenz. Im Kreise ihrer Freunde hieß sie nur die Königin und unter ihrem milden Scepter hatte sich jene ge-

sellige Vertraulichkeit gebildet, welche — der eigentliche Reiz — die Fäden eines heitern Gesprächs immer wieder aufnehmen läßt. Diese verführerische Frau war an ein kleines Wesen gesetzt, das unter dem Namen Kavier keine andere Bedeutung hatte als ihr Gemahl zu sein. Rücksichtslos machte er sich selbst über dies Verhältniß lustig und eines Abends, zur Zeit des höchsten Glanzes dieser Dame, richtete ein Engländer die Frage an sie, wer denn der unansehnliche Herr sei, den er täglich in dem Hause treffe, der nie ein Wort spreche und nur bei dem Souper durch einen beneidenswerthen Appetit sich bemerklich mache. — „Der ist mein Mann,“ antwortete die Gräfin lachend. „Kannten Sie ihn noch nicht?“

Von Metternich schreibt der Diplomat: er war ein Weltmann im vollen Sinne des Worts, heiter, gesellig, von wahrhaft vornehmer Haltung. Im Salon erschien er immer einfach gekleidet, nur mit dem Orden des goldenen Vlieses. Bei Tische, wo sich immer einige Gäste einfanden, sprach er auffallend wenig, er lebte äußerst mäßig, aß und trank zerstreut und war durchaus nicht Gourmand. Seine Küche galt deshalb nicht für die beste in Wien und selbst der edle Johannisberger stieß meistens sehr spärlich. Nach Tische befand sich der Fürst zwar im Kreise seiner Familie, las Zeitungen oder zog sich in sein Cabinet zurück. Gegen zehn Uhr wurde sein Salon geöffnet und da Metternich selten spielte, fand er eine erwünschte Erholung im heitern Gespräche. Er ließ dabei von einem ganz außerordentlichen Gedächtnisse unterstützt, seiner Erzählungslust freien Lauf, war unerschöpflich in Anekdoten, in Schilderungen merkwürdiger oder lächerlicher Charaktere und nicht ohne Anflug einer feinen Satyre. Er konnte dabei herzlich lachen; eine harmlose Mystification beschäftigte ihn oft Stunden lang; auch sammelte er selbst ein Archiv allerlei komischer Actenstücke, Briefe u. s. w.

(Aus der Popzeit.) Bei H. Costenoble in Leipzig erscheint eben in 9 Bänden eine an pikantem und sonst unterhaltendem, wie vielfach belehrendem Inhalte reiche Memoirenschrift unter dem Titel: „Wallfahrt durch's Leben. Von einem Sechsziger.“ Der Verf. hat viel erlebt, viel beobachtet, viel gesehen und weiß alles in ansprechender Weise vorzutragen. Er hat sich zwar nicht genannt, dürfte aber nicht gar schwer zu errathen sein. Aus dem zweiten Bande sei Nachstehendes über das hochmüthige preussische Militair vor der Schlacht von Jena und über Blücher mitgetheilt:

Blücher stand, als er Oberbefehlshaber der in den westphälischen Provinzen garnisonirenden Kriegsvölker war, nicht auf der Höhe der Zeit. Er erkannte nicht ihren Geist. Erst Auerstedt und Lübeck haben ihn zur Erkenntniß gebracht. Um politische Dinge sich gar nicht kümmernd, den Verfassungs- und allgemein gesellschaftlichen Zuständen der Länder, — in denen er seit dem Baseler Frieden den Militair-Oberbefehl geführt hatte, bald hier, bald da sein Hauptquartier aufschlagend, bis er in Münster 1803 sein festes Standquartier gefunden — wenig oder gar keine Theilnahme zuwendend, wurde er von Stein und in der Folge von Binde dann und wann wohl um

seine Meinung befragt; allein der alte Husar wußte in der Regel keine Auskunft zu geben; „Dinge, hieß es dann, die nur die Federfuchser interessirten, seien immer von ihm weit ab gewesen.“ Blücher hatte Manieren, die in sein gebildeter Gesellschaft nicht für zulässig erachtet werden. Damit stieß er in Münsters aristokratischen Männer- und besonders Frauenkreisen, in denen Sitte und Bildung, aber nicht „Ziererei und Prüderie“ herrschten, gewaltig an; und Aergerniß erregte es, daß der General ein geschworener Feind der deutschen Grammatik war und in aller Einfeld den Anlauf nehmen zu wollen schien, ihr Gebäude umzustürzen und nach seinem Geschmack neu aufzubauen. Der alte Haudegen hatte in diesem gewagten Unternehmen einen schweren Stand. Sein schlimmster Gegner war das junge, heitere und lustige Mädchenvolk, mit dessen reizendem Flor die alten und reichen Familien der münsterschen Ritterschaft damals sehr segnet waren, wie denn überhaupt Münster sich als Heimath eines schönen Franengesellschafts weit und breit kund that. Die lieblichen Kinder neckten den General wegen der entsetzlichen und sprachverwirrenden Ueberschreitungen der grammatischen Regeln, die er sich zu Schulden kommen ließ und sie spotteten seiner mit treuherrlicher Gemüthlichkeit; machten sie es ihm aber zu arg, so war frei genug, sie beim Kopf zu fassen und ihnen mit seinem grauen Schnurrbart auf der Oberlippe einen herzhaften Kuß auf die Stirn zu drücken. In den geselligen Kreisen der Aristokratie, in denen der alte Husar kraft seiner Stellung Eingang gefunden hatte, war, wie in allen Landen deutscher Zunge, das Kartenspiel ein Mittel zur Förderung der Unterhaltung, — oder zur Aufregung der Leidenschaften und der aus ungebändigsten Leidenschaften entspringenden Laster, wie der Wallfahrer Zeit seines Lebens das Spiel genannt hat, möge es es einen Namen haben, welchen es wolle; — allein in Münster wurde es in adeligen und bürgerlichen Familien, im Casino und im Club, mit Maß betrieben, und nur als Lückenbüsser angesehen, wenn der Stoff der Unterhaltung, die sich um allgemein menschliche, literarische und politische Verhältnisse, auch um Stadtneuigkeiten, bewegte, auszugehen drohte. Darum erregte es in Münster nicht geringes Mißfallen, daß General Blücher dem gesellschaftlichen Kartenspiele mit Leidenschaft ergeben war, daß er es nicht mehr als Unterhaltungsmittel ansah, sondern den dabei möglicher Weise zu erwartenden Gewinn hauptsächlich ins Auge gefaßt hatte, und Whist, l'Hombre, Boston langweilig findend, das Glücksspiel auf die Bahn zu bringen trachtete, was ihn aber bei den ehrenfesten Gliedern der münsterschen Ritterschaft, mit sehr seltenen Ausnahmen, nicht gelingen wollte, so daß er sich als Spielgenossen auf seine Kameraden, die übrigen Generale, die Stabsoffiziere und auch auf die Wohlhabenden der jüngeren Offiziere vom Subalternenstande beschränkt sah, die sich eine Ehre daraus machen mußten, von ihrem obersten Vorgesetzten zum Spiel aufgefordert zu werden.

Daß der unvermeidliche Pops bei den Militairs nicht fehlen durfte, versteht sich von selbst. War er doch das Allernothwendigste bei der Ausrüstung eines preussischen Soldaten. Dem

die Naturkraft es vermag hatte, einen natürlichen Zopf zu hegen und zu pflegen, dem wurde ein künstlicher in den Nacken gehängt. Am längsten mußte der Zopf bei den Grenadieren sein, am kürzesten bei den Hüftliern. Das Maß der Zopflänge für jede Truppengattung war aus des Königs Palais zu Berlin vom Oberkriegs-Collegio nach Zollen und Linien aufs Allergenaueste vorgeschrieben. Jeder Offizier der Compagnie und jeder ihrer Unteroffiziere trug den Zollstock bei sich, um die Normallänge zu mustern. Man erzählte sich von einem komisch-tragischen Fall, wozu das Zopsmaß Anlaß gegeben hatte. Ein junger Seconde-Lieutenant vom Schladenschen Regiment, der seinen Zollstock verloren hatte, war in den Laden eines Instrumentenmachers, welcher auch ein Lager von fremden Waaren seines Faches hielt, gegangen, um sich einen neuen zu kaufen. Viele Kunden waren im Laden gewesen, so daß der Instrumentenmacher im Drange des Geschäfts sich vergriß, und statt eines Zollstockes mit rheinländisch-preussischem Maße, einen mit Pariser Maß gefaßt hatte. Als nun folgenden Morgens der Offizier eine Musterung seiner Leute vornahm, kam es ihm vor, daß der Zopf eines Mannes nicht die normalmäßige Länge habe; flugs war der neue Zollstock bei der Hand und an den Zopf gelegt, dessen Maß viel zu kurz gefunden wurde. „Musketier Claus vor,“ schrie der Offizier wüthend, „Unteroffizier Barthold vor, zwanzig Fuchtel dem Bauerlümmler von Kerl!“ — „Zu Befehl, Herr Lieutenant!“ — Und Barthold zählte dem unglücklichen Claus, den er als den ordentlichsten und pünktlichsten Musketier kannte, die verordneten zwanzig Fuchtel auf. Und warum wurde der arme Claus gemißhandelt? weil der unbärtige Zopfheld von adeligem Lieutenantlassen nicht wußte, daß es in der Welt mehr als ein Längenmaß giebt, worüber er erst von einem älteren Offizier der Artillerie oder derjenigen Waffengattung aufgeklärt werden mußte, die von den Offizieren des Fußvolks und der Reiterei verachtet wurde, weil in ihr Leute dienten, die etwas gelernt haben mußten und Lernen geizte sich wohl für die bürgerliche Canaille, nicht aber, auf Ehre! für die ritterliche Ehre eines Herrn — von — Habenichts. Claus hatte über die Unwissenheit seines Lieutenants doch seine Fuchtel fort, aber Barthold war gelinde mit ihm umgegangen. Weil nun der Zopf als ein Hauptstück der Ausrüstung in größter Verehrung stand, so wurde ihm auch eine Aufmerksamkeit und Sorgfalt gewidmet, die in Menschenquälerei ansartete; denn für die Sonntagsparade mußte, weil lange Zeit dazu gehörte, der Zopf schon Abends vorher gedreht und gewidelt und das Seitenhaar an beiden Schläfen zur Kolllocke geringelt und der ganze Kopf geschmiert und gepudert und zugleich das wollene Halseisen angelegt werden. An ein Niederlegen, an ein Schlafen war nicht zu denken, damit Zopf und Kopf ja nicht aus dem Gesichte kämen. Die armen Teufel von unglücklichen Trägern dieser Zöpfe und Köpfe mußten die ganze Nacht stehend zubringen. Dann begannen bei An-

bruch des Tages die Schlastrunkenen und Ermüdeten ihr Ankleiden, was auch keine Kleinigkeit war: enge Kleider, die in den Nähten rissen, auch wohl im Zeuge selbst; da war dann Holland in Noth! Doch suchten sich die Kameraden, die Leidensgefährten, durch brüderlichen Beistand zu helfen, so gut es gehen wollte. Das Anziehen der Samaschen war eine Geduldsprobe, die selbst den Geduldigsten zur Verzweiflung bringen konnte: an jedem Beine die enge Samasche zu befestigen, vermöge der zwei Duzend Knöpfe, die jede hatte und welche in die kleinen Knopflöcher passen mußten, das war eine Herculesarbeit!

Der Wallfahrer war eines Mittwochs Zeuge, wie ein Stabsoffizier vom Regiment Schladen, des ungewohnten Tragens seines Degens halber, Veranlassung gab zu einem homerischen Gelächter des münterschen Bürgers. Er kam daher geschritten, ein kleiner wohlbeleibter Mann, mit einer Miene angethan, die Achtung hätte einlösen können, wäre eine andere Figur, als diese, Inhaberin derselben gewesen. Der breite Prinzipalmarkt schien dem Helben vom Schladenschen Regiment zu eng zu sein, so gespreizt stellte er die kurzen Beine, an deren Hackenenden mächtige Sporen von Silber prangten. Die kleine Kosakenmase, nach spezifisch preußenthümlichem Hochmuth gen Himmel gewandt, sahen seine Augen nichts von alledem, was fünfzehn Fuß unter ihrer Niveaulinie vorging. Plötzlich stieß der gestrenge Herr Obristwachtmeister mit dem Fuße an ein Stück Holz, das von einem der zu Markt gekommenen Bauerwagen mit Brennholz herabgefallen war. Ins Stolpern kommen, den Spieß sich in den Sporen und dann zwischen den Beinen verwickeln sehen und darauf den ganzen kurzen Mann wie ein Klotz hinstürzen und alle Biere von sich strecken, die silberne Schärpe um den Leib und die silbernen Achselknäure der linken Schulter mit dem Geschirr der Bauernpferde ein Knäuel werden, und den mächtigen Stürmer von Uniformshut weit weg fliegen sehen, war das Werk eines Augenblicks, der rascher verging, als diese Zeilen niedergeschrieben werden konnten. „Claus!“ brüllte der Obristwachtmeister auf seinem harten Lager dem auf zehn Schritt Distanz hinter ihm schreitenden Soldaten zu, der, den Sturz wahrnehmend, rasch hinzugetreten war. „Kerl, wie kann Er sich untersehen, schon bei mich zu stehen, da ich ihn ja jetzt eben erst gerufen habe? Zehn Schritt Distanz, infamer Schlingel, kennt Er das Reglement nicht?“ Claus entschuldigte sich: er wolle ja nur dem gnädigen Herrn Obristwachtmeister behilflich sein. — „Nicht raisonnirt, Kerl! Nicht gemuckst, Esel! Zehn Fuchtel mit der Klinge vom Unteroffizier Barthold, morgen früh bei's Exerciren!“ Claus machte ein trübseelig Gesicht. „Na nu, Claus, jeb ich ihn die Erlaubniß, mich aufzuhelfen.“ Und Claus trat hinzu und brachte seinen schwerfälligen Fuchtelmeister wieder auf die Beine. Wie man später hörte, waren ihm die zehn Distanz-Fuchtel erlassen und in Arreststrafe verwandelt worden.

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stabklische 6 Thlr.,
mit Stabklischen 8 Thlr.

Die Wunderinsel von Mascali.

Historische Novelle

von

Günther von Freiberg.

(Fortsetzung.)

Das war kein Ebbivarusen des Italieners, das war ein morgenländisches Kriegsgeschrei, womit die Kämpfenden der heißen Zone sich untereinander anfeuern.

Jedermann in Mascali kannte diesen Laut, den kein Europäer nachzuahmen vermochte. Wie elektrisirt wendeten sich die Augen nach der Richtung, von wo aus dieser Schrei gekommen war und fast gleichzeitig erwiederten die Ueberraschten den lauten Ruf, indem eine begeisterte Bewunderung wie der Blitz zündend unter sie einschlug.

Durch die Einfahrt rollte ein antiker Wagen von acht fleischfarbenen Pferden gezogen; dies prachtvolle Gespann lenkten drei orientalisches gekleidete Männer. Der Mittelste glich dem Sonnengott an Hoheit und gebietender Haltung; ihm zur Seite die Begleiter waren Abyssinier von goldbrauner Farbe. Herausfordernd schauten sie drein, als sei ihnen der Sieg über die Christen ein Leichtes. Die Frauen legten die Hände über die Augen, als blendete sie die Schönheit des

turbangekrönten Fürstensohnes, des Abdul Anim, der so unerwartet im Circus erschien. „Das ist der Inselfürst!“ tönte es von Mund zu Munde; „das ist der schöne Prinz aus dem Wundergarten! Seht seine adelige Schönheit! Seht sein weißes Gewand und die funkelnden Juwelen, die den fliegenden Burmuth halten! Er ist schön wie der Luzifer, dem kein Menschenkind zu widerstehen vermag! — Wird er Leonato einholen? Wird er siegen? Der Vorsprung ist zu groß, es ist nicht möglich, er wagt zu viel, der kühne Moslem!“

Weit über die Brüstung der bekränzten Tribüne hinausgebogen, verfolgte der Kaiser in höchster Spannung den Wagen; schien er sich doch des Unwillens bei dem verdunkelnden Glanze Anims nicht erwehren zu können. — Er wünschte dem Muhamedaner eine Demüthigung, er wollte Leonatos Sieg.

Hinter ihm athemlos, blaß und zitternd stand Solanthe. Zum ersten Male hatte sie Anim erblickt, zum ersten Male ein Wesen gesehen, dessen Erscheinung ihre Feuerseele entflammte, „er ist's!“ jubelte die ganze Versammlung.

„Er ist es!“ tönte es in ihrem Innern tausendfältig wieder.

„Er muß ihn besiegen!“ schrie sie auf, ihrer Umgebung nicht mehr eingedenk, „fahr' zu,fahr' zu!“

Und wirklich Abdul holte Leonato ein. Die eine Partei der Zuschauer jauchzte, die Frauen rissen sich die Schleier aus den Haaren und winkten damit. Die andere Partei murrte über das Glück des Moslem.

Nun, da beide Wagen neben einander dahin rollten, wuchs die Spannung um so gewaltfamer. Alles schwirrte vor Jolanthens Augen; dicht unter der Kaisertribüne stand die Säule, das Ziel der verwegenen Wagenlenker.

Die weißen Zähne der Abyssinier knirschten. Mit geschlossenen Lippen, kalt, aber sprühenden Auges, stand Abdul Anim auf seinem Wagen.

Leonato, die Wuth des Südländers in jedem Zug, in jeder Geberde, ließ die Rosse mit verhängten Zügeln dahin sausen, indem Verwünschungen wildester Art über seine Lippen strömten.

„Tahi!“ rief Anim und seine schweißtriefenden Pferde standen an der Säule.

Leonati war bezwungen.

Ein wüster Lärm dröhnte aus allen Seiten des Circus über Anims Stirn dahin.

Jolanthe faßte nach der Blume in ihrem Haar, da berührte ihre Hand die goldene Krone auf ihrem Hüthen; rüchhaltslos zog sie den perlbesetzten Reifen vom sammetnen Barett und warf ihn dem Sieger in den Circus hinab.

Die Grafenkrone fiel dem Isambekener vor die Füßen. Er blickte empor, doch schon war Jolanthe von der Tribüne verschwunden. Fassunglos, bleich wie der Tod war sie einem Fräulein in die Arme gesunken. Der Kaiser stand voller Unwillen auf ohne dem Fürsten ein Zeichen der Huld zu geben.

Die Vorstellung war zu Ende.

4.

Unwiderstehlich.

„Und was redete unser kaiserlicher Herr so harte Worte zu Dir, muthwillig Töchterlein?“ fragte spät am Abend Luitgardis, als Jolanthe auf ihrem Zimmer vor der Lampe saß.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Friedrichs Mündel.

„Und wo liegest Du die Krone von Deinem Barett?“

„Ich weiß nicht.“

„Du bist ein arger Wildfang! Seine kaiserliche Majestät hat Recht Dich auszuschelten.“

Jolanthe hatte beide Hände in ihren herabhängenden Zöpfen vergraben und starrte schweigend in das Flämmchen der Messinglampe.

„Wenn ich der Kaiser, des Rothbarts prächtiger Enkel wäre —.“

„Schweig mir vom Kaiser!“ fuhr Jolanthe auf und sprang in die Höhe.

Luitgardis stand wie versteinert; dann wandte sie sich ab und weinte.

„Wie glücklich sind die Frauen, denen die Thränen aus den Augen fließen,“ seufzte sie; dann reichte sie der alten Dienerin begütigend die Hand und verließ das Zimmer.

Draußen in der Galerie kam ihr ein Knabe in Gondelierkleidern entgegen.

„Nun, Peppino?“ fragte sie leise.

„Er wird kommen, sobald der Mond aufgeht.“

„Gott sei Dank!“

Etwas erleichtert athmete Jolanthens beklemmter Busen. Sie lehnte sich aus der Loggia in die Abendkühle hinaus und blickte nach Süden, ob der Mond sich zeigte.

„O zieh herauf, du goldene Sichel, die über den Moshen funkelt,“ betete sie, wie das Hindumädchen zu Shingari, der Mondgöttin, allabendlich betet.

Aber noch zeigten sich nur Wolken am Horizont. Jolanthe stieg in den Garten hinab und irrte unter den Myrten- und Oleanderbäumen umher. Düstschwer und beängstigend war die schwüle Frühlingsnacht.

„Wohin, ach wohin?“ rief Jolanthe unwillkürlich; sie blickte nach einem erleuchteten Fenster hinauf, wo das Licht hinter bunten Scheiben brannte. Traurig schüttelte sie den Kopf; alles freudige Hoffen war für sie entschwunden. Dann schritt sie gedankenvoll der Bucht zu, um Ismael zu erwarten.

„Ja, er wird kommen und mich in meinem Vorsatz bestärken; ich werde Kraft haben dies Land, dies wunderschöne Land zu verlassen.“

Aber sie empfand einen brennenden Schmerz, als sie der Trennung von Mascali gedachte. „Mir klingt ein Lied im Ohr — ich kann's nicht aus dem Sinne bekommen. Irt' ich mich nicht, so setzte der Kaiser diese Worte in Musik und dichtete sie auch.“ Sie ließ sich auf das Schilfgras nieder und sang leise:

„Nun ist die ganze Märchenpracht
Des Orients mir erschlossen;
Du hast die volle Wundermacht
Tief in mein Herz gegossen.“

„Auch er, der Kaiser, sagt man, habe da drüben geliebt — eine gazellenäugige Sarazenin; ihr Herr soll sie aus Rache ertränkt haben im tiefen Meere. Daher des Kaisers Haß gegen die Moslem.“

Nur keinen, keinen Schnee für mich,
Ich brauche Sonnengluthen;
O Wüstenwind, o tränk' ich Dich
Am Strand der Nilesfluthen.

O könnt' ich unterm Dattelbaum,
Mit Dir zusammen träumen!
Hoch über uns des Himmels Raum,
Den keine Wolken säumen.

In seliger Verschollenheit
Wärd' unser Leben fließen; —
Wir würden die Vollkommenheit
Des Erdenglücks genießen! —

Zolanthe riß eine Hand voll Schilf aus dem Boden, unruhig, als wisse sie nicht, was beginnen. Dann setzte sie sich wieder: „Ja, so soll es geschehen! Einmal noch Ismael sprechen, ihm danken, — einmal von Abdul hören — dann niemals wieder!“

Dann sang sie von Neuem:

„Nun ist die ganze Märchenpracht
Des Orients mir erschlossen!
Du hast die volle Wundermacht
Tief in mein Herz gegossen...“

Da stieg der Mond empor und ein sehnsüchtiger Hauch zitterte durch die Natur als ginge mit dem Westwind ein Fieberschauer durch die Frühlingsweft.

Und nun plätscherte es auch von Weitem; der wohlbekannte Ruderschlag unterbrach die eintönige Stille. Zolanthe breitete die Arme aus und ging an das äußerste Ufer hinab, daß der weiße Schaum ihre Füße neckte.

Sie winkte der Gestalt, die im Rachen am Steuer aufrecht stand. Ihr Gruß ward erwidert. Doch befremdet zuckte sie zusammen ... das konnte nicht Ismael sein ..., die Geberde war zu lebhaft, zu schnell für den Greis; auch sah Zolanthe keinen Silberbart im Mondschein schimmern... Sie wollte aufschreien ... entfliehen, — festgewurzelt blieb sie stehen.

Jetzt wendete sich der Rachen; auf dem Wasser bildeten sich weite, leuchtende Kreise, wie magische Linien von unsichtbaren Geisterhänden gezogen. Jetzt sah sie deutlicher die Gestalt im Turban und Burnuß, — es war nicht Ismael, es war Abdul Anim.

Ein leiser Schrei entfuhr des Mädchens Lippen, kraftlos sanken ihre Arme zu beiden Seiten herab und Abduls Stimme sprach auf italienisch:

„Bergieb, Lillie des Nordens! Du bist Zolanthe, nicht so? Und erwartest den Rabbi von Bagdad?“

Sie hielt sich festgeklammert an einen überhän-

genden Baumstamm, — zu antworten vermochte sie nicht.

Anim fuhr sanft und demüthig fort:

„Ismael ist vom Fieber befallen, die Kunde hätte Dich ängstigen können, o Schülerin des Weisesten; so wagte ich mich in Deine Nähe, den Trost seiner baldigen Genesung Dir zu verheißten, und ...“ er schien eine Bitte hinzufügen zu wollen, aber schüchtern brach er ab und flüsterte nur: „doch dazu bedarf es Deiner Huld und Gnade; — muß ich doch glauben, daß Du mich hassest...“

„Ich hasse manchen, Abdul Anim, Dich haß' ich nicht. — Hab' Dank für Deine Mühe. Du verabscheust den Strand, auf dem Christen wohnen, sonst hätte ich Dich, die Gondel zu verlassen und einen Augenblick auf kaiserlichem Boden zu weilen.“

Der Sarazene legte die Hand auf die Brust und neigte sein Haupt.

„Hold ist der Klang Deiner Stimme, — sie bezwingt das Herz, man muß ihr folgen.“

Anim stieg aus dem Rachen; der Ruderer trieb das Boot unter eine Trauerweide; Zolanthe und der Inselfürst waren allein.

Sie ging einige Schritte vorauf und winkte ihm ihr zu folgen. Die Hand auf das Herz gepreßt, zum Zeichen seiner Ehrerbietung, schritt er ihr nach, bis sie vor einer Grotte still stand.

„Du scheinst der Genius des Lichts,“ sagte Anim, „der mich in die Grotte des Aladin führt.“

„Du wirst keine Schätze darin finden,“ erwiderte die Märchenkundige bescheiden und traurig.

„Vielleicht hast Du sie alle so achtlos verschwendet wie dieses Kleinod hier.“

Bei diesen Worten kniete Anim vor dem Mädchen nieder und reichte ihr in beiden Händen das goldene Grafenkrönlein. „Unverdient fiel mir heute im Circus diese Krone von des Kaisers Tribüne zu. Vielleicht entsank sie Dir, indem Du Dich bücktest, dem Sieger einen holden Blick zu schenken. Ich las den Namen Zolanthe in Rubinschrift auf dem Diadem, und — stelle Dir Dein Eigenthum zurück.“

Verwirrt stand die Erröthende, ohne die Krone aus Anims Händen zurückzunehmen. War es Stolz oder Bescheidenheit, daß er das Kleinod wiederbrachte? Wollte er es ein zweites Mal aus ihren Händen empfangen?

Diese Frage stürmte durch Zolanthens Herz; doch die ihr angeborene Selbstständigkeit gewann sogleich die Oberhand.

„Dein ist die Krone — Du hast sie gewonnen,“ rief sie; „aus freiem Willen ward sie Dein; sie zurückzuweisen wäre Verachtung!“

Mit Staunen und Entzücken hesteten sich Anims Augen auf Solanthen. Wie sprach dieses Mädchen so bestimmt und doch so sanft ihren Willen aus! Wie leuchtete der Ausdruck des Selbstdenkens von ihrer freien Stirn. Gestähltes Blut belebte diese schlanken Glieder, — es floss nicht ungezügelt wie das der Serrailköniginnen oder indolent wie das Blut der Oualisten. Das war das Weib wie Ismael es geschildert. Viel schöneren Frauen hatte Anim seine Gunst geschenkt, doch keiner, bei deren Anblick seine Seele gesagt hatte: „Du beherrschest mich, denn Du bist mir überlegen.“

„Wie Du befiehst, Lilienblüthe! Die Krone wiegt schwer in meinen Händen, doch schwerer wiegt das Uebermaß des Glückes auf meinem Herzen! O hilf mir einen Theil davon tragen! — Sieh, dieses Herz war sonst so stolz, wohl allzustolz — jetzt liegt es zu Deinen Füßen — werden sie es zertreten? ...“

„Ich weiß es Anim, wie stolz Dein Heldenherz sein darf, ... beschäme mich nicht länger, indem Du vor mir kniest.“

„Verstehe mich, Solanthe. Ich habe nie vor einem Weibe gekniet, — Du gestatte es mir. Zum ersten Male fühle ich mit unsäglichem Glücke, daß ich an meinem Plage bin.“

„Genug, Du spottest mein! Draußen als Feldherr, als Fürst ist Dein Platz.“

„Zu Deinen Füßen laß mich bleiben, treibe mich nicht so schnell wieder von Dir; wir haben uns noch so viel zu sagen, — wir kennen uns, da wir Beide Ismaels Schüler sind.“

Solanthe sank auf eine Moosbank nieder..., ihr reizendes Gesicht war bleich wie der Mond, der auf sie niederschien; sie vermochte nicht zu antworten.

„Du bist seit lange die Schwester meiner Seele,“ fuhr Anim fort, „Du schönes Bild aus Gluth und Schnee gewoben. Dein durchdringender Verstand faßte die Lehre Ismaels; der Geist der Finsterniß hat über Dich keine Macht; Du siehst nicht Dämonen und Manichäer in den Moslem und Israeliten; — Du siehst Menschen in ihnen, ich weiß es. Laß Dir danken dafür! Du bist Ismaels Wohlthäterin. Was ich nicht für ihn thun konnte, Dir gelang es; die schwere Steuer seiner Glaubensgenossen, Du vermindertest sie durch ein holdes Wort beim Kaiser! — Mehr noch; Du hast den Weisen vor Deines Vor-

mundes Angesicht geführt. Wo Du blickst und redest, da fügt sich Alles durch Zauberkräft zusammen. — Sprich, sage, fandest Du den verlorenen Ring des Carolus Magnus, daß Alle, Alle Dich lieben und Dir gehorchen müssen?“

„Still, o still!“ rief sie mit heftig ausbrechendem Schmerz; „sage das nicht, — Du weißt nicht wie wehe Du mir thust! O es ist vorüber mit des Kaisers Gnade, ich — gerade ich verderb' Euch Alle! Frag' nichts weiter; leb' wohl! Du siehst mich das letzte Mal!“

Anim hielt die Enteilende zurück. Mit leidenschaftlichem Ausdruck sprach er:

„Der Faden meines Lebens ruht in Deinen Händen; reiß ihn so plötzlich nicht, so unbegreiflich grausam nicht entzwei.“

„Abdul, wach auf aus Deinem Traume! Ich bin machtlos, ich vermag nichts über den Kaiser; meine Zeit ist dahin, mag auch mein Leben dahin sein — ein Angedenken gieb mir ... Deinen Dolch ...“

Sie riß ihm den scharfen Stahl aus der kostbaren Scheide.

„Halt ein, Unselige! Blut klebt an dem Dolch, eine Sultana tödtete sich damit im Serrail meines Vaters; — ich selbst stieß ihn in eines Freundes Busen; o gieb die Waffe zurück, sie kann Dir Verderben bringen.“

„Erlösung kann sie mir bringen!“ rief sie wild und leidenschaftlich. In helle Flammen war ihre Liebe zu Anim aufgeschlagen, aber in eben so hellem Lichte sah sie alle Widersprüche, alle Verzweiflung ihrer Zukunft. Der Tod schien ihr die einzige Lösung.

Alles was in ihr vorging hatte Anim aber plötzlich errathen und verstanden. Er hielt die Enteilende fest und riß sie mit Gewalt an sein Herz.

Lange hielt er das zitternde sprachlose Mädchen umschlungen.

„Süße Mädchenblume,“ flüsterte er endlich, indem er ihr den Dolch sanft aus der Hand nahm, „noch ist's nicht Zeit, daß wir zusammen sterben! Wir leben, denn wir lieben uns! Habe Muth, sei stark und Du wirst leben mit mir... Der Kaiser wird nicht unerbittlich sein, — unsere Liebe wirst die goldene Brücke über den Abgrund, der mich von ihm trennt.“

„Nichts vom Kaiser!“ fuhr Solanthe angsthaft auf; „er ... o mein Gott, ich muß es glauben — Eifersucht hat ihn erfaßt und ich bin in seiner Gewalt —, und Du, o Anim, bist sein Vasall!“

„Nimmermehr!“ schrie der stolze Sarazene. Gebietend richtete er sich auf; furchtbar schön war er in

seiner entseffelten Leidenschaft, prächtig wie der plötzlich niederzuckende Blick.

Zolanthe wich vor ihm zurück. Ihr Wille war ihm gegenüber gebrochen.

„Schwöre mir, Zolanthe, schwöre bei dieser Krone, die Du mir gegeben,“ sagte er gefaßt und langsam, „daß Du verharrst in schweigender Geduld, bis Du in vierundzwanzig Stunden an diesem Orte Abdul Anim, den Inselfürsten wiedersehst.“

Wie magnetisirt sanken Zolanthes Hände auf die Krone nieder. „Ich schwöre es bei den Manen meines Vaters, des Grafen von Mansfeld! Ich schwöre es! Und nun gieb Du mir den Dolch!“

„Nimm ihn hin; — doch zuvörderst warte, ich darf ihn nicht in Deinen Händen lassen, selbst nach dem Schwur nicht, bevor das Blut des Gebers nicht seinen Stahl benetzt. Es ist ein Aberglaube; ganz können wir uns nicht davon befreien.“

Er streifte den Armel an, rißte den nervigen Arm und gab dann Zolanthen den Dolch, an dessen künstlich eisilirtem Griff ein Onyx funkelte.

Bevor sie ihn nahm, hatte sie mit ihrem Schleier die leichte Blutspur von seinem Arme gewischt und die aufgefangenen Pupurtropfen inbrünstig mit den Lippen aufgesogen.

„Auf Morgen!“ sagte Anim.

„Leb' wohl!“

Er verließ die Grotte.

Geh', schlanker Abdul, geh' Sonnenkind — Deine Waffe, Deine Seele gabst Du der Christin. Mit Dir hinweg nimmst Du Empfindungen, deren Wunden qualvoll, deren Qualen wönig sind.

5.

Die Verschwörung.

In der Osteria del mare ging es, wie alle Abende, lebhaft zu; dort saßen unter den Bienen des Säulenhofes junge Edelleute und angesehene Bürgeröhne aus dem Christen-Viertel von Mascali beim Würfel- und Kartenspiel, zechend, lachend und lärmend. Dieses Wirthshaus, wo es den besten Cyper gab, mieden selbst die Sarazenen nicht; durchreisende Handelsleute in buntgesticktem Raftan, reiche Kaufherrn aus den Bazaren der Stadt, die glänzend bewaffneten Mameluken Anim nahmen dort an den Schenkischen abwechselnd Platz, um zu hören, mitzutheilen und zu kanegießern, bis Streit unter den verschiedenen Parteien entstand und zum Stilet und Säbel gegriffen ward,

daß die kaiserliche Wache die blutigen Händel schlichten mußte. Ein Abend ohne ein Treffen war in der Osteria del mare eine Seltenheit.

Heute, nach dem Siege Anims über Leonito, war die allgemeine Erhigung von vorn herein sehr groß. Voller Mißmuth blickten die Sicilianer auf die Moslem, die gar hochmüthig an ihnen vorbei über die Quadern des Hofes schritten, als hätten sie sammt und sonders den Sieg über die Christen davon getragen.

Nicht wie sonst standen die Turbanträger und Italiener im Gespräch zusammen; beide Parteien waren wie nach einer Revolution entschieden von einander gesondert. Die Italiener behaupteten den innern Hofraum, die Anhänger des Inselfürsten begaben sich insgesammt auf die Terrasse, die sich unter dem Hause, Angesicht des Meeres ausbreitete.

Fra Angelo, der Wirth, fühlte sich stolz als ein Mitglied der Kaiserlichen und murmelte zwischen den Zähnen: „heute giebt's Sturm, razza di cane.“ — Diese Benennung galt den Moslem, die langsam, in gemessenen Schritten, gingen und kamen, im Gegensatz zu den geräuschvollen Italienern, die kein Glas leeren konnten, ohne es auf das Wohl ihres Kaisers in Scherben zu werfen, worüber Fra Angelo sich ins Häuschen lachte und das Factum weiß auf schwarz mit Kreide notirte. „Brave Ritter! Galantuomini!“ schrie er jedesmal und warf seine rothe Mütze in die Höhe, die der junge Bottega auffing und sie wiederum seinem Herrn zuwarf.

Am meisten ward die Aufmerksamkeit des Schenk-wirths durch eine Gruppe inmitten des Hofes in Anspruch genommen, denn dort saßen Männer aus des Kaisers nächster Umgebung als da waren der gelehrte Herr Michael Stotus, berühmt durch sein Latein, seine Sterndeuterei und seine Uebersetzung von des Aristoteles Thiergeschichte. Nächst ihm Tomari da Stefani, der Meister der byzantinischen Schule, dessen Schilde-reien auf Goldgrund leider gänzlich verloren gegangen sind, während sie damals in funkelnder Pracht des Kaisers Hallen und die Gemächer aller Edlen schmückten. Er malte liebliche, pausbäckige Engeln, sittsame Jungfrauen auf seine Holztafeln in holder Einfachheit und wohl mögen in späteren Jahrhunderten Perugin und Fiesole sich nach seiner schlichten Keuschheit gebildet haben. Jedenfalls zeigte er seinen Nachfolgern den Weg einer erhabenen Richtung. Gelang es ihm nicht, diese Bahn sogleich frei zu machen, Dank gebührt auch dem, der den ersten Stein hinwegstieß; es gehört größere Thatkraft dazu als den

letzten fortzuräumen, und die goldenen Pforten des nunmehr freien Musentempels aufzuschließen.

Beide Freunde, der Sterndeuter und der Maler, haften mit tiefster Erbitterung die Sarazenen. Tomari, in einem Kloster erzogen, war mit ganzer Seele dem katholischen Glauben, der Lehre des heiligen Augustin und den Dogmen des Franz v. Assisi hingegeben. Er wußte die Schriften des Hieronymus, das Leben der Märtyrer, auswendig, und es hörte sich gar wunderbar an, wenn er die uralten Legenden des weisen Daniel, der schönen Herodias und des Täufers erzählte. Auch that er sich etwas auf seine Redekunst zu gut; und wer nicht eifrig hinhorchte, sobald er vorzutragen begann, der hatte es auf immer mit ihm verdorben, wie zum Beispiel Solanthe, die eine angeborene Scheu vor den vergilbten Sagenbüchern und ihrem in Mönchslettern geschriebenen Inhalt besaß. Dazu gesellte sich ihre vollständige Unzugänglichkeit für die damalige Malkunst, deren Umrisse ihren Schönheits Sinn verlegte, während sie stundenlang mit unerfätklichen Augen vor den hellenischen Marmorbildern stand und die Nächte über den Homerischen Gefängen durchwachte.

Das waren allerdings triftige Gründe von dem gottesfürchtigen Mann „sittenverderbende Heidin,“ auch „lästerliche Fee“ genannt zu werden, und heimlich hatte der Meister die verführerische Maid an seiner Schilde, die Versuchung des heil. Antonius abconterfeit, als lockende Sirene aus einem Pfuhl höllischen Feuers auftauchend. Um so tiefer bückte sich der strenge Herr freilich, so oft er des Kaisers Mündel bei Hofe ansichtig wurde, wo Solanthe einen so unbestrittenen Einfluß auf den Herrscher ausübte.

Noch tiefer wurzelte die Entrüstung gegen Solanthe in des Sterndeuters Seele, denn ingrinnig, verzehrt vom Neide mußte er dem Rabbi von Bagdad die Ueberlegenheit zugestehen, die ein begabter Mann dem Genie nicht zu versagen im Stande ist. Seit nun gar sein kaiserlicher Gebieter vor Ismaels Weisheit staunte, und ihn bei sich, als Solanthe's Lehrer gastlich bewillkommt hatte, seitdem wurmte und zernagte es Michaels Ehrgeiz, und ohne Ruh und Rast trieb es ihn an den Ufern der Stadt, Angesichts der Wunderinsel dahin. Drohend ruhten seine Augen auf der Chalisenburg, wo der wunderbare Mann mit dem Schatz seines Wissens unangefochten lebte. Der Gedanke: ein Israelit, ein Verachteter thut es Dir zuvor! — Dieser Gedanke untergrub Michaels Dasein und gönnte ihm keine friedliche Stunde mehr. „Sie ist

daran schuld,“ grollte er, wenn er Solanthe's Kleiderfaum mit den Lippen berührte, und ihr geschworener Feind war auch er geworden.

Ihre Stellung, ihr selbstständiges Auftreten, wohl auch ihre Rücksichtslosigkeit, hatten Solanthe, welche aus einer andern Welt zu stammen schien, viele Feinde gemacht. Von einem Herrscher begünstigt zu sein ist eben kein Glück. Der Günstling wandelt einen Blumenpfad, der zwischen Dornenhecken hinführt, dessen Stacheln ihn verwunden. Wird er übermüthig, haßt man ihn; bleibt er unbefangen, ohne Einfluß, fern vom Intriguengewebe der Hofcabalen, so erreicht man nichts durch ihn und haßt ihn um so mehr.

Dazu kam bei Solanthe, daß sie, ohne es zu wollen, heftige Leidenschaften entzündete, die in bittere Täuschungen umschlugen. Nichts war natürlicher, als daß die Edlen des kaiserlichen Hofes um ihren Besitz warben, daß, Solanthe's lebhaftem Wesen zu Folge, die Hoffnungen der ehrgeizigen Ritter nicht ganz grundlos erschienen, bis es sich herausstellte, daß Solanthe mehr an den Virgil als an den glänzenden Männertroß dachte, daß eine angeborene Scheu sie vor jeder Fessel zurückschreckte, daß ihr Lebenselement die Unabhängigkeit, daß sie, mit einem Wort, den meisten Männern an Geist und Feinheit des Empfindens überlegen war.

Das verzieh ihr Keiner der Abgewiesenen. Das Gift gekränkter Liebe oder das noch schlimmere Gift gekränkter Eitelkeit brannte heimlich in den Adern der hochmüthigen Freier. So lieblich sie auch lächelten, so demüthig auch ihre Geberde, — sie kannten sich alle untereinander diese Männer und ohne davon zu reden fühlten sie sich verschworen und verbrüderet. Die sich im Haß begegnen verlassen sich nie; sie alle ersehnten die Stunde der Vergeltung.

Um Solanthe zu stürzen, — denn nicht mit Unrecht fürchteten sie, daß der romantische Kaiser in der Verliebtheit sie ehelichen könnte, — um sie zu stürzen, hatten sie sich dem Papst vollständig zugewendet, somit auch den Franciscanern, denen Honorius wohlwollte. Bei den Ordensbrüder und dem Oberhaupt der Kirche war es ihnen ein Leichtes gewesen Friedrichs Mündel zu verlegern: wie sie dem Kaiser, ein gleißender Dämon, die guten Gedanken verdürbe, — wie sie dem Alerus schade, wie sie alle Mittel aufwende Friedrich von dem Kreuzzuge zurückzuhalten; — wie sie freigeistig zu Gunsten der Paulmoni, des Heidenthums rede, — kurz und gut, bald war im Lateran der Name Solanthe mit Luzifer gleichbedeutend.

Und was hatte sie verbrochen, die Tochter der Natur? Sie liebte das Schöne, die Harmonie; — sie war eine freigebohrne Seele, die über die versunkene Wunderwelt des alten Hellas trauerte.

Eine so gefährliche Herrscherin zu verdrängen, war gewiß nichts Unwichtiges; Honorius saß auf dem goldenen Stuhl und hielt Musterung über die Ersten und Reichen, als ihm ein französischer Graf, Johann von Brienne, in die Augen fiel.

(Fortsetzung folgt.)

Fenilleton.

(Garibaldi zu Hause.) Ueber den „Löwen von Italien“ ist so eben ein Buch erschienen, das Tausende von Lesern finden wird, weil es Garibaldi den Menschen, nicht den Krieger und Helden, kennen lehrt. Es heißt „Garibaldi auf Caprera. Erinnerungen des Obersten Vecchi“ und ist deutsch bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen.

„Schon aus der Ferne bemerkt der dem Bote an der kleinen Insel entstiegende Reisende ein kleines weißes Haus, welches hinter mächtigen Granitblöcken hervorschimmert, die Dasis des Friedens Giuseppe Garibaldis!“

„Das weiße Haus liegt in einer kleinen Ebene, welche auf einer Seite von großen Felsblöcken, auf der andern von einer Steinmauer begrenzt wird, und es ist ringsherum von einer Terrasse in der Höhe einer einzigen Stufe umgeben. An der Vorderseite hat man Spalierbäume befestigt, welche einem Weinstock, der eine Art von Veranda vor dem Hause bildet, zur Stütze dienen. Wenn man den Flur betritt, so sieht man zur Linken derselben die Schlafstube der Frau Deiderj, der Pflegemutter der Tochter Garibaldis, Teresitas; zur Rechten die Wohnung des Generals. Weiter nach hinten befindet sich eine Treppe, die zu der auf dem Dache des Hauses befindlichen Terrasse und zu einem schmalen Gange führt, an dessen rechter Seite eine kleine Schlafstube und die Küche liegen; zur Linken befindet sich außerdem das Schlafzimmer und eine kleine Speisekammer; hinter dieser das Arbeitsgemach, welches zu gleicher Zeit zum Schlafen und zum Aufbewahren der Waffen benutzt wird.“

„Als ich im August des vorigen Jahres dieses Haus zum ersten Male besuchte, gab es in demselben nur einen einzigen Sessel und auch diesem fehlte seine Lehne. Jetzt aber befinden sich dort neue Stühle von Lagusholz, Geschenke der Offiziere des Schiffes Washington, mit dem Namen der Geber und einige andere von Rußbaum, die man der Fürsorge Deiderjs verdankt.“

„Das Wohnzimmer des Generals ist jetzt gleichfalls besser möblirt. In demselben steht ein kleines eisernes Bett mit dünnen Zeugvorhängen, welche an hölzernen Stäben befestigt sind;

dann befindet sich dort ein Schreibtisch von Rußbaum, über welchem ein Spiegel hängt, der ein gegenwärtig verschlossenes, nach Norden hin gelegenes Fenster verbirgt. In der Nähe des Bettes steht ein Schemel von Tannenholz, auf welchem Bücher und Briefe umherliegen. An einem Seile, das in der Mauer befestigt ist und das ganze Zimmer der Länge nach durchschneidet, hängen rothe Jacken, grobe wollene Beinkleider und Strümpfe, welche man dort trocknen läßt, weil der General die Gewohnheit hegt, bei jeder neuen Arbeit seine Kleider zu wechseln. In der Mitte der Hinterwand befindet sich der Feuerherd, dessen Gluth man niemals ausgehen läßt, um der Feuchtigkeit des Zimmers zu wehren. Unter demselben liegt nämlich der Behälter, welcher dazu dient, das zu der Regenzeit von den Rinnen abfließende Wasser aufzunehmen. Hierdurch werden die viereckigen Steinplatten, mit denen der Fußboden gepflastert ist, fortwährend schlüpfrig und feucht. Zu beiden Seiten des Herds sieht man Gestelle voller geschichtlicher, seemannischer und kriegswissenschaftlicher Bücher; wenn man aber der Wahrheit die Ehre geben will, so sehen alle diese Bücher und Zeitschriften sehr danach aus, als wenn sie zu nichts weiter dienen, als um die Gestelle zu schmücken. Ganze Massen von Zeitungen in verschiedenen Sprachen werden bei Seite gelegt, wenn der General dieselben kaum gelesen hat. Ueber dem Herde hängt ein Delbild, das Rosine, eine in der Kindheit zu Montevideo verstorbene Tochter Garibaldis, darstellt. In der Nähe des Bettes ist ein hölzernes Kästchen an der Mauer befestigt, welches die Haare Anitas, seiner edeln, tapfern, dahin gegangenen Gattin enthält. An der Mauer über dem Schreibtische schwebt das berühmte Schwert des Helden, eine „Revenque“, eine Art von brasilianischer Geißel und der Degen des tapfern Latour d'Arvergne, „des ersten Grenadiers von Frankreich“, dessen Andenken unter den Kriegern noch immer fortlebt, wenn er auch längst auf dem Felde der Ehre seinen Geist aushaucht. Die Familie jenes tapfern Soldaten hat diese heilige Reliquie vor Kurzem in die Hände des Generals gelegt, weil sie ihn für den einzigen Sterblichen hielt, der da würdig wäre dieselbe zu wahren.“

„Garibaldi liebt die Einsamkeit, jene eigene Art von Einsamkeit, welche so viele erquickende Träume und erhabene Gefühle erweckt, wie er das unermessliche Meer liebt. Er hegt Achtung für Jedermann; ob der Niedrigste, ob der Höchste, das gilt ihm gleich. Von keinem Menschen habe ich ihn jemals Uebles reden hören. Seine Zuneigung gilt den Thieren wie den Menschen, und man sieht, daß es ihm wehe thut, wenn er ein leidendes oder verwundetes Thier erblickt. In der Anlage und Pflege von nützlichen Baum- und andern Pflanzungen empfindet er eine gewisse Wollust, und es schmerzt ihn, wenn er eine ausgerissene oder zertretene Pflanze sieht. Er, der seinem Schwerte den glänzenden Ruhm seines großen Namens dankt, würde nichts lieber sehen, als wenn er dieses Schwert zu einer Pflugchar umschmieden könnte. Freilich war er Krieger und Seeräuber, aber er war es in dem erhabenen Streben, unterdrückte Völker zu befreien. Er brach

die Ketten der Negerflaven und verwandelte die Gefnechteten in ruhmreiche Helden. Er entführte die Frau, welche er liebte — als einen Schatz, den man ihm abgeschlagen hatte, der aber von unschätzbarem Werthe für ihn war. Sein erstes Kind wurde ihm in einer amerikanischen Einöde geboren, als er nichts als seinen „Boncho“ besaß, um die Blöße des Säuglings gegen die Ungunst der Jahreszeit zu schützen.

„Wenn er zu seiner Tochter redet, so spricht er den Namen Teresita ganz unnachahmlich weich und melodisch aus. Wenn er guter Laune ist, so steckt er sich eine Cigarre an und beginnt, wenn ich, wie zufällig, einen Namen oder ein Ereigniß, welches ihm auffällt, in die Unterhaltung einflachte, zu erzählen.“

„Wenn es sich um ihn selbst handelt, so sind seine Erzählungen immer kurz und gedrängt; wenn er aber von irgend einer ruhmvollen That eines Andern berichtet, so geht er selbst auf die kleinsten Kleinigkeiten ein. In solchen Stunden spricht er am liebsten von den großen Unternehmungen und Ereignissen, deren Schauplätze Amerika und in jüngster Zeit der Norden Italiens gewesen sind. Gespannten Ohres sitzen wir da und lauschen, bis ihn, wie dies manchmal geschieht, traurige Erinnerungen und schmerzliche Gedanken überkommen und er, ohne ein Wort zu sagen, den Tisch verläßt, um sich niederzulegen. Im Bette liest er Zeitungen und Briefe, auch schreibt er manchmal daselbst. Gegen zehn Uhr zieht er seine rothe Jade aus und versucht einzuschlafen. Schon um drei Uhr früh wacht er wieder auf und beginnt von neuem Zeitungen und Briefe zu lesen.“

(Ein grausamer Vater.) In der bereits erwähnten „Wallfahrt durch's Leben“ (Leipzig, Costenoble), heißt es aus der Zeit als das linke Rheinufer französisch geworden:

Der Rhein wurde französischer Seits mit einer Duanelinie besetzt und scharf bewacht. Der Zolltarif war nicht eben übermäßig hoch, die Revisionen dagegen überaus scharf und lästig, was der Versuch des Schleichhandels herbeigeführt hatte. Wer über den Rhein kam, wurde bis aufs Hemd untersucht, selbst Frauen, deren Untersuchung weibliche Donaniers unternahmen. Emmerich gegenüber war eine solche Zollstätte mit zwei Revisionsbuden auf dem Baundeich, die eine für Männer, die andere für Frauen. Der Zolldirector hatte in Cleve seinen Sitz. Türk, so hieß er, war ein großer, stattlicher Mann mit buschigem Silberhaar, dazu ein Ehrenmann und von altem Adel, der in der Revolution um sein Vermögen gekommen war. Sein Sohn war einer der Préposés beim Zollwesen. Er verliebte sich in die wunderschöne älteste Tochter des lutherischen Predigers Offelsmeyer und diese sich in den schönen jungen Franzosen. Seine Bewerbung um ihre Hand wurde vom Vater, einem Franzosenhasser, barsch abgelehnt. Das Paar ging auf und davon und der Fluch des Vaters folgte der Tochter! Als Offelsmeyer im Jahre 1814, nunmehr Feldpropst der preussischen Armee, mit nach Paris ge-

kommen war, wurde ihm eines Tages eine Dame gemeldet, die sich nicht nennen wollte. Als sie mit drei Kindern eingetreten, warfen sich alle Viere dem Feldpropste zu Füßen. Es war seine entflozene Tochter, es waren seine Enkel! Offelsmeyer nahm zwar seinen Fluch zurück, nicht aber Kind und Enkel aus väterliche Herz; Du bist und bleibst eine Verworfenne, hatte er gesagt, fremd mir und den Meinigen und die drei Franzosen-Bastarde dazu! Frau von Türk, noch immer eine sehr schöne Frau, war seit vier Jahren Wittve. Ihr Mann war nach der Flucht aus Cleve Soldat geworden und in Spanien auf dem Felde der Ehre geblieben. Der Kaiser hatte befohlen, der Wittve des tapfern Capitains eine einträgliche Tabakverkaufsstelle zu übertragen, und diese war ihr in Stampes, zwischen Paris und Orleans, verliehen worden.

(Zustände in Amerika.) New-Orleans ist bekanntlich von der Armee des Nordens erobert und General Butler führt strenges Regiment darin, bisweilen mit einem gewissen Humor. So erließ er kürzlich folgenden Befehl:

Frau Philipps, welche wegen ihres verrätherischen Betragens zu Washington in Haft gewesen und durch die Milde der Regierung in Freiheit gesetzt wurde, hat ihre Kinder gelehrt auf Officiere der Bundesarmee zu spucken, wofür eines ihrer Kinder, sie sowohl wie ihr Gatte schon einmal Abbitte leisteten. Diese Frau Philipps stand bei dem Leichenbegängniß des Lieutenants De Kay auf dem Balcon ihres Hauses während der Zug vorbeikam, lachend und spottend über die Leiche. Als der commandirende General sie deshalb zur Rede stellte, gab sie ihm höhnißlich zur Antwort: „Ich war gerade bei guter Laune!“ Es wird deshalb bestimmt, daß sie nicht als ein „gewöhnliches Weib betrachtet und behandelt werden soll,“ von dem kein Officier und Soldat Notiz zu nehmen braucht, sondern als ein ungewöhnliches und gefährliches Weib, das darauf ausgeht Streit und Aufruhr zu stiften. Sie soll daher auf Ship Island bis auf weitem Befehl in Haft gehalten, ihr eine Dienerin erlaubt, eines der Hospitäler zur Wohnung angewiesen, täglich eine Soldatenration und die Mittel zum Kochen derselben verabreicht werden und sie soll mit Niemand mündlichen oder schriftlichen Verkehr unterhalten, außer durch die Generalcommandantur.

Bald darauf wurde ein deutscher Buchhändler auf zwei Jahre ebenfalls nach Ship Island geschickt, um dort bei harter Arbeit Strafe auszuhalten. Der Befehl sagt, er dürfe während der Zeit mit Niemanden auf der Insel „außer mit Frau Philipps“ verkehren, die ebenfalls wegen Beschimpfung der Todten dorthin geschickt wurde. Als Buchhändler Keller der Befehl verlesen wurde, bat er um Streichung der Stelle, wo es heißt, daß er nur mit der Philipps verkehren solle, da er mit „dem Weibe“ nichts zu thun haben wolle. General Butler verfügte nun Folgendes: „das Gesuch scheint dem commandirenden General billig, weshalb jener Theil des Befehls widerrufen, der übrige Theil ausgeführt wird.“

Allgemeine Wochen-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlsche 6 Thlr.,
mit Stahlsche 8 Thlr.

Die Wunderinsel von Mascali.

Historische Novelle

von

Günther von Freiberg.

(Fortsetzung.)

Sogleich entwarf der heilige Vater einen Plan, den der Kaiser, durch den eigenen Vortheil selbst gereizt, ausführen sollte. Graf Johann, der den leeren Titel eines „Königs von Jerusalem“ führte, hielt sich in Italien auf, um im Abendlande Streitkräfte zur Eroberung von Jerusalem zusammenzubringen. Dieser Titulaturkönig besaß eine tugendreiche Tochter, welche sonderbarer Weise gleichfalls Zolanthe hieß. Nicht wenig rechnete der Papst auf die Zauberkraft dieses Namens und ließ es sich nunmehr eifrigst angelegen sein, eine Verbindung zwischen der jungen Gräfin und dem kaiserlichen Wittwer zu stiften, wodurch dieser die Ansprüche auf das Königreich Jerusalem erhielt.

Dieser Plan war dem Kaiser bereits mitgetheilt worden, und in höchster Spannung sahen die Parteien seinem Ausgange entgegen. Dem strebenden Höhenstaufen war der Vorschlag, das wußten Alle, keineswegs unwillkommen gewesen; allein statt sich zu entscheiden, schwebte die Frage unbeantwortet seit etlichen

Wochen als Damoklesschwert über den Häuptern von Zolanthens Feinden; ja, über Friedrichs blondem Scheitel selber; nur das Mündel ahnte nichts davon, wie so oft das Opfer die düstere Kabale, die es umgarnt, nicht vermuthet.

In diese Gährung hinein fiel Anims Triumph, einem Feuerfunken gleich in eitel Zunder. Zolanthe, die bisher so spröde, die einer flüchtigen Atalante gleich ihre Bewerber immer abgewiesen hatte, sie selbst warf dem Inselfürsten die Krone zu, vor des Kaisers, vor des Volkes Augen, im Angesicht der ganzen Ritterschaft! Das hieß der ganzen Christenheit den Fehdehandschuh hinwerfen und sie herausfordern.

„Die Uebermüthige, mag sie auf ihrer Hut sein und für die Seele ihres Moslem beten,“ rief der Ritter Tebaldo, der zwischen Tomari und Michael an dem steinernen Tische saß.

„Ein Moslem hat keine Seele, für sein Leben mag sie beten,“ eiferte der Maler dagegen.

„Aber nicht an Euch, Tebaldo, ist's,“ flammte ein schwarzlockiger Büngling auf, „dem Inselfürsten seinen Triumph blutig zu verleiden, an mir ist's mein langes Schwert mit seinem krummen Säbel zu messen, sangue di diavolo!“

Und mit der geballten Faust schlug der vom Wein Erhitzte auf den Tisch, daß die Humpen und Henkelkrüge erzitterten und die Splitter der Gläser umhersprangen.

Dieser wilde Cavalier, der den Scherbenberg in der Osteria so tapfer vergrößerte, war kein Anderer als

Leonato, der schwachvoll Besiegte, einst Solanthe's glühender Anbeter, der sie leidenschaftlich, mit der verzehrenden Gluth eines Sicilianers, geliebt hatte, — der noch eifersüchtig gewesen wäre auf verschollener, wüster Insel mit ihr allein; dort hätte er den Blumen und Bäumen ihre Blicke beneidet. Und eben so vulkanisch wie er zu lieben verstand, verstand er zu hassen. In dem Augenblicke, wo Solanthe dem glänzenden Anim die Krone zu Füßen warf, in dem Augenblicke murmelte Leonato zwischen den knirschenden Zähnen: „Thörichtes Weib, Du giebst ihm den Todesstoß!“

Wahrlich, Solanthe wäre erbebt, wenn sie die furchtbare Entschlossenheit auf Leonato's Stirn gesehen hätte. Aber was kümmerten sie alle Bewohner von Mascali, was kümmerte sie der Kaiser, die Welt, das Diesseit und Jenseit, nachdem sie Anim erblickt hatte!

Eben so drohend wie Leonato schauten die Männer drein, die ihn umgaben. Immer dichter drängte sich die Gruppe zusammen, die Befehlshaber der deutschen Leibwache dazwischen und erhoben die Gläser, stießen zusammen an und riefen: „Tod dem Inselfürsten!“

„In den Staub sein frecher Hochmuth! Nieder mit dem Schimmer des Halbmondes!“

„Zertretet das Haupt der Sarazenenbrut und ein panischer Schrecken wird sich des ganzen Haufens bemächtigen. Verwildert und zerstreut werden sie durch die Lande flüchten wie eine Schaar von Raubvögeln.“

Und wieder ging es Kling Klang und Zug um Zug wurden die Gläser geleert.

„Sah Ihr die Weibsbilder?“ höhnte Tebaldo, „wie sie angafften den Abdul, da er so plötzlich im Circus erschien? Wäre Phöbus Apollo mit seinen goldmähnigen Rossen vom Olymp herabgestiegen, wahrlich sie hätten ihr Entzücken nicht ungebändigter zu erkennen geben können! Führen sie nicht von den Sitzen empor, drängten sie sich nicht vor die Männer, ohne Scham und Zucht? Welch ein Geist kam plötzlich über sie? Wo blieb Anstand, wo Ehrbarkeit? Ein böser Zauber packte sie an.“

„Ihr wißt ja,“ unterbrach Michael Skotus, „der Inselfürst beherbergt den Wundermann, den Israeliten bei sich. Durch ihn befindet er sich im Besitz eines Elixirs, von welchem er täglich einen Tropfen nimmt. Dadurch erhält seine Schönheit sich im unvergleichlichen Glanze; er wird nie altern und immer den Weibern unwiderstehlich sein. Zur Bereitung

dieses Lebenselixirs ist ein Tropfen Herzblut von einer Christin erforderlich. Erinnert Ihr Euch, wie vor zweien Monden die schöne Annunziata aus der Via Messina verschwand? Der Jude hat sie gestohlen und insgeheim auf der Chalisenburg geschlachtet.“

Alle bekrenzten sich. Der Schenkwrth fiel vor Grausen auf die Knie und stotterte ein Paternoster; der Battege folgte seinem Beispiele.

„Und der Kaiser, der dies duldet,“ schrie Leonato, dem sich Wangen und Lippen entfärbt hatten.

„Noch mehr, er verlacht solche Thatfachen als abgeschmackte Märchen, Hirngespinnste, schamlose Lügen.“

„Natürlich der Einfluß seines saubern Münzels.“

„Und doch ließ er eine alte Wahrsagerin im Jahre 1220 zu Palermo verbrennen wegen des Verabreichs von Liebestränken! Warum schont er den Juden? Alle Teufel!“

„Und ist doch sonst nicht ohne Aberglauben; — warum vermeidet er Florenz, die blumenduftende Stadt am Arno? Weil eine Zigeunerin ihm prophezeite, er würde unter Blumen sterben, ähnlich den Gästen Helioabals, die ein Regen von Veilchen und Anthonusbüthen erstickte,“ belehrte Tomasi.

„Dann müßte er jedes reizende Weiblein fliehen,“ lachte ein junger Deutscher; „zwei Lippenrosen könnten ihn gleichfalls ersticken.“

„Seliger Tod!“ schwärmte Tebaldo, indem Leonato fortfuhr:

„Was Wunder, daß des Barbarossa gewaltiger Entel Weiberlaunen erliegt! Sehen wir nicht Salomo den Weisesten des Morgenlandes, sehen wir ihn nicht aus eben demselben Grunde falschen Götzen opfern? Ha, wir erleben's noch, ich wette, daß Friedrich von Hohenstaufen die verschleierte Gottheiten der Aegyptier und Chaldäer anbetet. Schon ließ er die Isis in seinem Garten aufstellen.“

„Freilich,“ pflichtete Michael bei, „und es ist ein ewiges Grübeln über hebräische und griechische Schriften. Das Latein, weil's ihn an die Kirche erinnert, ist ihm ein Gräuel; er läßt es gänzlich bei Seite. Ich muß ihm aus dem Plato vorlesen und da beklagt er denn bei jeder Zeile, daß wir nicht mehr in dem heidnischen Zeitalter leben, wo der Mann von Athen in Sicilien am Hofe von Syracus verweilte! Ja, bei Gott und der heiligen Dreieinigkeit, er bedauert nicht der Dionysos, der damalige Tyrann zu sein!“

„Er ist ein Phantast, unser Kaiser! Er ist unbrauchbar,“ hieß es in der Runde.

„Heißt das Fortschreiten? Heißt das seine Umgebung erimuthigen?“ Michael warf es mit Bitterkeit hin.

„Dies Mascali ist ein unseliger Aufenthalt für ihn; es schwebt ein Gifthauch in der Luft. Den haben die Sarazenen, ihre Magier, ihre üppigen Weiber aus dem blauen Märchenlande, aus dem Orient mit herübergebracht,“ eiferte der fromme Tomasi. „Die gesunden Sinne schmelzen in Sehnsucht dahin, wenn dieser Hauch sie umnebelt. Wer kann es nennen, was es ist, woher es kommt? Athmet die Düste ihrer Myrrhen und Narben, und der Stärkste taumelt einer süßen Schlaftrunkenheit in die Arme. Kostet von ihren Serailpastillen, ihrem Opium, — siebertrunken werden tolle Gebilde an Eurem Auge vorüberziehen; — hört ihre Gesänge und ihr glaubt den Worten des hohen Liedes zu lauschen; aber es ist ein brünstig Liebeslied und es wühlt Euch das Herz auf. Blickt in die Kelche ihrer Blumen, trinkt ihren Duft ein, und das Mark schwindet Euch, der Wille scheidet, das Blut verbrennt. Es sind die Rosen der sündigen Babel, die auf siebenköpfiger Hydra einherzieht. Hinter all' den sinnberauschenden Lockungen lauert der Feind, dürstend nach Christenseelen. Darum nochmals: Tod dem Inselfürsten! Sagt sie dahin zurück, von wannen sie kamen, die Geschlechter der Lüge! Laßt frei werden das sicilische Reich von den Eindringlingen. Rein werde die Luft im Hohenstaufenischen Gebiet!“

„Amen!“ bekräftigte Leonato und schlug mit der rechten Hand wider seine Brust.

„Amen!“ murmelten Alle im Chor. Und leise fragten sie sich nach kurzer Pause:

„Da wir nun einig sind, wann soll die Stunde der Entscheidung schlagen?“

Michael, Tomasi und Leonato antworteten heftig nach einander: „schmiedet das Eisen, da es glüht! — Der Kaiser ist in Wallung über Anim und Solanthe, das ist uns günstig; — in zwei Mal zwölf Stunden muß der Sarazenenfürst kalt sein!“

„Doch wie?“ lautete nun die Berathschlagung. „Ein Zweikampf ist mißlich, — ein Meuchelmord gefährlich.“

Und so leise wurden jetzt die Fragen und Antworten, daß Fra Angelo, der aus dem hitzigen Gespräch nicht viel verstanden, jetzt gar nichts mehr verstehen konnte.

„Wir müssen ihn aufheben,“ sagten sich die Verschworenen untereinander, „ihn heimlich nach Rom schaffen und dort dem Papst übergeben.“

„Das ist das Sicherste, das Beste.“

„Mag Honorius das Weitere thun. Einmal seiner ledig, haben wir gewonnen.“

„Und vom Fegeseuer sind wir erlöst in Ewigkeit, und erwerben Ablass auf immerdar.“

„Ist Abdul Anim verschwunden, werden die Moslem ins Castell dringen und ihren Fürsten vom Kaiser fordern. Was bleibt ihm alsdann übrig, als die Waffen gegen sie zu brauchen? Ist nur der erste Schwertstreich auf sie geführt, dann wollen wir sie schon aus dem Lande treiben.“

„Ja, freigebohrne Christensöhne,“ feuerte der Mafex an, „denkt daran, daß Ihr heilige Werkzeuge Gottes seid. Eure Schwerter sind die Flammenruthen des Cherubim, der Laster und Sünde aus Eden getrieben hat. An's Werk! Zu den Waffen! Rettet Eure Zeit, rettet Euren Kaiser!“

„Müßten wir nicht den Franz von Assisi zu unsern Verbündeten haben?“ fragte Tebaldo.

Leonato schüttelte den Kopf und erwiderte:

„Der Plan bleibe wie er ist; wir untereinander sind mächtig genug und unsere Arme sind stählerner als die des Mönchs. Laßt mich auf Alles denken.“

„Habt Ihr Geld?“ fragte Michael.

Leonato warf den Kopf in die Höhe und riß seine Almosentasche aus dem Gürtel; ein Ring von Gold- und Silberstücken kirkte auf die Marmorplatte des Tisches nieder.

„Das ist gut!“

Mit der kindischen Geldgier des Südländers faßte Tebaldo eine Münze und betrachtete das funkelnde Gepräge. Die eine Seite zeigte einen Adler mit der Umschrift Fredericus; die andere den Kopf des Kaisers mit der Umschrift: Caesar. Aug. Imp. Rom.

„Der kaiserliche Adler!“ rief der lavendelduftende frauenhaft bunt gekleidete Tebaldo; „durch uns steige er siegreich empor, in aeternam gloriam!“

Einen Seitenblick der Verachtung warf der wilde Leonato auf den zierlichen Hösling und murmelte: „das sei meine Sache!“

Schon jetzt entglomm Neid und Eifersucht unter den Verschworenen.

„Und jetzt keine Sylbe mehr!“ ermahnte Einer von ihnen. „Thut sanft wie die Tauben, aber seid klug wie die Schlangen. Schlürft den Feuerwein, trinkt dem Morgenroth eine schöne Zukunft entgegen.“

Fra Angelo," wandte sich der Ritter an den Wirth, „wo habt Ihr die Lauretta gelassen? — Warum wirbelt sie nicht mehr ihre Lieder unter dem Pomeranzenbaume da draußen?"

Der Schenkwirth riß die Mütze vom Ohr, verdrehte die Augen, zuckte die Achseln, deutete mit beiden Händen nach der entgegengesetzten Richtung, ballte die Fäuste und verharrte alsdann schweigend in einer tragischen Stellung.

„Wie? Ist sie davon gelaufen? Nahm ein Hirt aus den Gebirgen den Wildfang mit auf seinem Esel und entführte sie uns? Rede, Alter!"

Wiederum antwortete der Wirth durch Pantomimen bis er endlich in die Klage ausbrach:

„Verstummt ist der Verchenschlag unter dem Pomeranzenbaume, davon geflogen ist der lose Vogel. Wohin? Fragt die Wolken, die Winde, denen sie vorüberjagt mit dem Entführer, edle Herren! Aber nicht mit einem Hirten, nicht zu Esel. — Einer im Turban hob Lauretta auf sein edles Roß; — verloren Seele und Leib!"

„Schon wieder Einer im Turban!" schäumte Leonato.

„Sie hatte schon lange ihr Herz an ihn verloren," erzählte der Wirth. „Jedes Mal, wenn er an ihr vorüberging, ließ sie das Tambourin fallen und verwirrte sich im Gesang. Endlich eines Abends lief sie ihm nach und warf ihm ein neckendes Wort zu. — Ich lugte aus dem Fensterlein in dem Garten; es war Einer aus des Fürsten Umgebung; was er erwiderte, verstand ich nicht; er lächelte und sie gaben sich die Hand. Im Dunkel verschwanden sie. Der Lorenzo, mein Jüngstgeborener, begegnete ihnen später zu Roß auf der Straße nach Norden zu."

„Es ist unerhört!" schrien die jungen Männer; „wir konnten ihr gute Worte und seidene Bänder im Ueberfluß geben, sie blieb taub für uns, — während — o das ist Teufelspud, kein Zweifel mehr; sie haben uns die Frauen verhext von den Bauerdirnen an bis zu den Höchsten des Landes!"

Die neunte Stunde hatte bereits geschlagen. Von der Terrasse herab kamen in langsamen majestätischen Schritten die Sarazenen über den Hof dahin; edle schwanke Gestalten in weißen Cashemirmänteln, den Bund um die blassen Stirnen gewunden. Würdevoll und stolz bewegten sie sich an den buntgekleideten von Wein erhitzten Europäern vorüber, die, ein Bild grellsten Gegensatzes, mit funkelnden Augen und aus-

drucksvollen Geberden die schweigende Haltung ihrer Feinde beobachteten.

Als der letzte Moslem den viereckigen Hof der Osteria verlassen hatte, sprang Leonato auf, stellte sich vor den Wirth und rief gebietend:

„Fra Angelo, wir verbieten Dir, im Namen des Kaisers, hinfert einen Moslem in Dein Haus einzulassen!"

„Herr, ich wollte schon, aber ..."

„Schämst Du Dich nicht, ihnen ferner den Sobet zu kredenzen, nachdem sie Deine Pathe entführten? Wir reißen Dir Deine elenden vier Wände ein, wo Du nicht gehorchst. Versprichst Du's aber, hier ist all' das Geld, was ich bei mir habe, — mehr als Du in Zahren einnehmen kannst. Fang' auf, Du Lump, und gedenke unserer!"

„Welch ein Lärm in den Straßen?" riefen im selben Augenblicke die Andern und drängten nach dem Ausgange.

Ein verworener Tumult wie von Tausend Stimmen, dazwischen helles Rauchen, klang ihnen von draußen entgegen.

Schon war der Bottege vor der Thür.

Fra Angelo, der neugierigste Mensch von der Welt, befand sich in einer entseßlichen Lage; krampfhaft zählte er sein Geld und krampfhaft zog es ihn zugleich auf die Straße, wo sich „die Weltgeschichte täglich entrollte," wie er sich auszudrücken pflegte.

Im Umsehen standen die Verschworenen im Freien. Die Straße an dem Meeresufer entlang wogte ein Zug von Männern, Frauen und Kindern; in ihrer Mitte trugen sie den Heiligen von Assisi auf den Schultern; der Mend, eine Unzahl brennender Fackeln und Windlichter beleuchteten den neuen Apostel.

„O Wunder über Wunder!" schrie die Menge; „beugt Euch, Ihr Gläubigen, vor dem Lieblinge des Herrn, den die wunderthätigen Hände unseres Meisters, Jesu von Nazareth berührten!"

Eine fieberhafte Aufregung herrschte unter dem Volke; die Begeisterung für den Bettelmönch schien bis zum Wahnsinn gesteigert. Mit fanatischer Hast wogte die Menge durch die Stadt, ihren Heiligen als Gottgeliebten ausrufend; und die *fratres minores* folgten ihnen von Straße zu Straße, Psalmen in lateinischer Sprache singend.

Die Verschworenen aus der Osteria wurden sofort in den wirren Anäuel der Vorüberziehenden verstrickt. Leonato und Tebaldo hielten einander an den

Händen fest; eben so blieben der Maler und der Stern-
deuter beisammen.

Die vier Männer standen so eben dicht neben dem Heiligen, der von den Schultern seiner Jünger herab den Segen austheilte. Aber was erblickten sie da? Deutlich leuchteten auf den beiden Händen des Mönchs in phosphorner Gluth tiefe Male, blutroth, als habe einer ihm einen scharfen Nagel, wie dem gekreuzigten Heiland, durch das Fleisch getrieben. Er verlor kein Tröpflein Blut, auch schien er keinen Schmerz zu empfinden, vielmehr war es als habe der Messias selber ihn berührt und die heiligen Male aufgedrückt, ihn zu seinem Auserlesenen dadurch zu weihen. An beiden Füßen des Franciskaners zeigte sich dasselbe unerklärliche Wunder, von dem die alten Chroniken berichten und wodurch der Name des Heiligen von Assisi in unvergesslicher Glorie strahlt.

Als die beiden verschworenen Paare noch sprachlos standen, kaum ihrer Sinne mächtig nach dem erschütternden Anblick der Nägelmale, schlugen schon Worte der Erklärung von allen Seiten an ihr Ohr; aber noch wogte Alles so mächtig überraschend durcheinander. — Keiner ließ den Andern ausreden, — die Fragenden warteten keine Antwort ab, und so erfuhren erst die neu Hinzugekommenen den Zusammenhang der wunderbaren Begebenheit.

„Franciscus,“ so hieß es, „nachdem er um die Mitternachtstunde Mascalì verlassen habe, um im Gebirge zu predigen, wandelte über eine Höhe, auf welcher Schnee lag. Der Heilige, unaufhörlich sich Bußübungen und Kasteiungen unterziehend, warf sein Kleid ab und stürzte sich in den Schnee, um sein Fleisch zu züchtigen. Eine vollständige Erstarrung kam über ihn; seine Sinne schwanden. Doch alsbald umfing ihn ein seliger Traum. Sein kaltes Lager verwandelte sich, so dächte es ihm, in ein Blumenbeet von weißen Rosen und Lilien; balsamischer Duft liebte seine Schläfe und plötzlich trat eine hohe Gestalt mit himmlischem Angesicht zu ihm heran und beugte sich trostreich über seine Stirn. Der Heiland war es, der Gottmensch selber, der Auferstandene, der sich ihm zeigte wie einst den Jüngern von Emmaus. Er küßte ihm die Wange und berührte ihm Hände und Füße mit der blüthenweißen Rechten. Als darauf Franciscus' Jünger ihren Meister todt da liegen sahen, ihn bekleideten und aufzurichten suchten, da erblickten sie die Nägelmale, dem Heiligen von einer Wundermacht eingedrückt. Wie nach dem gesunden Schlaf erwachte alsdann der Mönch, worauf seine An-

hänger ihn jubelnd nach der Stadt zurücktrugen, wo sich die Begeisterung für den Gottgeliebten hell entflamnte und wie ein Feuerstrom durch alle Straßen ergoß.

Endlich auf einem Marktplatz gebot Franciscus den Jünglingen die ihn trugen, still zu stehen, ehrerbietig ließen sie ihn von ihren Schultern auf die Erde nieder. Der Heilige trat auf die breiten Marmorstufen einer Freitreppe, um zu predigen. Andächtig kniete das Volk ringsum nieder; die Fackelträger ordneten sich rechts und links von ihm; die Mütter hoben ihre Kinder zu ihm empor; Knaben und Mädchen streuten Oliven- und blühende Myrtenzweige ihm zu Füßen; die Unbekannten reichten einander die Hände. Eine Stimmung besetzte aller Busen.

Kräftig und feurig redete der begeisterte Mönch zu seinen Kindern in Christo. Der Inhalt seiner Predigt bezog sich, wie alle seine Lehren, auf die Worte des Evangeliums „von der Verwerfung aller Güter.“ Durch seine eigene, allgemein bewunderte Entfagung hatte er das Volk gewonnen; seine Predigten konnten der Wirkung nicht verfehlen, denn Alle wußten: seine Thaten sind erhaben wie seine Worte. Bei Franciscus war es kein Prahlen, keine Schönerednerei; er gab in Wahrheit all' seine Habe den Armen und vermehrte täglich die Strenge seiner Lebensweise.

Es gehörte jedenfalls Muth dazu in den sarazenischen Colonien, wo die Christen neben den Bekennern des Islam wohnten, jene Lehre zu predigen. Mit den Orientalen war eine grenzenlose Pracht- und Verschwendungsliebe nach Sicilien gekommen. Mit flammender Kühnheit donnerte Franz gegen jene Sittenverderbniß, die faule Stelle in der Lebensweise der Christenkinde. Er schonte dabei weder den Kaiser, noch die Priester, die ihren Reichthum mißbrauchten, um der Völlerei zu fröhnen.

Als er zu Ende seiner Rede den Segen austheilte, warfen sich sämmtliche Anwesende auf die Knie, nur eine einzige dunkle Gestalt, den Mantel umgeschlagen, das Gesicht von einer Kapuze beschattet, blieb aufrecht unter den Arkaden des Marktplatzes stehen. Ein Bürger, der unweit jenes Mannes kniete, rief ihm zu: „Nieder in den Staub, Halsstarriger!“ und faßte den Fremden bei der Hand, um ihn niederzuziehen. „Bete Du ruhig und laß' mich gewähren,“ lautete die Antwort des Mannes, der würdevoll in seiner Stellung verharrte. Andere sahen und hörten diesen Vorgang, — heftig umdrängten sie den Widerspänstigen; es entstand Unruhe. „Wer bist Du,

Heide?" schrien sie ihn an. Ruhig ließ der Mann die Kapuze fallen; das ehrwürdige Antlitz Ismaels von Bagdad zeigte sich den Augen der Ungefügigen.

In jedem andern Augenblicke hätten diese edlen allgemein bekannten Züge einen beschwichtigenden Eindruck geübt, jetzt geschah das Gegentheil. Das Volk, unberechenbar, je nach seiner Stimmung, vergaß die jahrelange Hülfe, die Aufopferung des Israeliten, die sich seiner angenommen hatte als Förderer alles Guten, Arzt des Leibes und der Seele. Die Erinnerung an seine Dienste zerfliehet in den Wind; er war nur noch der Feind, der Unreine, vor dem sie zurückschauderten wie vor einem Pesthauch.

Im Umsehen hatten rohe Hände ihn bei den Schultern gepackt; stumm, Wehmuth im prophetischen Auge, blickte Ismael auf die Anstürmenden, die den Gott der Liebe bekannten.

Dieser unbeschreibliche Blick entwaffnete die Nächstehenden, sie ließen ihn los; doch schon drang ein nächster Haufe hinzu.

„Das ist der Wundermann, das ist der Alchimist, der Hexenmeister!“ schrie es von allen Seiten her.

„Der uns die Christenmädchen stiehlt,“ rief Tomasi frohlockend und riß dem Weisen den Mantel von den Schultern. „Er drängt sich in des Heiligen Nähe, um unsere Andacht zu verspotten.“

„Du irrst,“ entgegnete der Rabbi mit Sanftmuth. „Ich zog meines Weges über den Marktplatz, doch versperrte man mir die Straße nach der Kiste. So harrete ich in Geduld.“

„Nieder mit ihm!“ tobte es. „Setz ihm den Fuß auf die Brust, dem Hund; steinigt ihn!“

„Belenne Dich zum Christenthum und wir geben Dich frei,“ sagte Michael Skotus mit Hohn, der sich gleichzeitig an den Verfolgten herandrängte.

„Niemals!“ flammte der Sohn Israels auf und fürchterlich rollte jetzt sein Auge. „Glaubt Ihr, die Angst vor Euren Steinwürfen könne mich bewegen, wozu das schärfste Nachdenken, die tiefste Prüfung mich nicht bewogen haben? Kleine Seelen, lernt wie man für seine Lehre stirbt;“ er riß sein Kleid auf. „Nicht Alle verkanteten das Herz, das hier schlägt, was für meine Mitmenschen immer gewacht und gewirkt hat, nie einseitig in seinen Begriffen gefangen war. Nur zu!“

„Fort von ihm! Zurück!“ donnerten furchtbare Stimmen den Sicilianern entgegen. Aus den Häusern waren die Sarazenen mit Waffen herausge-

stürzt; ohne zu wissen, warum es sich handelte hatten sie Alles errathen.

Nun standen sie mit blanken Waffen den Bürgern, den Rittern und Kriegsknechten gegenüber. Der Markt war in einen Kampfplatz umgewandelt. Die Weiber und Kinder entflohen; den Männern blieb das Feld; doch bevor noch der erste Tropfen Blut verspritzt war, pfiß ein Stein durch die Luft, von Frevlerhand geschleudert ... ein dumpfer Laut wie von einem Sterbenden. ... Furchtbar antwortete der Racheschrei der Sarazenen diesem Aechzen — und im selben Augenblicke senkte sich ein Damascener Dolch in Leonatos Brust, daß der Ritter zusammenbrechend, auf die Granitfliesen todt nieder sank.

Die zehnte Stunde hatte geschlagen.

6.

Dem Winde entgegen.

Einsam weilte indeß der Kaiser auf dem Erkerzimmer des Castells. Tiefsinnend lehnte er im goldenen Armstuhl, die Stirn in die linke Hand gesenkt, die rechte mit einer Feder spielend; unstät schweifte sein Auge über ein Pergament, welches auf dem Mosaiskisch entrollt vor ihm lag, bald heftete es sich grübelnd auf die sieben Flammen einer Lampe, die an einem Bronzekandelaber hing und das Gemach erhellte.

Ueber zwei Stunden hatte er bereits in dieser Stellung, in diesem Schweigen verharrt. Endlich raffte er sich zusammen, tauchte von neuen die Feder ein, legte das Blatt vor sich zurecht. Es war die Heirathsurkunde, welche der Papst dem Kaiser zum Unterzeichnen gesendet hatte, im Fall Friedrich geneigt wäre, die Gräfin von Brienne zu seiner Gemahlin zu erheben.

Lange Zeit hatte diese Schrift unter den staubigen Acten und Pergamenten liegen müssen; heute erst, nach dem Vorgange im Circus, war sie an das Licht gezogen worden. „Woher kommt es,“ sprach der Kaiser vor sich hin, „daß der Anblick dieses Blattes mich zum Sterben langweilt, zum Sterben ermüdet? Ach,“ — und er stieß den Tisch von sich, ließ die Feder fallen, „gern blieb' ich ledig! Gern verzichtete ich auf die Krone von Jerusalem! — Schwer, schwer zu tragen diese Kronen, dieses Leben! Noch kann ich mich nicht entschließen — noch ein Paar Augenblicke will ich mir schenken, bevor ich mich binde, — noch

ein Paar Athemzüge dieser köstlichen Freiheit — die letzten!“

Der Obibellinenkaiser erhob sich; seine Stirn schmerzte; — tiefer Unmuth überfiel ihn. Er zwang sich seiner Verstimmung Herr zu werden, aber riesengroß wuchs ihm übers Haupt das Bedauern, was er in dieser stillen weichen Stunde über seine letzte jugendliche Enttäuschung empfand. Und wen anders als sich selbst vermochte er anzuklagen? „Du hast Dir Zolanthens Herz verscherzt,“ rief er wieder und immer wieder; und wie er sich auch mühte es zu wenden, das Herz schnürte es ihm doch zusammen bei dem Gedanken: „Dir ist ein Nebenbuhler vorgezogen, schöner, holdseliger, Königsblut in den Adern und — zehn Jahr jünger als Du.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Ein Romandichter.) Der „Wallfahrer“ erzählt: Es war im Jahre 1808. Die Einverleibung des Fürstenthums Münster, der Grafschaft Mark, der vormaligen Abteien Essen und Werden, und der nassau-oranischen Lande Siegen und Dillenburg in das Großherzogthum Berg war endgiltig ausgesprochen. Da erschien in Münster ein Fremder, der durch seine äußere Erscheinung sogleich allgemeines Aufsehen erregte. Eine imposante Gestalt, hochgewachsen, breitschulterig wie ein münsterscher Schulte, mit einem Ansatz von Fettbauch, mit starken Lenden, ein Koloss von Rhodus im Kleinen, dazu die zierlichste Hand und ein schöngeformter Männerfuß, und auf dem kurzen Halse saß ein Apollkopf mit Gesichtszügen, die kaum freundlicher und regelmäßiger hätten gedacht werden können. Und wenn der Fremde sprach, so klang es wie Musik, so wohl lautend war sein Organ, so rein sprach er das Deutsche und das Französische, und was er sprach, war voll Geist, Wit und Humor und verrieth eine Menge Kenntnisse, in deren Besitz der Fremde sich befand. Er mochte gegen vierzig Jahre zählen. Ein Mann dieses Schlages mußte dem weiblichen Geschlecht gefährlich werden, um so mehr, als er — Uniform trug. Der Fremde hatte in preussischen Diensten gestanden, mit denen es nach der Schlacht von Jena-Auerstedt und dem Tilsiter Frieden zu Ende gegangen war. Jetzt war er wohlbestallter großherzoglich-bergischer Oberst von der Reiterei, der mit dem Auftrage nach Münster kam, ein Jägerregiment zu Pferde zu errichten. Ueber die Ausführung dieses Auftrages verging lange Zeit. Der schöne Fremde brachte drei Kinder mit, nicht aber die Mutter derselben; er war Wittwer. Wegen seiner vielen Dienstgeschäfte konnte er sich der beiden Knaben und eines Mädchens nicht so annehmen, wie er es sollte

und wollte. Er mußte ihnen eine zweite Mutter geben. Der Fremde war Protestant, konnte demnach in einer eingeborenen Adelsfamilie nicht werden. Angelica von Dieft, des Regierungsrathes von Dieft Tochter, ein schönes Mädchen von siebenzehn Jahren, wurde des Oberst Gattin und seinen Kindern eine treue liebevolle Mutter. Der Fremde war der Freiherr von Wigleben, der sich in späteren Jahren als Pseudonymus *Tromliß* einen literarischen Namen erworben hat.

(Ein neues Heilmittel.) Mehrere französische medicinische Journale berichten von einem neuen und gewiß höchst originellen Heilmittel: dem Stiche der Wespen und Bienen.

Der Schmerz spielte schon bei den Alten in der Medicin eine Rolle; die Moxa beruht bekanntlich auf demselben Princip. Unsere verweichlichte Generation hat dieses heroische Mittel sehr in Vergessenheit gerathen lassen, doch ist das kein Grund, seine Wirksamkeit zu leugnen. Es ist aber nicht einzusehen, warum der durch einen Bienen- oder Wespenstich verursachte Schmerz nicht eben so gut eine heilende Kraft äußern sollte wie der durch Zugpflaster oder Brenneisen hervorgerufene. Allein es kommt bei diesen Stichen noch ein anderer Factor mit ins Spiel: die Einführung eines Giftes, das medicinische Eigenschaften haben kann, in den menschlichen Organismus. Sei dem wie ihm wolle, das Mittel steht in Bordeaux sehr in Gunst; mehrere an Rheumatismus Leidende haben es angewendet und sind mit dem Erfolge ganz zufrieden. Unter andern hat ein gewisser Herr Castaing, der bereits seit zwei Jahren durch die Gicht gelähmt ist, sich an einem Tage von zweieunddreißig Bienen stechen lassen und diese eigenthümliche Behandlung soll ihm sehr gut bekommen sein. Dr. Dumartis in Bordeaux hat die Wirkung des Wespengiftes bei Schwindelkranken versucht und will günstige Resultate beobachtet haben. Uebrigens sollen nur die ersten Stiche schmerzhaft sein und schon nach wenigen Augenblicken soll man sie kaum mehr fühlen. Die Folge wird zeigen ob dieses jedenfalls neue und originelle Mittel sich wirklich bewährt.

(Eine geheimnißvolle Erscheinung im Seelenleben.) Der „Wallfahrer“ (Verfasser des pikanten Buches „Wallfahrt durch das Leben.“ Leipzig, Costenoble) erzählt: Es war im Jahre 1811. Bruder Fritz stand in Berlin in Garnison bei der brandenburgischen Infanterie-Brigade, der auch, unter dem speciellen Commando des Hauptmanns Gans Edelem zu Putlitz, sein Freund Walter zugetheilt war. Beide bewohnten ein Quartier in der Oranienburger Straße, dem Garten von Monbijou gegenüber. Fritz hatte seit Anfang des Jahres ein schönes und tugendhaftes Mädchen kennen gelernt, Friederike S., Älteste Tochter des verstorbenen Artillerie-Hauptmanns S., der General-Adjutant beim General von Merfay gewesen war. Friederike wohnte mit ihrer Mutter und einer jüngern Schwester, Auguste mit Namen, in einem Hause an der Oranienburger Chaussee, welches vereinzelt dastand, wo die Chaussee von der Straße gekreuzt wird, die vom Invalidenhanse kommend, gegenwärtig den Namen Invalidenstrasse führt. Von jenem

Hause bis zu diesem, dem Dranienburger Thore zugewendeten, war eine Entfernung von etwa dreißig Schritt. Mit Ausnahme des eben genannten Hauses und einem gegenüberstehenden Hause, worin eine Ausspannungswirtschaft für die zur Stadt kommenden Landleute gehalten wurde, und mit Ausnahme einer sogenannten Tabagie, die der Stadt näher lag, war diese Gegend vor dem Dranienburger Thore ganz unbesbaut; es waren lauter Gärten, in denen ein kümmerlicher Gemüßbau getrieben wurde. Trat man zum Thore hinaus, so lagen zur linken Seite, wie noch heute, zwei Friedhöfe, welche damals von einer sehr niedrigen, verfallenen Mauer bewehrt waren. Zu den beiden Seiten der Fahrbahn hatte man einen Weg für Fußgänger angelegt und diesen mit jungen Bäumen bepflanzt. Friederike S. wurde nach wenigen Wochen Fritzens Braut, in Folge dessen er von der Mutter die Erlaubniß erhielt, ihr Haus, so oft er wolle, besuchen zu dürfen. Von dieser Erlaubniß wurde, wie leicht zu erachten, täglich Gebrauch gemacht; der Dienst gestattete aber nur die Abendstunden dazu. Da kam es denn nicht selten vor, daß der Besuch in der Familie, zu der auch ein Sohn, Ludwig S., gehörte, welcher als Porteb'écopée-Fähnrich bei der Artillerie in deren Kaserne am Kupfergraben wohnte, bis um die Mitternachtsstunde ausgedehnt wurde.

Es war im Spätherbst des Jahres 1811. Da kam ein Brief von Fritz an's elterliche Haus, worin er sich angelegentlich nach dem Befinden seines Schwagers August erkundigte; er sei, schrieb er, fern von allem Glauben an Geistererscheinungen und Traumgesichten, allein es sei ihm so Eigenthümliches begegnet, daß er es nicht unterlassen könne, davon ungefümt Meldung in die Heimath zu thun. — Er erzählte: —

Er habe an dem und dem Tage, den er genau bezeichnete, seine Braut, so wie deren Mutter und Schwester gerade um Mitternacht verlassen. Als er aus dem Hause getreten, habe er eine weiße Gestalt auf dem vorhergenannten Kreuzwege, gleichsam auf ihn wartend, erblickt. Er sei auf sie zugegangen, die Figur, die ein in ein weißes Umschlagetuch gehülltes Frauenzimmer geschienen, habe sich darauf ebenfalls in Bewegung gesetzt; je größere Schritte er gemacht, um sie einzuholen, desto rascher sei sie vor ihm her geschwebt; dann habe er sich in der Fußwegallee in's Laufen gesetzt, doch vergeblich, auch die weiße Erscheinung habe sich um so schneller bewegt, die Distanz zwischen ihm und ihr sei die nämliche geblieben; endlich aber sei es ihm doch gelungen, ihr näher zu kommen, in demselben Augenblicke wäre sie aus der Allee gewichen über die Fahrbahn nach der niedrigen Mauer des ersten Gottesackers; schnell habe er den Säbel gezogen und nach ihr schlagen wollen, als die Figur über die Mauer geschlüpft; er habe sie auch hier verfolgt; allein mit einem Male sei sie hinter einem der vielen Grabmäler, die auf dem Friedhofe stehen, verschwunden; diesen Denkstein in's Auge fassend,

sei er darauf zugehritten, und habe hinter demselben ein frisch gegrabenes offenes Grab erblickt. Da sei ihm doch schauerlich zu Muthe geworden, was sich gesteigert, als er die Augen gen Himmel gewandt, und das Kometen-Licht durch die sich entblätternen Zweige der Bäume gleichsam drohend geleuchtet habe. — Als er nach Hause gekommen sei, habe er Walter schon zu Bette, aber noch wach gefunden. Der habe über die Erzählung laut gelacht und die weiße Erscheinung für ein Flittchen, d. h. für eine zweifelhafte Tugend, erklärt, die mit einem der jüngeren, obwohl einarmigen Herrn Offiziere aus dem Invalidenhanse ein Stellbischein gehabt haben werde, das nun von ihm, Fritz, gestört worden sei; daß die weiße Dame plötzlich verschwunden zu sein scheine, wäre ein Spiel der Einbildung, die durch raschern Umlauf des Blutes beim Verfolgen noch mehr erhitzt worden wäre. Diese Erklärung Walters sei so einleuchtend gewesen, daß er sich dabei beruhigt und sich vorgenommen habe, im Invalidenhanse, wo er mit mehreren alten und jüngeren Helden von Eilau her bekannt sei, Nachforschungen anzustellen. Darüber mit Walter noch scherzend sei er endlich eingeschlafen. Da sei ihm ein Traumbild erschienen: das habe ihn an einen ihm ganz unbekanntem Ort versetzt; er habe sich in einem dunkeln, nur von einem schwachen Nachtlitche erleuchteten Zimmer befunden, an dessen einer Wand ein Bette gestanden, und auf diesem Bette habe Schwager August S. ausgestreckt gelegen, mit gebrochenem Auge und einer klaffenden Wunde in der rechten Seite. Er habe sich über ihn hingebeugt, der ihn ein leises Zeichen mit der linken Hand gemacht, und ihm ein „Lebewohl, lieber Fritz!“ zugeflüstert habe. Da sei er erwacht; er habe seine Uhr vom Nachttisch genommen, sie repetiren lassen, die habe drei Uhr Morgens geschlagen. Dann sei er aufgestanden, Licht anzuzünden, die Uhr habe drei Uhr und fünf Minuten gezeigt. Walter, den er geweckt, habe dieses Traumgesicht mit der weißen Gestalt von der Mitternacht in Connex gebracht, und über die Doppelerscheinung doch etwas bedenklich den Kopf geschüttelt; er sei es auch, der ihn veranlaßt habe, beim Vater sofort anzufragen, ob dem Schwager vielleicht Unfall zugestoßen sei.

Eine merkwürdige Erscheinung! Schwager August S. war nicht in demselben Moment, wo er dem Bruder Fritz im Traume erschienen, sondern eine Viertelstunde später zu Hamm in Folge eines Sturzes mit dem Pferde gestorben und zwar nach dortiger Zeit um 3 Uhr 50 Minuten, was, mit der Berliner Zeit verglichen, den Meridianunterschied aufs Genaueste ausdrückte. Der Sterbende hatte zwei Mal, zuletzt noch ein Paar Secunden vor dem letzten Athemzuge, des ferneren Schwagers Fritz gedacht, und Schwester Friederike erinnerte sich aus jener Nacht, daß sie bald nach Mitternacht in weißem Nachtleide aus dem Sterbezimmer in ihr Wohnzimmer geschlichen sei, und sich daselbst auf Augenblicke niedergelassen habe, dem Sterbenden ihre Thränen zu verbergen.

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlfiche 6 Thlr.,
mit Stahlfichen 8 Thlr.

Die Wunderinsel von Mascali.

Historische Novelle

von

Günther von Freiberg.

(Fortsetzung.)

„Die Morgenländer sagen,“ seufzte er schmerz-
lich, „wir sind die Zuschauer unseres Schicksals. Diese
Behauptung, in der Tiefe der Bedeutung angeschaut,
ist richtig. Könige und Herrscher können schaffen und
vernichten, aber nicht über die Seele gebieten. Ale-
xander eroberte Indien, aber Kampaspen-Liebe einzu-
flößen vermochte er nicht, der göttliche Sieger. —
Still, ihr Gedanken! ich brauche Zerstreuung —
Musik!“

Friedrich zog an einer seidenen Klingelschnur.
Eine silberne Schelle ertönte. Gleich darauf stand ein
wunderschöner Page vor dem Kaiser und beugte das
Knie.

„Sing' mir ein Lied Buonaventura — nimm
die Theorbe und mache Musik.“

Buonaventura — die Hofnachtigall genannt —
musste immer in Friedrichs Nähe weilen, um mit dem
Wohlklang seiner vierzehnjährigen Stimme dem Kaiser
die Sorgen wegzuslöten, wie Davids Lied den düstern
Saul erheiterte.

Unter dem sengenden Kusse sicilianischer Sonne
gedeiht der süße Wein in der Traube des Aetna, ge-
deiht alles, was feurig, berauschend und südlisch ist;
solche Stimmen, die von Lust und Liebe jauchzen;
solche Augen, die Zärtlichkeit und Schwärmerei wieder-
strahlen; solche Lippen zum Kusse geschaffen; solche
wilde wuchernde Lockenfülle, schwärzer als tiefschwarzer
Sammet, so schwarz wie Bonaventuras Locken.

Dies Kind der Gluth schaute Friedrich gern; das
Land, was er liebte, das schöne Sicilien war in
Buonaventuras edler Race verkörpert. Dies fröhliche
Geschöpf, über welches die Sorgen noch keine Gewalt
hatten, blühte neben dem Throne wie eine lustige
Blume, deren frischer Duft das Herz erquickt. Herr-
scher und Götter dürsteten im Ueberfluß nach einem
Hauch unabhängiger Natur, um daran zu gesunden.
Es ist die uralte Geschichte vom Donnerer, der vom
Olymp herabstieg und die Staubgeborenen liebte.

Und der Knabe griff in die Saiten und der Kai-
ser athmete freier.

„Doch weshalb?“ fragte der blonde Herrscher,
„beginnst Du mit einer so schmachtenden Weise?
Deine Funkelaugen widersprechen der Melodie.“

„Mein kaiserlicher Herr und Gebieter hat eine
unwölkte Stirn ... ich wagte nicht zu jubeln.“

Der Kaiser seufzte und trat an das Fenster.
Lange schaute er in die Nachtstille hinaus, während
der Knabe sang ... „Pflicht — Entfagung —“
hauchte er nach langem Sinnen mit leisen Lippen;

dann griff er entschlossen nach der Feder und unterzeichnete mit fester Hand die Heiraths-Urkunde.

Während Kaiser Friedrich diesen Kampf bestanden, gab Zolanthe sich vollständig dem Zauber der Gegenwart hin. Auch für sie war der Würfel gefallen, auch sie hatte ein entscheidendes Wort vernommen. Wie brohend auch die Widersprüche sich ihr entgegenstellten, eine Schaar geharnischter Giganten, — im trunkenen Entzücken löste sich ihr ganzes Wesen auf. Der volle Jubel, richtiger gesagt, der volle Hochmuth eines stürmischen Glücks hatte sie erfaßt, und unbefonnen jauchzte sie den Sternen, den Winden ihre Wonne zu. Ihrer treuen Luitgardis hatte sie es gesagt, selbst dem Kaiser hätte sie es nicht verschwiegen, wäre er ihr in den Weg gekommen; wenn hielte so eine junge überfließende Seele den ersten Freuden-schrei zurück?

Auf den obersten Stufen einer Terrasse unter blühenden Myrten und Orangenbäumen saß Zolanthe, ihre heiße Stirn, ihre ungebundenen Locken dem Nachtwinde preisgebend.

Neben ihr stand Luitgardis, voller Entsetzen über die plötzlich entflammte Leidenschaft zwischen einer Christin und einem Sarazenen. Sie zitterte am ganzen Leibe und ihre Thränen flossen unaufhaltsam.

„Daß ich's erleben muß, unseliges Kind!“ stöhnte die gutmüthige Zofe; „sechszehn Jahre gottesfürchtigen Lebenswandels, kostbare Jahre, fleckenlos wie das Tröpflein Thau, so im Blumenkelch vor Sonnenaufgang zittert! — Diese sechszehn Jahre ausgelöscht durch einen einzigen Blick. Und Du kannst glücklich sein? Zolanthe, Zolanthe! ein Islambekenner! hast Du denn gar kein Gewissen? Wäre denn Alles für des Kaisers Majestät in Deiner Seele todt?“

„Tranteste Luitgardis, mache mir Vorwürfe, ich gebe mich Dir Preis. Laß Deine ganze Verachtung über mich dahinfluthen — nur von mir selber fordere nicht, daß ich mich verachte! Sorgfältig lausche ich auf den Schlag meines Herzens, ob er bei der Gewissensfrage stockt — nein, ich bin frei von Sünde, — ich bin Gott unendlich näher, da ich in heißer Liebe umfasse, was er so gut und herrlich erschaffen!“

„Sei auf der Hut; eine Liebe wie die Deinige überlebt sich auf dieser Erde.“

„Ich sterbe eher mit ihr, als sie vor mir.“

„Ach, warum mußt Du in dies heiße Land, wo der gesunde Verstand wie Wachs vor der Sonne dahin schmilzt? O säßen wir unter den Tannen der

alten Harzburg, Heinrich des Finklers Aufenthalt oder in Heilbrunn, im Schatten der Eichen!“

„Sei still von Deutschland — es ist so bedächtig dort Alles, die Sonne selbst scheint zu fragen: soll ich scheinen, soll ich nicht? — Geh' zur Ruh, Luitgardis, Du bist müde. Ich hab' Dir wieder viel Sorge gemacht, verschlaf es, denn Du kannst schlafen; ich vermag es nicht. Drüben in der Chalisenburg funkelt noch ein Licht, — so lange es leuchtet vermag ich meine Augen nicht zu schließen. Geh', — fürchte nichts, schlaf süß!“

Gesenkten Hauptes, seufzend ging Luitgardis in das Kastell zurück. Zolanthe blieb auf der Terrasse sitzen; die Arme um die Knie gelegt blickte sie unverwandt nach der Wunderinsel, schwelgend im wachen Traum.

Sie hatte nicht mehr bemerkt, daß hinter ihr eine Hand die Zweige auseinander bog, und ein Kopf in stählerner Pickelhaube mit geschlossenem Visir sich zeigte und rasch wieder verschwand. Zu gleicher Zeit fiel der schönen Träumerin ein Brief in den Schoß. Erschrocken sprang sie empor; das Schreiben fiel ihr vor die Füße; sie bückte sich eilig und hob es auf — als sie um sich blickte es war todtenstill wie zuvor. Kein Lüftchen regte sich; kein Schritt, kein Athemzug verrieth einen Lauscher.

War es eine Botschaft Anims? Sie betrachtete das mit Siegelwachs sorgfältig geschlossene Papier und eilte in die Nähe des Corridorfensters, aus dem der Lichtschein fiel. Beim schwachen Schein entzifferte Zolanthe mühsam die unbekanntenen Züge und las Folgendes:

„Zolanthe, ich liebe Dich, darum werde ich zum Verräther. Wache über den Anselfürsten; rette ihn bevor es zu spät ist. Morgen, wenn die Nacht eingebrochen, wird man einen Anschlag auf ihn machen, zwölf Verschworene wollen ihn aufheben und versuchen ihn in ihre Gewalt zu bekommen. Einer davon bin ich, doch aus Liebe zu Dir fiel ich ab und brach den Eid. Mehr vermag ich nicht!“ —

Zolanthe stand wie vernichtet. Eiskalt lief es durch ihre Adern, sie schwankte einer Cypresse zu und lehnte sich halb ohnmächtig an ihren Stamm.

„Von wem kommt der Brief?“ doch lange sann sie nicht darüber nach; eine andere Frage drängte sich ihr gewaltsam auf: „Ist es der Kaiser, der die Verschwörung gegen Anim leitet? „Ja!“ rief es vor-schnell in ihrem Innern und zweischneidig bohrte der Haß seinen vergifteten Pfeil in ihr wild klopfendes

Herz. Sie sank unter dem Baume zu Boden; — sie lästerte und rief die Rache Gottes auf Friedrich herab. „Du aber räthselhafte Stimme, sei gesegnet tausendfach! Groß und schön ist der Treubruch, den Du aus Liebe begehst; Gott wird Dir verzeihen, Unbekannter!“ Sie drückte ihre zitternden Lippen auf das Papier und verbarg es in ihrem Gewande.

Zwei Mal suchte sie sich zu erheben, doch die Kräfte versagten ihr. Verzagt sank ihr Haupt gegen den Stamm der Cypresse; dann blickte sie nach dem Kastell empor. „Hans seines Feindes, wie hasse ich Dich!“ sprach sie dumpf. Da klang Buonaventuras Lied an ihr Ohr; wie im Traum vernahm sie es, undeutlich, geisterhaft. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen und der Haß wich einem namenlosen Schmerze; während der Kaiser ihr dort Lebewohl sagte, litt auch sie den herben Trennungsschmerz, der sie auf ewig von Friedrich losriß. Noch einmal traten die goldenen Bilder der zwei letzten Jahre vor ihre Seele: nach dem Klosterleben, welsch glänzender Eintritt in die Welt! Sie dachte an Bologna, an Palermo, an die glänzenden Turniere; an den jungen Heinrich, des Kaisers Sohn, der ihr wie ein Bruder ergeben war; und doch riß es sie fort mit Gewalt, der Fremde — der Liebe zu.

„Habt Dank, die Ihr mich geliebt und verzo-gen habt,“ schluchzte sie und breitete ihre Arme nach der Burg aus; „o Kaiser Friedrich, fluche mir nicht! Ade, ade, ade!“

Sie raffte sich auf, band den Schleier unter dem Rinne zusammen und stürzte blindlings durch den Garten, der Bucht am Strande zu. Sie riß Blätter und Blüten von den Sträuchern, als liebevolles Andenken an des Kaisers Bereich, welches sie auf immerdar verließ, um Anim zu folgen in die Weite, auf die unbestimmte Flucht. „Luitgardis vergieb mir,“ weinte sie, immer schneller forteilend, dann plötzlich stehen bleibend, indem sie die Arme ausstreckte, — „grüße mein weißes Köhlein — meine Lachtauben! — O dürst' ich wiederkehren — aber einmal geschieden, verzeiht man mir niemals mehr. Und doch muß ich fort, fort ihn zu retten!“

Jetzt stand sie am Ufer und löste mit zitternder Hand den Rachen vom Pfahl. Sie ergriff das Ruder und ohne seiner Führung kundig zu sein, lenkte sie es der Wunderinsel zu. Solche Handlungen leitet die Ueberlegung nicht, nur die Verzweiflung giebt Kraft dazu.

„Er in Todesgefahr,“ wiederholte sich Solanthe,

so oft ihr Arm ermattete. Zuletzt kam sie nur noch mit tödtlicher Anstrengung ganz langsam vorwärts; ihre Kräfte schwanden mehr und mehr und furchtbare Angst besiel sie, daß sie ihn nicht erreichen, nicht erretten würde. Ihr zarter Körper war nicht gewohnt sich irgend einer Anstrengung zu unterziehen, aber mit der Macht ihres Willens hoffte sie das geliebte Eiland doch zu erreichen, das im bläulichen Dufte vor ihr lag.

Still und geheimnißvoll ruhte die Insel auf dem weiten Wasserspiegel; der Mond versilberte die Baumwipfel, aus deren Mitte sich die gezackten Thürme des kolossalen Palastes erhoben. Dort zu leben in stiller Abgeschlossenheit, in der Fülle des Reichthums und der prachtvollsten Vegetation, das hieß in der That sein Dasein vollkommen genießen. — Sehnsüchtig blickte Solanthe hinüber; „diese Kinder der Sonne wünschen nichts,“ sagte sie; „sie schauen zu den Sternen empor und lesen ihr Schicksal in der goldenen Schrift. Hat mich Anim gewünscht und begehrt? Ich gab mein Herz in seine Hand wie ein offenes Buch. Sie sind die Auserwählten, denen sich das Schicksal fügt, weil sie sich ihm fügen, diese „Diener des stillen Gottes, wie sie sich nennen.“

Von weitem, durch den leichten Nebelflor, der dem Wasser entstieg, sah Solanthe die Wachen am Ufer auf- und niedergehen.

„Allah Kerim!“ rief sie mit fester Stimme hinüber und schwenkte ihren Schleier.

Der Posten stand betroffen still, wie von Geisterfurcht übermannt betrachtete er die ferne weiße Gestalt.

„Der Inselfürst, der Sohn des Lichts ist in Gefahr!“ rief sie laut und vernehmlich; sie hatte es italienisch gesagt, ungewiß, ob sie verstanden würde. Und noch einmal wiederholte sie dringend die Mahnung und bemühte sich an dem Ufer anzulegen, was ihr jedoch niemals gelungen wäre, hätte der braune Abyssinier nicht ihre Worte verstanden. Dieser treuergebene Diener Anims sah zugleich an Solanthens flehender Geberde, daß es sich um wirkliche nahe Gefahr handle und daß ein hochherziges Geschöpf mit Aufopferung des eigenen Lebens Rettung bringen wolle.

Mit einem Sprunge war Nureddin am Landungsplatz; noch einen Augenblick und er warf Solanthe das Tauende zu; sie knüpfte es um den Enterhafen ihres Botes; so zog er sie an das Land.

„Ich muß den Fürsten, Deinen Gebieter sprechen;

vom Kaiser komme ich; melde mich Deinem Herrn, — nimm diesen Dolch, er wird mich daran erkennen.“

„Erhebe Dich! — O eile ... Verzug ist Tod.“

„Der Sklave des erhabenen Fürsten darf seinen Posten nicht verlassen. Spanne Deine Fittige aus, weiße Taube. Den Laubengang hinauf, dort im Kiosk wirfst Du den Sohn des Lichtes, Abdul Anim, erblicken. Sei ohne Furcht, Tochter des Mondes.“

Mit besflügelten Schritten eilte Zolanthe der Richtung zu.

Durch die offene Thür eines luftigen Pavillons schimmerte das Licht einer rosenfarbenen Ampel. Zolanthe flog darauf zu, wie ein Falter der Flamme entgegen taumelt; ihre Füße berührten kaum noch den Boden. Bald war sie nur noch eine Spanne weit von dem Geliebten entfernt. Sie erblickte ihn, dem Eingang gegenüber, auf einem Ruhebetto träumerisch hingegossen, das schöne Haupt zurückgesunken; — reizende Bilder, süße Hoffnungen einer goldenen Zukunft mochten an seinen halbgeschlossenen Augen vorüberziehen, denn er lächelte wie der Mensch nicht oft lächelt, im vollen Bewußtsein seligster Erfüllung; in seiner Rechten hielt er Zolanthens Krönlein fest umschlossen.

Auffauchzend über seinen Anblick rief Zolanthe: „Anim!“

Sie stand auf der Schwelle ... und er auf die Knie sinkend, breitete sprachlos die Arme nach dem leiche nblaffen Mädchenbilde aus ... wer von beiden hätte Worte zu finden vermocht! Stumm, aber berebten Blickes händigte ihm Zolanthe das verhängnißvolle Blatt ein. Abdul aber hatte keine Augen für den Brief, er sah nur sie, er wußte nur „sie ist mein.“ Beide Arme schlang er um ihre Knie, — die vollste Seligkeit leuchtete aus seinen entzückten Augen. Auch Zolanthen überkam einen kurzen Moment das Glück dieser Gegenwart, die süße Stille des rosenduftenden Gemachs, — aber das Medusenhaupt der drohenden Gefahr stieg sogleich wieder vor ihr auf und sie rief fast tonlos:

„Es ist keines Bleibens an diesem Ort, — Du mußt entfliehen — Du bist verloren!“

Und als er sie fragend anstarrte, fügte sie in abgebrochenen Sätzen hinzu: „ich entfloh dem Kaiser — im Dunkeln, im Geheimen, — mußte ihn verlassen, denn wen ich liebe, darf er nicht tödten.“

Kaum hatte sie diese Worte hingehaucht, so glitt sie besinnungslos an ihm nieder; nun sie ihren Zweck

erfüllt hatte, hielt die furchtbare Erregung nicht länger Stand.

Sie war nicht ohnmächtig, sie war wie von einem Starrkrampf befallen. Entsetzt warf sich Anim an ihr nieder, er glaubte, sie würde ihm unter den Händen sterben. In seiner Verzweiflung rief er: „Ismael, Ismael, rette sie!“

Niemand antwortete ihm, Niemand kam.

Der Brief blieb am Boden liegen, Anim las ihn nicht. Man hätte ihn überfallen, binden können, er würde sich nicht gewehrt, nicht darauf geachtet haben. Unausgesetzt rief er den Namen Ismael.

Endlich vernahm Nureddin die Stimme seines Herrn und eilte herbei.

„Geh, o eile — rufe den Rabbi — er muß aus Mascali zurück sein, — hinweg, leih' Dir vom Winde Flügel ...“

Wiederum mit der Leblosen allein, sandte er ein glühendes Gebet zu Allah empor und schloß mit den verzweiflungsvollen Worten:

„Mag mir hinfort kein Wunsch mehr in Erfüllung gehen, versage mir einen sanften Tod am Ende meiner Tage, liefere mich und meinen Stamm in Feindesgewalt, nimm mir den besten Freund, nur diese, diese Bitte, die trostlos zu Dir hinausschreit, nur die erfülle mir!“

Da regte sich die Geliebte, — aber noch waren ihre Augen geschlossen, noch war keine Hilfe da, — Nureddin kehrte nicht wieder ... was ging im Palaste vor, daß der treueste Diener säumen durfte?

Eine neue Besorgniß schoß durch Anims Seele — konnte dem Rabbi ein Unheil zugestoßen sein? Plötzlich ertönten verworrene Stimmen im Garten, ... im selben Augenblicke zuckten Zolanthens Wimpern, sie blickte auf. „Dank, Dank!“ rief Anim, „nun giebt es keinen Schmerz auf Erden mehr!“

Indem er diese vermessenen Worte zum Himmel aufjauchzte, küßte er Zolanthens Kleid, ihre Hände und Füße. In seinen Armen richtete sie sich empor.

„Du bist noch hier?“ sprach sie matt; „hast Du nicht gelesen? — Wo Du zauberst, bin ich mit Dir verloren.“

Diese Worte verfehlten nicht ihre Wirkung; er raffte den Zettel vom Boden auf und las. Sein Gesicht noch von einem überirdischen Glanze verklärt, veränderte sich nicht; er wechselte nicht einmal die Farbe; nur zitterten seine Augenlider, — eine Eigenthümlichkeit der Morgenländer, bei großer innerer Bewegung.

„Ein Kaiser vermöchte Verrath zu üben?“ sprach er würdevoll und besonnen.

Zolanthe senkte im tiefen Schmerze das Haupt; sie hatte kein Wort der Entschuldigung für den einst so geliebten Vormund.

„Ich dachte größer von ihm,“ fuhr Anim fort; „kleinlich ist jede That, welche das Licht scheut; ein gekröntes Haupt dürfte sich nicht erniedrigen. Doch höre,“ seine Augen funkelten schwärmerisch, seine Brust hob sich empor, als ob ein erhabener Gedanke sie entflammte, „ich will es vergessen, sieh, ich zerreiße das Blatt! Laß mich dem Kaiser Botschaft senden, morgen in der Frühe. Er soll es wissen, daß ich gewarnt bin und dennoch fest auf seinen Edelmuthe baue. Ich werde ihn bitten mir sein kaiserliches Wort selbst zu wiederholen, mir seinen Handschlag zu geben in der eigenen Burg oder wo er sonst es anberaunt.“

„Du bist erhaben wie Dein Ahnherr Harun-al-Raschid, der seine Feinde durch Großmuth beschämte... Aber die Stimmung des Kaisers ist verändert; rechne nicht mehr auf ihn ... entfliehe von hier...“

Von neuem hörten sie Stimmen, abgebrochene Laute, Wehklagen ... immer näher drang es. Zolanthe schrie auf: „schon kommen sie, um Dich zu morden.“

Der Inselfürst riß den Yatagan aus der Scheide. Entschlossen faßte Zolanthe den Dolch, den der Geliebte ihr gegeben.

In dem Augenblicke stürzte Nureddin in den Kiosk. Belebend, außer Fassung versuchte er zu sprechen, die fahlen Lippen vermochten kein Wort hervorzubringen; endlich fiel er vor dem Fürsten nieder, schlug beide Hände vor das Gesicht und brach in krampfhaftes Schluchzen aus. Dann fuhr er jählings in die Höhe und warf sich mit ausgebreiteten Armen vor die Thür, als wolle er seinem Herrn den Ausweg versperren.

Da plötzlich durchzuckte es ahnungsvoll den Fürsten. „Nureddin,“ bebten seine Lippen, „wo ist Ismael?“

Der Diener rang die Hände, voller Todesangst ergriff Anim Zolanthens Hand und stürzte mit ihr dem Palaste zu. Die ganze Dienerschaft stand unter dem Portal versammelt; das Mondlicht und einige Fackeln beleuchteten die wild zusammengestürzten Gruppen.

Noch wußten Anim und Zolanthe nicht was geschehen war; Eiseskälte überfiel sie; sie standen wäh-

rend einer Secunde still und blickten auf die bleichen entsetzten Gesichter.

Umringt von den Jammernden und Schluchzenden lag todt und kalt der greise Rabbi auf einer Bahre, welche die Träger in stummer Verzweiflung auf die Schwelle der Chalifenburg niedergesetzt hatten. Des Todes göttliche Verklärung lag über die edlen Züge des Märtyrers ausgegossen, als schwebte seine erlöste Seele schön lächelnd über dem gemißhandelten Leibe, der unter den Steinwürfen roher Hände zusammengebrochen war. Ein blutiger Streifen zog sich über die Stirn, — aus den weiten Ärmeln des Kaf-tans quoll ein dunkler Strom von Blut. Die rothen Lippen seiner Wunden waren geöffnet und jeder Blutstropfen, der ihnen entströmte, sprach mit entsetzlicher Beredsamkeit.

Anim stand vor ihm ... aber nicht lange. Ein Krampf schnürte des Jünglings stolze Glieder zusammen ..., seine Hände ballten sich ..., ganz finster war es vor seinen Augen, dann schlug er mit der Stirn auf die Todtenbahre nieder. Mit lautem Schrei umfaßte ihn Zolanthe, aber er hörte nicht mehr auf sie; lange drückte er seine Lippen auf Ismaels Wunde Stirn, lange lag er mit ausgestreckten Armen über der Leiche, dann — zum ersten Male in seinem Leben — weinte der Enkel der Abissiden.

Voll heiliger Scheu traten die Anwesenden zurück, nur Zolanthe blieb neben dem Fürsten knien. Ihr zerrissenes Herz weinte Blut, wie es den Wunden Ismaels entströmte.

„Das haben die Kaiserlichen gethan,“ murmelte es dumpf im Kreise.

„Die Kaiserlichen ...“ wiederholte Zolanthe tief erschauernd.

Den Zeugen dieses Auftritts schnitt es durch die Seele, den prächtigen Jüngling, das reizende Mädchen in diesem Zustande des tiefsten Seelenjammers zu sehen. Noch schien kein Racheplan, kein Gedanke der Vergeltung in seinem hingesunkenen Haupte aufzudämmern, — er war vollständig im heißesten Schmerz aufgelöst.

Doch über Zolanthen kam bald ein anderer Geist. Die Angst um den Geliebten bewältigte das tiefe Weh, das sie mit ihm theilte. Grenzenloser Haß gegen seine Verfolger, gegen die Unmenschen, die das edle Haupt Ismaels in den Staub getreten, loderte in ihr auf. Sie sprang empor, legte ihre Hände auf Anims Schultern und rief schneidend:

„Hörst Du nicht, Anim? Das haben die Kaiserlichen gethan!“

Die vornehmen Begleiter des Fürsten, die Diener, Wachen und Sklaven traten näher heran, wie elektrifizirt von den flammenden Blicken des Mädchens. Unversöhnlicher Haß glimmte fortwährend in den Busen der heißblütigen Moslem, nichts war ihnen erwünschter als Rache zu nehmen.

Auch der Fürst richtete jetzt sein Haupt empor; wie ein Blitz fuhr es durch den Thränenflor, der seine Augen verschleierte; dann stand er mit furchtbarer Entschlossenheit aufrecht, sein Blick begegnete Solanthen. Wie zwei Flammen zusammenschlagen, so in verzweifelter Leidenschaft umfaßten sich Beide und schwuren, Herz an Herz und Wange an Wange, im Hasse unzertrennlich zu sein, wie sie geträumt hatten es in Liebe zu sein.

Ein grenzenloser Schmerz vermählte diese beiden Kinder des Glücks für die Ewigkeit. Bisher nur vertraut mit der glänzenden Seite des Lebens, verschwenderisch von der Natur begabt, geliebt von der Gunst des Geschicks, standen sie plötzlich mit gelähmten Schwingen an einer Bahre ... zugleich die Bahre ihres irdischen Glücks. Daß die Zukunft vor ihnen versank, das lag am Tage. Wie todesmuthig sie auch die Gegenwart herausforderten, sie konnten nur unterliegen. „Aber nicht bevor das Neueste gewagt, der letzte Sarazene getödtet, ihr bestes Blut verspritzt war,“ das gelobten sich Alle an Ismaels Leiche.

Diese ersten, leidenschaftlichen Ergüsse sprachen sich mehr in Geberden, in wilden Schmerzenslauten als in wirklichen Worten aus. Sind doch zuckende Lippen am beredtesten; sagt eine angeschwollene Zornader doch mehr, als die wüthendste Drohung.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(In den Tagen von Solferino.) Die neueste Sammlung welche Gustav Rejewitz unter dem Titel: „Conturen, Notellen und Fahrten,“ (Stuttgart, A. Köhner) herausgegeben hat, bietet den Lesern manchen Stoff der Unterhaltung, denn wir erhalten hier einen Theil des Lebens des Verfassers in Erinnerung, Zeitblättern &c. Und in der That scheint G. Rejewitz hiernach sich vielfach im Leben versucht zu haben. Er scheint in der Krim und in Italien gewesen zu sein, und zwar dort

als Mitglied der deutsch-englischen Fremdenlegion, hier als Theil der österreichischen Armee. Und nicht blos die Stoffe, die er auf seinen Irrzügen gesammelt, auch die Art, wie er sie verarbeitet, ist interessant. Als Beleg wollen wir einige Auszüge aus dem oben angeführten Abschnitte geben:

Der Verfasser versetzt uns nach Verona in die Nähe der altrömischen Arena. Wir übergehen die Ortschilverbungen und lassen den Verfasser weiter reden.

„Kein Velarium als Präservativ gegen heiße Sonnenstrahlen oder Regen spannt sich in unsern Tagen über die Arena; der Himmel liegt bleigrau und drückend auf der Erde, es scheint fast als werde ein ermattender Scirocco nahen. Trotzdem entfaltet sich bald ein buntes Leben unter den Arkaden des Palazzo Ottelini. Offiziere aller jetzt in Italien anwesenden Regimenter gehen hier aus und ein und Alle, vom Kaiser bis zum Lieutenant tragen, der großen Hitze wegen, statt der gewöhnlichen Waffentröde von weißem Tuche solche aus grauer Leinwand, am Kragen einen gelben, blauen, grünen, violetten oder schwarzen Spiegel, je nach der Farbe ihres Corps und die den Rang anzeigenden silbernen oder goldenen Sterne, wozu sich bei den Stabsoffizieren eine Tresse, bei den Generalen eine breite Borte noch gesellt. Viele sind voll Staub oder mit Schmutz bespritzt, denn ihre Kleider können sie nicht wechseln, da ihre Bagage nach dem Gefecht von Montebello verloren ging oder nach dem Kampfe von Varese in die Hände von Garibaldis Truppen fiel. Alle aber bis auf einige junge milchige Gesichter, die von der Akademie schnell in ein Regiment versetzt wurden und dem Examen vergnügt ein Schnippchen geschlagen, sind von Wind und Wetter gebräunt, lange nicht rasirt und tragen darum kräftige Bärte. Brüderlich und kameradschaftlich sitzen neben dem Feldmarschall-lieutenant und höheren Offizieren junge Capitaine und Lieutenants bei Sorbetto, Chocolate oder Nocca, die erlebten Abenteuer des letzten Gefechts austauschend. Wer von seinen Verwundungen schon so weit hergestellt ist, daß er sich bewegen kann, ist sicher hier zu treffen. Hier begegnen sich zwei wieder, deren Bataillone vor 6 oder 8 Jahren zusammen in derselben Garnison in Siebenbürgen lagen.

„Grüß di Gott, Bruder, was machst?“ und ein kräftiger Handdruck erneuert die alte Freundschaft.

„Wie geht's dem Hauptmann von A.?“ lautet dort eine spannende Frage. —

„Besser, der ist bei Magenta gefallen. Eine Kanonenkugel nahm ihm das Bein weg und den Schmerzen der Amputation war er enthoben. Aber was sagst Du zum Capitain B.? Der scheckige Kerl kriegt eine Kugel vorn in die Schulter, hinten wieder 'raus und marschirt mit uns von Magenta bis an den Mincio, ohne nur einen Tag im Spital zu liegen?“

„Teufel!“ antwortet der Andere verwundert.

An jenem Marmortische erfährt ein junger Galopin, sein Vater sei nicht gefallen, sondern als Gefangener nach Paris

gebracht und freudig reißt er die schwarze Trauerbinde von der weißen Uniform.

Ein Oberlieutenant nähert sich einem wild aussehenden Obersten, der lange nicht aus den Stiefeln gekommen.

„Der Herr Obrist kamen gewiß gestern Abend sehr ermüdet hier an. Sie waren auf dem Tische eingeschlafen.“

„Ich eingeschlafen? Ja, wenn man sich seit drei Monaten fortwährend auf Vorposten herumtreibt und jede Nacht schläft wie ein Hund, ist's wohl möglich, daß man einmal nicht. Ich muß gleich wieder 'naus! Ha, augenblicklich halten Leib' und Seel' noch beisammen; was d'raus wird, weiß ich nicht.“

An allen Tischen sitzen schon Verwundete. Manche gehen schon an Stöcken, Andere tragen den Arm in der Binde, wieder Andere tragen ein leinenes Tuch um den Kopf. Einige erschoten schon die eiserne Krone und die Jüngern betrachteten sie mit Stolz und dem noblen Reide, im nächsten Gefechte eine ähnliche Auszeichnung mit allen Kräften zu erregen. In Verwunderung setzt es uns, einige Offiziere bei dieser drückenden Hitze im Mantel zu sehen. Der Grund indeß ist sehr einfach; sie besitzen nämlich kein anderes Kleidungsstück mehr, als den blutigen Leinenrock, in dem sie verwundet wurden und müssen daher diesen Ehrenkittel mit dem Mantel bedecken.“

Wir glauben, diese Probe werde genügen, um unsere Leser zu überzeugen, daß sie es hier mit lebenswarmen und aus dem Leben geschöpften Erinnerungen zu thun haben, die sie anregen mögen, an der Quelle die Fortsetzung zu schöpfen.

— r. —

(Ein Mißverständnis.) Fräulein von Scudéri wurde bekanntlich, als sie einst in einer Dorfschenke mit ihrem Bruder über die Art und Weise berieth, wie sie den König in einem ihrer Romane sterben lassen sollte, von dem Gastwirth als Verschwörerin gegen das Leben Ludwig XIV. denunciirt und bei einem Haare mit ihrem Complicen deshalb ins Gefängniß gesteckt. Etwas ganz Aehnliches passirte kürzlich wieder in Paris. Ein Mann hörte bei einem Weinbändler im Nebenzimmer, von dem er nur durch eine dünne Scheidewand getrennt war, ein halblaut geführtes Gespräch zwischen mehreren Personen. „Wenn wir ihn nun vergifteten?“ sagte eine männliche Stimme. — „Das würde seine Schwierigkeiten haben,“ entgegnete eine andere Stimme; „dazu müßte man sich ein ziemlich starkes Gift verschaffen.“ — „So werfen wir ihn einfach ins Wasser!“ — „Das ist gefährlich, es könnte uns ein Polizist bemerken.“ — „Der arme Sabin!“ rief eine Frauenstimme, „er thut mir doch leid...“ quält ihn wenigstens nicht lange.“ — „Du willst ihn wohl noch in Schutz nehmen?“ versetzte ein Mann, wahrscheinlich der Gatte seiner Frau. „Ich dachte Du hättest eben keine Ursache Dich über ihn zu freuen. Was er Dir gethan hat, hätte Dir schlecht bekommen können.“ — In dieser Weise ging das Gespräch fort. Der benachbarte Gast hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, um

so mehr als er einen gewissen Sabin kannte, der ein harmloser Blödsinniger war, welcher im ganzen Stadtviertel von Jedermann mit mitleidiger Theilnahme behandelt wurde. Ueberzeugt, daß man diesem armen Teufel nach dem Leben trachte, benachrichtigt er einige Polizeiergeanten von dem Vorgange und diese drangen alsbald in das bezeichnete Cabinet ein. Kaum hatten sie hier den Zweck ihres Kommens auseinandergesetzt, so brach die Gesellschaft in schallendes Gelächter aus. Es handelte sich nämlich um einen bössartigen Hund, den man aus der Welt schaffen wollte, weil er seine Herrin gebissen hatte. Diese hatte ihm den Namen Sabin gegeben, weil sie gesunden, daß seine Physiognomie eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Gesicht des Blödsinnigen hatte. Es versteht sich von selbst, daß die Polizeisoldaten wie der Denunciant von ganzem Herzen in die durch das sonderbare Quiproquo hervorgerufene Heiterkeit einstimmten.

(Auf dem Meere.) Freiherr von Vibra, der sich schon durch seine „Erinnerungen aus Südamerika“, jene eigenthümlichen Erzählungen voll Humor, einen guten Namen auch als Novellist erworben, hat drei Bände ähnlichen Inhalts unter dem Titel „Aus Chili, Peru und Brasilien“ (bei Costenoble in Leipzig) erscheinen lassen, die sicherlich so großen Beifall finden wie die ersten. Aus dem ersten Bande sei nachstehende Schilderung mitgetheilt: — „Immer blauer ward der Himmel, immer blauer ward die See, flüssigem Ultramarin gleich und strahlend im Glanze der Sonne. Man zog dem Süden zu, den Tropen; und wie die Kälte das Elend repräsentirt und den Tod, so die Wärme den Reichtum, die Pracht und das Leben. Darum regte sich außen im Wasser allerlei tolles Gethier. Langarmige Medusen zogen schnell vorüber, gleisend in erborgter Farbenpracht. Der Portugiese spannte sein prunkendes Segel, stets stott vorwärts fahrend, „bi de Wind,“ das heißt, mit Seitenwind, wie es die Seeleute lieben. Aber der Portugiese kann es thun. Er hat keinen Kurs und ihm ist es einerlei, ob er nach Nord oder Süd getrieben wird.

Dort plötzlich erhebt es sich silbern aus den Wellen, funkelnd und blügend in den Strahlen der Sonne. Es ist ein Zug fliegender Fische, die, gerecht in allen Sätteln, jetzt die Vögel spielen, die Leichtfertigen, was sonst den Fischen nicht eigen, und mit Ostentation an Bord vorüberfliegen. Aber der Spaß dauert nicht lange. Sie schlagen einen Haken und fallen dann wieder in ihr altes Element, wenn ihre Flossen-Flügel trocken geworden.

Bisweilen sah man auch einen weißlichen Gegenstand wohl ein Paar Spannen lang aus den Fluthen ragen. Dann verschwand dieser Gegenstand und war man nahe genug, so konnte man bemerken, daß es die Rückenflosse eines Hai gewesen, der sich jetzt auf den Rücken gelegt und scherzend den Angenehmen spielt.

Wieder zog dann ein Haufen Delfine draußen vorüber. Bisweilen eilten sie rasch heran an das Schiff, spielend um Bugspriet oder Steuer und gaben dem Menschenvolke da in

nen, in dem schwimmenden hölzernen Kasten eine Zeit lang scherzend das Geleite. Dann zog das Schiff durch die Meereswiesen, durch jene Stellen, welche etwa um den sechsundzwanzigsten Grad nördlicher Breite, bedeckt sind mit einer so unendlichen Masse von Tang, daß man sie die Wiesen der See genannt hat. Dort wohnen die Philister des Meeres, die langweiligen in erster Potenz, die Burschen, die nie ihre Staupe verlassen.

Denn zieht man so eine Tangstaupe an Bord, so findet man, verkrochen und versteckt in derselben, ein Heer der verrücktesten Thiere, Krabben, kleine Muscheln, nackte Wasserschnecken und eine Unzahl kleiner Subjecte von fabelhafter Form und Gestalt, welche alle nur unlieb und mit erschlichem Aerger ihre Staupe verlassen, und wirft man dieselben zurück ins Wasser und sie selbst dann nach, so eilig als nur immer möglich wieder in ihren alten Schluswinkel fliehen. Man kann sagen, daß sie wenig kosmopolitischen Sinn besitzen, man kann das aber, ist man eben gut aufgelegt, oder paßt's eben in den Kram, auch Vaterlandsliebe nennen.

Dann stieg die Nacht hernieder und breitete ihren dunkeln Mantel über die Wasser.

Funkelnd und blizend standen Myriaden von Welten dort oben, stumm und schweigend und doch auch wieder lauter als tausendstimmiger Donner, verkündend die undenkbarste und dennoch wahrste aller Wahrheiten:

Ohne Anfang, ohne Ende;
Ewig, Ewig, Ewig!

Bisweilen, wenn die Sterne dieses hohe Lied singen, huscht der Wahnsinn aus den schwellenden Segeln und fragt Euch höflich, ob es Euch nicht gefällig ein wenig verrückt zu werden, und nachher vielleicht ins Wasser zu springen, da auf der See keine so herrlichen und bequemen Narrenhäuser wie auf dem Lande zu treffen. Und wendet man nun den Blick abwärts vom Himmel und blickt auf die See, so glaubt man dort ein Spiegelbild des Himmels zu sehen, denn auch da leuchtet und blinkt es. Kleine blizende Punkte bewegen sich rasch von der Stelle und durch das Meer, welches zu beiden Seiten des Schiffes ein sanftes Licht, ähnlich der Milchstraße, verbreitet. Dazwischen ziehen große Autoritäten, funkelnd und strahlend, aber ruhig und langsam dahin. Es ist das die hohe und höchste Aristokratie des leuchtenden Quallen-Geschlechts und der aufgeklärte, weil Alles verschluckende Hai, speist deshalb mit bedeutender Vorliebe diese alten Abkömmlinge des Urschleims. Blickt man aber rückwärts und über das Steuer hinweg, so zeichnet eine lange leuchtende Furche, kometenstreifenartig, des Schiffes Lauf. Wieder in anderen Nächten stand die Mondessichel am tiefblauen Himmel jener Breiten. Sie versilberte die Wogen, durch welche das Schiff geräuschlos dahin zog und eine heilige Stille lag ringsum auf den Wassern.

Jetzt stiegen sonderbare Formen auf, am fernen Horizonte

von Ost und West, von Nord und Süd und kamen näher und näher. Mystische tolle Gebilde, in denen der Hörsenspieler bald riesige Thier- und Menschen-Leiber, bald schwimmende mächtige Berge, dann wieder phantastische Burgen und wild übereinander geworfene Felsen erblickte. Aber es war Niemand anders als der alte Nebelmann, der über das Meer schritt und seinen grauen Mantel in die Fluthen tauchte. Er erzählte ihnen allerlei schöne Dinge, von den Ländern, durch welche er heute schon gekommen, von den Menschen, welche sich dort so sehr liebten, und sich so wacker Wort hielten, den ganzen Tag über zu Ehren des lieben Gottes und wie sie sich dann des Abends benebelten, um ihn, den alten Mann, auch gehörig zu honoriren. Dann erzählte er ihnen von den tiefen Schluchten in den Bergen, wo es ihm so gemüthlich, und vom Cap Horn, wo sein liebster Aufenthalt. Während er hier nur dünn und unscheinbar, sagte er ihnen, werde er dort dick und stark, daß die Menschen, die dort auf Schiffen führen, nicht die Hand vor ihren Augen sehen könnten. Und während der Nebelmann so sprach, hob und senkte sich plötzlich sein graues weites Gewand. Der Westwind flog über die See, aber rascher als der Alte, und deshalb verdarb er ihm seine zierlichen Falten.

Dann schlug er in das Thauwerk des Schiffes, das die schwarzen Raaen laut ächzten und die Segel sich blähten und dehnten und sang dazu ein Lied „von der fliegenden Bö“, das Lucifers Großmutter erfunden, und, wie die Seelente sagen, so gern singt, wenn sie des Abends Unglücksfäden spinnt an ihrer Spindel für die Menschen.

Als die Wellen, die bisher sich weithin durch das Meer nur sanft geschaukelt hatten und zufrieden mit dem Bisfischen Silber waren, was die Mondsichel auf ihre Spitzen gestreut hatte, als die Wellen nun das Lied von der fliegenden Bö hörten, fühlten sie plötzlich ihre Wellenwürde und begannen höchst unartig zu werden. Hoch bäumten sie sich und jede von ihnen setzte sich selbst eine weiße Schaumkrone auf und jede wollte die größte haben. Wir sind souverain geworden, riefen sie mit donnernder Stimme, wir tragen kein Schiff mehr, die Bö soll ihm die Segel abreißen und wir zerschlagen dann Blanken und Sparren. Und die letzten sprangen auf den Deck, um den Capitain von diesem Beschlusse in Kenntniß zu setzen, welchen die empörte Wellenschaft gefaßt habe. Dieser aber, um den Wünschen der aufgeregten See Rechnung zu tragen, ließ einige Segel reffen, andere kürzen, aber über Bord ließ er keine werfen. Vielleicht dachte er, daß er sie morgen wieder brauchen könne. Der Mond endlich, der Alles das schon sehr oft mit angesehen, schritt langsam und vornehm hinter einige Gewitterwolken. Vielleicht war ihm das Lärmen langweilig, vielleicht aber ärgerte er sich auch, daß er täglich mehr und mehr seinen alten Einfluß verliert auf Ebbe und Fluth und auf das Wetter überhaupt, mag er auch wechseln, so oft er will &c. —“

Allgemeine Wochen-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlfiche 6 Tblr.,
mit Stahlfichen 8 Tblr.

Die Idlanderinsel von Mascali.

Historische Novelle

von

Günther von Freiberg.

(Fortsetzung.)

Nach dem ersten Ausbruch dieser Empfindung lehnte Anin in tödtlichster Erschöpfung die Stirn an Solanthen's Schulter und sagte mit halber Stimme:

„Solanthe, mir ist das Herz aus der Brust gerissen, — fordere Kaiser und kein Sicilianer mehr Schonung von mir. Morgen, ich gelobe Dir's, Todter,“ er neigte sich über den Rabbi, „morgen, an der Spitze meiner sechs Tausend Sarazenen, fordere ich blutige Rechenschaft von Deinen Mördern, den Ghibelinen.“

In weichste Wehmuth herabgestimmt, küßte und umarmte er die Leiche aufs Neue. „D was zogst Du aus in Deiner wunderthätigen Großmuth, das franke Kindlein in Mascali zu besuchen! Warum ließ ich Dir den Willen, da Du selbst, vom Fieber bezwungen, nicht im vollen Besitz Deiner Kräfte warst! Wehe, wehe! Stütze meiner Jugend, Leuchte meines Geistes, Seele meiner Seele, Du verlöschtest wie ein Feuer vom Winde verweht!“

„Abdul,“ sprach Solanthe und kniete neben dem

Geliebten nieder, indem sie feierlich ihre Hand auf die Brust des Entseelten legte, auch ich gehöre fortan nicht mehr zu des Kaisers Haus, — von ihm und von der Christenwelt sage ich mich los! Brich mit Sturmesgewalt auf ihre Scheitel nieder, — auch meine Feinde sind sie fortan. Sie zu verderben, die Dich verriethen, ihn ermordeten, set' ich mein Leben ein. Abdul, hier nimm mich hin — ich bin Dein Eigenthum!“

Anin dankte ihr mit einem unbeschreiblichen Blick. Dann wendete er sich an seine Treuen, die ihn und Solanthen umstanden:

„Ihr vernehmt es,“ rief er, heroisch sich aufrichtend und Solanthen emporziehend; „dies göttliche Geschöpf weiht Eurem Fürsten das Leben, die Seele Eurem Gott! Schwört ihr Gehorsam, fallt nieder in den Staub vor Abduls Gebieterin!“

Und alle Anwesenden umringten das schöne Paar und knieten nieder, Solanthen's Hände und Füße küßend.

„Heil unserer Fürstin, Heil unserm Fürsten!“ riefen sie.

„Schwört mir,“ feuerte Solanthe die Männer an, „die Grausamkeit, den Uebermuth der Sicilianer zu rächen, — diesen Todten, Euren Schutzbefohlenen blutig zu sühnen!“

„Wir schwören.“

Und im Nu flogen die krummen Damascenerklingen aus den blitzenden Scheiden.

„Das Paradies ist im Schatten der Schwertex,“

sagte Abdul und drückte — von Todesahnung getroffen — einen Kuß auf Solanths bleiche Stirn, die das dunkle Haar wie ein Trauerschleier umwogte.

Auf ein Zeichen des Gebieters erhob sich das Gefolge, stellte sich zu beiden Seiten des Portals mit gesenkten Waffen auf und ließ die Bahre durch, die von den Trägern in den Palast gebracht wurde.

Hand in Hand, von Schmerz gebeugt, folgten Abdul und Solanthe der Leiche.

So führte der prächtige Sarazene die Braut in sein Haus ein.

Schweigend senkten die Sklaven die Fackeln und löschten sie auf dem Rasen aus; — keine Hochzeitsfackel leuchtete dem Paare voraus.

7.

Der Fluch des Heiligen.

Zur nämlichen Stunde war ein blutbespritzter Zug sicilianischer Ritter und kaiserlicher Soldaten vor dem Kastell Friedrichs angekommen; auch sie, die Wildempörten, geleiteten einen Todten; auch sie brachten das blutende Opfer ihrer Feinde herbei, die Leiche des stolzen Leonato und legten sie dem Kaiser auf die Marmorliesen seines Hofes. In dichten Schaaren war ihnen das Volk von Mascali gefolgt, ja selbst sarazenische Männer und Weiber ließen sich durch die Hellebarden der Deutschen nicht zurückdrängen; wehklagend und heulend stürmten sie dem kaiserlichen Wohnsitz zu, Gerechtigkeit fordernd zu Folge des jähen Ueberfalls.

So wälzte sich der Kampf, der nicht mehr zu bändigen war, durch die Straßen, durch die Thore bis nah den Ufern des Meeres, bis an den blumenreichen Garten des Kaisers und manch' Verwundeter sank beim taghellen Schein des Mondes sterbend zu Boden. In wildentflammter Wuth, in fiebernder Mordlust verfolgten sich die Parteien, ohne Begriff, ohne Vernunft, nur von Zerstörungssucht aufgehetzt.

Traumselig war es über Kaiser Friedrich gekommen, nachdem er in unmutiger Hast die Urkunde unterzeichnet, schnell und maßlos — ganz gegen seine Gewohnheit — die feurigsten Weine geschlürft. Und doch war es ihm nicht gelungen einzuschlummern, so sehr er auch danach beehrte, so schlaffüchtig er in seinen Armstuhl zurückgesunken lag, so süß, so leise Buonaventura, die Nachtigall, flötete. Unheimliche Gebilde zogen vor seinen brennenden, halbgeschlossenen

Augen vorüber: bald schien es ihm als wandle seine verstorbene Gemahlin Konstanze, einst Ungarns schönste Königin, durch das Zimmer und hefte einen traurigen Blick auf den Kaiser, der fortan mit einer ungeliebten Gemahlin den Thron theilen wollte; dann wieder dächte es ihm als sehe er den Barbarossa im Kyffhäuser am steinernen Tische sitzen und schlafen, so sorgenlos, so tief und o, wie beneidete der schöne blonde Enkel diesen ewigen Schlaf! — Und während er immer und immer dem Rothbart ins ruhige, schlummernde Angesicht schaute, veränderten sich nach und nach die Züge seines Großvaters; sie verklärten sich, sie verjüngten sich; der Bart verschwand, die tiefen Falten auf der Stirn waren nicht mehr sichtbar, — aus dem gekrönten Helme quoll eine jugendliche Lockenfülle; es war nicht mehr der gebeugte Greis, der in der dunkeln Grotte schlief, er hatte sich in einen reizenden Jüngling verwandelt, der gleich ihm an einem steinernen Tische saß, dessen Augen aber hoffnungslos auf die schwarzen Mauern starrten, die nunmehr einem finstern Gefängnisse glichen; das war kein selig abgeschiedener Geist, das war ein Unglücklicher in schmachtvoller Nerkernacht.

„Wer bist Du?“ wollte Friedrich rufen, denn in dem Gesicht des bleichen Jünglings erkannte er eine seltsame Aehnlichkeit mit sich selbst und dem ganzen Hohenstaufen-Geschlecht, — da sprach schon das Jünglingsbild mit süßer klagender Stimme: „ich bin König Enzo, ein Hohenstaufe ... für mich ist keine Hoffnung mehr.“

Die Vision zerrann wie ein Wolkenbild, — welsengleich zogen dichte Nebel um Friedrichs Haupt, — aber wieder tauchte aus ihnen ein Gesicht hervor, ein Knabenantlitz, lieblich wie der Frühling, zart wie eine Jungfrau; die süßen Augen aber schienen gebrochen, schmerzlich lächelte der holbe Mund und — o Entsetzen! — das goldlockige gekrönte Haupt schwebte um einen Finger breit über der schlanken Gestalt, als sei es durch einen Schwertstreich vom Kumpfe getrennt. Seufzend klang aus den bleichen Lippen die Kunde: „ich bin der letzte Hohenstaufe.“

Entsetzt unklammerte Friedrich mit beiden Händen die Lehne des Armsessels, — da tönte ein gelender Schrei an sein Ohr; — das war keine Geisterstimme mehr; das klang so deutlich, daß der Kaiser erwachte.

Buonaventura lag ihm zu Füßen, das Gesicht in die Falten von Friedrichs Mantel gedrückt ...

So eben hatte sich der Burghof mit Männern ge-

fällt; so eben brachten sie Leonatos Leiche. Der Knabe hatte den Todten erkannt; er war Leonatos jüngster Bruder.

Friedrich, noch befangen von dem graufigen Traume, stand auf, trat an das Fenster und blickte hinab. Das Vorspiel einer Rebellion entfaltete dort unten seine erste, tragische Scene.

Der Kaiser fuhr empor und biß sich auf die Lippe. Leonato war ein löwenkühner Soldat, ein treu erprobter Unterthan gewesen ... nun lag er dahingemäht wie eine Aehre von der Sense! —

„Darf der Aufruhr so wild in der Nähe des Kaisers toben?“ rief Friedrich voller Zorn; „mir schon recht, Ihr kampflustigen Sonnenkinder! Nur zu! — ich werde Eure Hitze zu dämpfen wissen. Auch meiner Wache fertigten die Schwertfeger von Damascus die scharfen Klingen! ... Umsonst, daß Ihr mir droht, Gespenster künftiger Hohenstaufen — das Blut der Gibellinen blüht, allen Fürstengeschlechtern seiner Zeit voranstrahlend! Leonato, mein Ritter, Dich werde ich rächen!“

Mit diesem Ausrufe trat Friedrich auf den Söller hinaus, schritt die breiten Marmorstufen in den Hof hinab und trat an die Leiche.

Draußen tobte der Kampf, schlugen klirrend die Säbel und Hellebarden aneinander.

„Bändigt sie!“ rief Friedrich seinen Soldaten zu, „der Name Eures Kaisers werfe sie zu Boden, er selbst kämpft nicht wider Straßenempörer. Zeigt, in wessen Dienst Ihr steht, Ihr meine Deutschen, meine Apulier! — Ihr Ritter aber zieht erst hinaus, wenn Euer Kaiser es gebent; — auf Euren Armen tragt diesen Todten jetzt in die Kapelle. Wir wollen Todtenandacht bei ihm halten, bis es still in Mascali geworden.“

Auf des Kaisers Wink öffneten sich die erzgetriebenen Pforten der Burgkapelle; die Orgel erklang, der Weihrauch wirbelte zu den byzantinischen Säulen empor ...

Niemand meldete dem Kaiser, daß Ismael, der Weise von Bagdad, gesteinigt worden war ... unbarmherzig schlugen die Lanzknechte die Sarazenen von dem Kastell zurück ... hatte der Kaiser nicht bestätigt, daß Blut fließen sollte?

Als Friedrich unter den Rittern Tebaldo vermiste, wußte keiner ihm Rede zu stehen. Auch ihn glaubte man in dem Kampfgewühle verloren. Doch nicht todt, landesflüchtig war er; von dem Hofe, wo er Verrath geübt hatte, trieb es ihn fort. Solanthens Bild im Herzen, segelte er auf offenem Meere, er

wußte nicht wohin. Eine glänzende Laufbahn hatte er sich auf immerdar zerstört.

Der erste falbe Schein des Tages fiel in Solanthens verlassene Kammer und beleuchtete mit schwachem Schimmer eine Gruppe händeringender Frauen. Luitgardis lag auf den Knien vor einem unberührten Bette, über welchem ein Kreuzifix aus Ebenholz und Korallen hing, von einem welken Rosmarinfranz umschlungen.

„Nette ihre Seele, verdirb ihren Buhlen!“ betete die Schwäbin in schluchzender Angst, und hob die Hände zum Bilde des Gekreuzigten empor. —

War dieser Aufstand auch der erste in des Kaisers persönlicher Anwesenheit, der erste in den sarazenischen Colonien war es allerdings nicht und der kaiserlichen Heeresabtheilung, die in Mascali und den benachbarten Quartieren lag, kam dieses blutige Treffen nicht unerwartet. Sie glaubten daher — und Friedrich zweifelte eben so wenig —, daß ihr scharfes schnelles Eingreifen die Empörung in der Geburt ersticken würde. Stand doch eine nicht geringe Anzahl von Sarazenen in des Kaisers Solde; Eingeborene, die zum Glauben ihres neuen Vaterlandes übergegangen waren und dem Beherrscher Siciliens mit vollster Ueberzeugung den Eidschwur geleistet hatten. Die Bekehrung des heimisch gewordenen jungen Nachwuchses gelang in stammenswerther Weise dem Bettelmönch von Assisi, der es verstand die Feuerseelen mit wunderbaren Verheißungen zu entzünden. Versprach ihnen Mahomed ein Eden voll ewig wechselndes Genusses, so verkündete Franziscus eine noch vollkommener Welt, wo jeder Christenseele die göttlichsten Offenbarungen zu Theil würden, so herrlicher Art, wie sie der Mensch mit seinen irdischen Begriffen nicht zu fassen vermöchte; wohingegen der Prophet von Mecca nichts Höheres als sinnliche Freuden zu verheissen wußte. Nicht wenig trugen die eigenen Erlebnisse und Wunderwerke des Heiligen dazu bei, ihm Einfluß und Ansehen zu verschaffen; es ging die Sage, daß er Krankheiten heilen, Blut besprechen und Todte erwecken könnte, wie einst die Apostel.

Nur noch der kleinere Theil der Coloniebewohner hing unverbrüchlich an der Lehre des Islam fest. Der Hebräer heimathloser Wanderstamm, der aus Syrien und Afrika mit ihnen herüber gekommen war, bildete wiederum eine Partei unter sich, die weder mit der Bibel noch dem Koran etwas gemein hatte und daher nicht mit zu ihnen zählte. Ismael, im vertrautesten Umgange mit dem Inselfürsten, stand

den eigenen Glaubensgenossen fern, da seine religiösen Bekenntnisse, in hoher Anschauung, sich mehr naturphilosophisch als dogmatisch gestalteten. Er war zu weise, um gegen irgend einen Glauben Vorurtheile zu hegen; er stand, wie Sokrates, über den Begriffen seiner Zeit. Thoren hatten ihn Pantheist genannt, da er menschenfreundlich jeder Ueberzeugung begegnete.

So wäre denn die Uebermacht unbedingt auf Seiten der kaiserlichen Kämpen gewesen, hätte nicht der Inselfürst, von Rachedurst getrieben, plötzlich selber an der Spitze seiner Mamelucken das Schwert gezogen und beim ersten Frührothschein sich zu den Empörern gesellt. Anims Erscheinen wirkte zauberhaft, eben weil er so ganz unerwartet kam. Die Sarazenen jubelten ihm in ungebändigtem Entzücken entgegen. Die Kaiserlichen wichen wie geblendet vor ihm zurück; eine unglaubliche Verwirrung entstand durch sein dreistes Auftreten, durch die beispiellose Kühnheit, mit der er dem Kaiser den Fehdehandschuhe hinwarf und jeden Gehorsam kündigte. Hoch zu Roß, den blutbesleckten Mantel des gesteinigten Ismael um die Schultern, brach er sich Bahn durch die Wurfgeschosse und Lanzen, und wo sein Arm hintraf, ging ein Leben zu Ende.

„Hinaus, Friedrich von Hohenstaufen, hinaus aus dem Besitze unserer Väter!“ Klang das Feldgeschrei von seinen Lippen und im Chor wiederholten die Seinigen: „Zurück, deutscher Kaiser! zurück nach Norden! Den Halbmond laß' im Süden funkeln!“

So war ein blutiger Kampf dem Kaiser über den Kopf gewachsen, bevor er noch an einen ernstlichen Aufstand geglaubt hatte. In diesem Augenblicke schwebte die Gefahr auf seiner Seite. Noch hielt ihn kaiserlicher Stolz zurück, sich in das Getümmel eines Straßenkampfes zu mischen. Wäre es eine offene Schlacht gewesen, wie muthig hätte er sich hineingestürzt, lechzend nach Kampf und Schlachtmusik, wie sein wieherndes Roß, welches ihn, den Heldenmüthigen, so oft in das heißeste Blutbad begleitet hatte. Von Augenblick zu Augenblick wartete er, daß Abdul ihm Waffenstillstand anbieten müsse, weil die Kräfte des Inselfürsten unmöglich ausreichen konnten, aber dieser Augenblick erschien keineswegs.

Die Sonne stieg höher und höher.

Mit tiefem Schweigen vernahm der Kaiser die Nachricht von Solanths Verschwinden.

„Ich kehre wieder bei Sonnenuntergang oder —

niemals!“ hatte der Inselfürst zu seinem jungen Weibe gesagt, als er beim Abschiede sich von ihr losriß. Der Mullah hatte im Augenblick der Trennung Beider Hände mit einem Spruch des Korans zusammengefügt.

Kein Zagen verrieth Solanthe, keine Thräne rang sich aus ihren zuckenden Wimpern, als Abdul sich das Schwert umgegürtet und den Schleier von ihren Locken gestreift hatte, um ihn gleich einem Talisman auf seinem Busen ruhen zu lassen. Aus alter Gewohnheit hatte sie das Zeichen des Kreuzes über seine Stirn gemacht, — die Umgebung hatte es als eine böse Verkündigung betrachtet.

„Schmücke Dich und unsern Palast zum Feste der Liebe und des Sieges, — kränze Deine Locken mit Rosen recht frisch und voll — gedenke unserer Hochzeitsfeier ...“ dies war der letzte Gruß des Geliebten gewesen — dann stand er mit ausgebreiteten Armen aufrecht in der Gondel und fuhr dahin. Seine Getreuen folgten, — in wenigen Augenblicken waren Alle im dichten Morgennebel verschwunden.

Wir haben gesehen, daß seine Tollkühnheit, sich an die Spitze der Empörer zu stellen, mit Erfolg begann. Kehren wir indes zu des Kaisers abtrünnigem Mündel zurück.

Lange Stunden verharrte Solanthe am Uferrande und starrte über den Golf, dessen Wogen ihn davon getragen hatten. Von Zeit zu Zeit näherte sich ihr Timur, des Fürsten Geheimschreiber, dem er die Sorge für die Geliebte übertrug. Ehrfurchtsvoll und scheu, wie man zu einer Kaiserin herantritt, suchte er sie zu überreden, im kühlen Gemache Schutz zu suchen.

Sie vernahm nicht was er redete.

Und es war fast unbegreiflich, daß sie noch aufrecht stand. Seit zwei Nächten war kein Schlaf über sie gekommen; seit vierundzwanzig Stunden hatte sie vergessen Nahrung zu sich zu nehmen. Aber Glück und Verzweiflung stritten zu heftig in ihrer Brust, als daß sie fähig gewesen wäre eine Erquickung zu sich zu nehmen, so tödtlich sie sich auch erschöpft fühlte.

„Vielleicht schlaf' ich in dieser dritten Nacht recht tief — im Golf dort unten ...“, lächelte sie mit schmerzlicher Faßung vor sich hin.

Dazwischen klangen dann wohl wieder Anims holde Worte: „Schmücke Dich und den Palast zum Fest der Liebe und des Sieges!“ Sie wendete sich und blickte zu dem Prachtbau empor.

Ein Schauder faßte sie. ... „Ist dieses Schloß nicht Ismaels Gruft? Zog nicht der Tod vor mir in diese

goldenen Hallen ein? Ist es nicht Hohn, die Brautkammer über einem Grabe aufzuschlagen?"

Da rauschten plötzlich die Gewässer; — Solanthe schirmte die Hand über die Augen, blickte nach dem Golf und ein lauter Schrei entfuhr ihren Lippen ... es war Nureddin, der kühne Schwimmer, der so kräftig die Wogen theilte — er kam von Anim! —

„Naht jetzt schon der Todesbote?“ verzagend flüsterte es die junge Fürstin.

„Heil auf Deinen Wegen, Lillie des Nordens,“ jubelte der Braune von Weitem, „er lebt!“

„Er lebt!“ jauchzte sie wonnestrunken und sank auf die Knie.

Timur warf dem Freudenherold seinen Burnus zu; gleich darauf hob sich Nureddins athletische Bronzeplastik aus den Wogen.

„Meines Bleibens ist nur so lange als Du eine Blume brichst und sie mir einhändigst für meinen Herrn, den Schatten Gottes, der glorreich kämpft wie Ali, das Schwert Gottes. Ueber drei Stunden — bin ich sonst noch am Leben — kehre ich wieder durch die Fluthen.“

Mit diesen Worten kniete der athemlose Bote vor Solanthe hin. Diese riß eine rosa Lotusblume, die indische Nymphaea Nelumbo, aus dem feuchten Boden, küßte sie dreimal und gab sie Nureddin.

Dieser hatte sich kaum Zeit genommen aus Timurs Kürbisflasche einen Zug stärkenden Palmweins zu thun; er nahm die Lotusblume zwischen die Zähne, neigte sich und stürzte sich wieder ins Meer.

„Glück auf Deinen Weg!“ riefen die Zurückbleibenden und winkten so lange sie ihn sehen konnten.

„Wäre es möglich — käme er noch einmal in meine Arme zurück?“ sprach Solanthe vor sich hin und blickte mit schwimmenden Augen zum Himmel — dann wendete sie sich zu Timur:

„Zeig' mir den Palast; erschließe alle Gemächer, das schönste will ich wählen meinem Helden die Tafel darin zu rüsten.“

Timur neigte sich mit sichtlicher Freude. Wahrlich, das Leben schien der Verzweifelnden wiederzukehren; neue Hoffnung gab ihren Nerven die Spannkraft wieder. Sie flog ihrem Führer voran, die Laubgänge hinauf, um nun wirklich Besitz von der Chalisenburg zu nehmen.

Bevor sie jedoch die gewundenen Treppen hinaufstieg, gab sie Timur einen Wink. Er verstand den Wink und blieb auf der untersten Stufe stehen. Unterdessen trat Solanthe in die Kapelle, welche nach dem

Muster der heiligen Moschee von Medina erbaut war. Hier kniete die Schülerin Ismaels auf dem Steine nieder, der sich über der Gruft des theuren Lehrers geschlossen hatte. Sie betete zu ihrem, zu Anims Gott, zu dem höchsten Wesen, zu dem der Rabbi eingegangen war. Inbrünstig und lange redete sie an dem heiligen Orte mit allen heiligen und lieben Erinnerungen. Sie rief die Geister ihrer verstorbenen Eltern um Segen an; sie bat für Euitgardis — nur für den Kaiser vermochte sie es nicht. —

„Und nun hinaus in das Leben und in den Tod!“ Mit diesen Worten stand sie auf. „Ich kann sterben, denn ich habe geliebt!“

Dennoch zuckte sie zusammen bei dem Gedanken, vielleicht in wenig Stunden schon vom Leben Abschied nehmen zu müssen, ohne Anim wieder zu sehen.

„Kränze die Locken mit Rosen recht frisch und voll!“ jauchzte sie in trotziger Freude und eilte, dem wartenden Timur vorüber, die Treppen hinan.

Er führte sie durch märchenhafte Räume, durch kühle Marmorgänge, wo lustige Fontainen sprangen; durch manchen glitzernden Kiosk, wo farbige Edelsteine in blendenden Rosetten an den Wänden funkelten; in die Badegemächer, wo das Licht durch hochgewölbte Kuppeln aus rothem Glase hineindämmerte und die Mablasterbeden und Marmorwannen rosig überhaucht erscheinen ließ; rings um die Baderwannen lagen Leopardenfelle ausgebreitet, daß der nackte Fuß nichts Kaltes berühre, ein Duft wie von Cedern stieg aus dem Boden empor.

„Dies Gemach,“ erklärte Timur, „ließ der Chalif Harun al Raschid der Sultana Marida erbauen; sie liebte diesen Aufenthalt so sehr, daß ihre Seele in Gestalt eines weißen Falters diese Räume durchirrt. Kommt dieser Schmetterling des Abends, so bringt es Unglück, während der Mittagsgluth aber bedeutet es seliges Glück.“

Solanthe war wie von einem Zauber umfassen; nie hatte sie Aehnliches gesehen; wie in einem Märchen lebte sie plötzlich; die angstvolle Gegenwart war ihr zu einem Traum geworden.

Horch, da schwirrte es leise durch die Luft ... Timur deutete mit dem Finger auf die Wasserblumen, die aus dem Marmorbassin steigen; — dort auf dem saftgrünen Blatte schaukelt sich der weiße Falter ... ein seliger Schauer durchrieselte Solanthen ... um ihr Haupt kreist die Seele der Sultana, fast ihre Lippen berührend — bis sie verschwand unter den Kelchen der Kallas.

Schweigend faltete die junge Fürstin, die sich

Braut und Wittib zugleich währte, die Hände auf der Brust. Lange stand sie in sich versunken bevor sie weiter ging, mit unersättlichen Augen die tausendfachen Räume der Chalisenburg zu betrachten.

Immer ging es wieder um ein Stockwerk in die Höhe. Immer wunderbarer ward die Aussicht jener gewölbten Gitterfenster, immer prächtiger die Nischen hinter den seidnen Vorhängen, — immer stiller und geheimnißvoller die Thurnzimmer; — immer tiefer und vergessener lag unten die Erde und das Meer.

Und bis hoch hinauf zogen sich Balkone und Terrassen längst der Fenster und Thüren, den schwebenden Gärten vergleichbar.

So gelangten sie in ein Altanzimmer, das an märchenhaftem Reiz alles Uebrige in Schatten stellte.

„Dies ist der Lieblingsaufenthalt des Fürsten,“ sagte Timur. „Eine Treppe führt von hier aus in seine Gemächer hinab.“

„So will ich ihn heute Abend hier empfangen,“ sagte Solanthe und blickte staunend in dem kostbaren Gemache umher, das nur durch eine goldene Gitterwand, ganz mit rankenden Rosen bekleidet, von dem großen Altane getrennt war, der sich wie ein Lustgarten davor ausbreitete. Rhododendronbäume, mit gelben und violetten Blüten überschüttet gaben diesem Altane köstlichen Schatten und lieblich plätschernde Fontainen erfrischten die Luft. Ueberall blickte der Himmel in dies hohe Gemach und aromatische Düste quollen von allen Seiten hinein. Aber nicht nur die Lage, auch die Ausstattung dieses Lieblingsraumes war von seltener Schönheit. Silbergestickter weißer Damast mit breiten Einfassungen von Lapis lazuli bekleidete die Wände; dem entsprechend war der Fußboden von weißem Marmor mit Lapis lazuli eingelegt. Schwellende Polster von reich gesticktem Atlas liefen an den Wänden hin und tausend Kostbarkeiten standen in phantastischer Anordnung umher.

Auf einem der Divans lag aufgeschlagen ein buntbeschriebenes Heft in Goldbrocat gebunden. Solanthe blickte hinein; — es enthielt das arabische Gedicht Medschnun und Leila, jenes berühmte Liebespaar des alten Orients. Ohne Zweifel war es von Ismaels Hand niedergeschrieben.

Solanthe drückte das Buch ans Herz; ein Theil von Ismaels Seele lebte ja darin.

Dann sagte sie entschlossen zu Timur:

„Rufe die Sklaven herbei! Heiße sie die Kücherbecken mit Rosenöl füllen; laß den Altan mit Kalamus, Rosenblättern und Narcissen bestreuen. Befiehl,

sobald es dunkel wird, der Speisen köstlichste aufzutragen, die edelsten Weine kühl zu halten. Laß Blumen und Früchte pflücken, erfinne, erfinde was diesen Tempel der Schönheit und Poesie noch schöner, noch poetischer machen kann, denn es sagt mir mein Herz, er kehrt wieder.“

(Schluß folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Neueste Märchen von Andersen) in der allbekanntesten Trefflichkeit sind (in Altona beillstader) erschienen. Daraus theilen wir mit:

Der Schmetterling. Der Schmetterling wollte sich eine Liebste suchen und natürlicherweise sollte das so eine recht hübsche Kleine unter den Blumen sein. Er sah sie Alle der Reihe nach an; Jede saß still und sittig auf ihrem Stengel, wie Jungfrauen sitzen müssen, so lange sie noch nicht verlobt sind; allein es gab da eine solche Unzahl von Schönheiten im allerverschiedensten Geschmacke, daß dem Schmetterling die Auswahl zu schwer wurde. Er mochte zuletzt nicht mehr darüber sein, die Schönen zu mustern, und flog daher hin zu dem Gänsekraut, um sich Rath von demselben zu erbitten.

Die Franzosen nennen das Gänseblümchen *Marguerite*, weil sie wohl wissen, daß es prophezeien kann, und es thut's auch wirklich, wenn Verliebte ein Blatt nach dem andern davon abpflücken und an jedes abgepflückte Blatt eine andere Frage richten, als: „Sie liebt mich von Herzen?“ — mit Schmerzen? — ganz heimlich? — fast peinlich? — nur wenig? — verschämig? — nicht viel? — als Spiel? — wohl gar nicht? Gebieth? — Jeder stellt die Frage nach seinem Geschmack, und auch der Schmetterling kam nun dahergeflogen und fragte, pflückte aber die Blätter nicht ab, sondern küßte ein jedes in der Meinung, daß man mit Güte immer am weitesten reicht.

„Süßes Gretchen Gänseblume,“ sagte er, „Sie sind die klügste Frau von allen Blumen, denn sie verstehen zu prophezeien. Sagen Sie mir denn gefälligst, werde ich Die oder Die bekommen? welche Braut werde ich erlangen? Wenn ich das erst weiß, kann ich gerade darauf zusiegen, um zu freien.“

Aber die Marguerite gab ihm gar keine Antwort. Sie mochte es nicht haben, daß er sie Frau titulirte, denn sie wäre ja noch eine Jungfrau und dann sei man doch keine Frau, meinte sie. Der Schmetterling fragte also zum zweiten Mal und er fragte zum dritten Mal, und als er da noch immer keine Antwort von der Gänseblume bekam, so fragte er gar nicht weiter, sondern flog kühnen Sinnes und aufs Gerade wohl auf die Freite.

Es war eben zu Anfange des Frühlings und es gab

in den Gärten schon die Fülle von Maiglöckchen und Krokus. „Die sehen sämmtlich recht nett aus,“ sagte der Schmetterling; „es sind niedliche Confirmandinnen, aber noch etwas zu grün.“ — Er, wie alle jungen Freier, sah thörichterweise lieber nach den älteren Mädchen, anstatt nach dem Nachwuchs. Daher flog er denn auch bald wieder fort und zwar zuerst zu den Anemonen, die ihm jedoch zu herbe schienen, dann zu den Veilchen, die ihm zu schwärmerisch, zu den Pfingstlilien, die zu bürgerlich, zu den Lindenblüthen, die zu unbedeutend und von zu zahlreicher Sippchaft waren. Die Apfelblüthen glichen zwar den Rosen, aber sie florirten heute und wären morgen weß, heute roth und morgen todt, wenn nur ein Lusthauch sie anwehte; das würde ein zu kurzes Eheglück abgeben. — Die Erbsenblüthe gefiel ihm endlich noch am besten, denn sie war weiß und roth, wie Milch und Blut, und frisch und zart daneben; sie gehörte zur Klasse der häuslichen Mädchen, die gut aussehen und doch auch für die Küche taugen. Er stand daher schon im Begriff sie anzusprechen, als seine Augen auf eine nebenan hängende Erbsenschote mit welken Blüthen an den Enden fielen. „Was ist das?“ fragte er ganz erstaunt. „Das ist meine älteste Schwester,“ sagte die Erbsenblüthe.

„Ach!“ seufzte der Schmetterling, „werden Sie so aussehen!“ und flog sofort davon.

Caprifolien hingen vom Baum herab; es gab da die Fülle und Fülle von solchen Fräuleins mit langen Gesichtern und blassem Teint. Dergleichen Schönheiten waren aber nicht nach dem Geschmack des heirathssüchtigen Schmetterlings, mit einem Worte: er mochte sie nicht. Aber welches Genre von Damen in der jungen Blumenregion gefiel ihm denn am Ende? — Nun, fragen Sie ihn darum!

Der Frühling schwand, der Sommer ging dahin und der Herbst kam heran, aber noch immer war der Schmetterling mit seiner Freierei nicht weiter gekommen. Die Blumenwelt trat nun in ihrem prachtvollsten Feiergewande auf, allein was konnte es helfen! Das frische duftende Jugendblut war dahin! Duft bedarf aber eben das Alter und Duft giebt's nicht viel an Georginen und Stokrosen. Daher wandte der Schmetterling sich jetzt mit seinen Bewerbungen an die Krausemünze.

„Die treibt nun zwar keine Blumen,“ sagte er, „aber sie ist selbst ganz und gar Blume, haucht Einem schon aus der Ferne entgegen, hat Blumenduft in jedem Blatt. Die will ich haben! Die soll's sein!“ rief daher der Freier mit großer Entschiedenheit aus.

Und darauf flatterte er sofort hin zu ihr.

Aber die Krausemünze stand stramm und stumm da und sprach erst zuletzt die ersten Worte zum unerwarteten Freier: „Wohl Freundschaft aber keine Gemeinschaft! — Ich bin zu vernünftigen Jahren gekommen und auch Ihre Jugendtage sind dahin. Wir können recht wohl für einander leben, aber uns heirathen — o nein! machen wir uns nicht zum Gelächter auf unsern alten Tagen!“ —

Und also bekam der Schmetterling gar keine Frau. Er hatte zu lange gesucht, war zu wählerisch gewesen und das darf man ja nicht sein, wenn man auf die Freite nach einer jungen Lebensgefährtin geht. Es wurde daher ein alter Junggefelle aus ihm, ein sogenannter Hagestolz, wie die Leute dergleichen Kostverächter auf dem Felde der Liebe spöttisch zu nennen pflegen.

Schon war das Spätjahr da mit Nebeln und Regenschauern und der Wind blies den Weiden kalt den Rücken hinunter, so daß sie knackten und seufzten. Wer sich nun noch in Sommerleidern hinauswagte, der bekam's zu fühlen. Aber der Schmetterling flog auch nicht mehr hinaus, denn er war zufällig innerhalb vier Wände gerathen, wo das Feuer hell im Ofen loderte und Sommerwärme herrschte, wobei er fortleben konnte. Doch das bloße Leben reicht nicht hin zur Zufriedenheit; Sonnenschein, Freiheit und ein kleines Blümchen muß man haben, um glücklich zu sein.

Und der Schmetterling flog aus Fenster, wurde gesehen, bewundert, auf eine Nadel gesteckt und in den Karikätenkasten gestellt.

„Nun sitze ich, wie die Blumen, auf dem Stengel,“ sagte der Schmetterling. „Ganz angenehm ist das zwar nicht, aber es wird wohl eben so sein, als wenn man verheirathet wäre: man sitzt fest!“ und damit tröstete er sich.

„Das ist ein schlechter Trost!“ sagten die Topfpflanzen.

Aber den Topfpflanzen ist nicht zu trauen. Sie verkehren zu viel mit Menschen.

(Nichtjahr.) Bei C. Rümpker in Hannover erscheint eine höchst empfehlenswerthe „Bibel der Natur, d. h. das Auziehendste aus dem Gesamtgebiet der Naturforschung.“ Die Art der Darstellung zeige vorläufig das Folgende:

Der Lichtstrahl durchheilt nach den genauesten Messungen in jeder Zeitscunde eine Strecke des Weltraums von 42,100 Meilen; in jeder Stunde 151 Millionen 560,000 Meilen; in jedem Tag 3635 Millionen 440,000, in einem Jahr 1 Bill. 316,935 Mill. 600,000 Meilen, d. i. 63,000 Sonnenfernen. Die letztere Strecke hat man ein „Lichtjahr“ genannt, d. i. die Entfernung, welche der Lichtstrahl in der Zeit eines Jahres zu durchheilen vermag, und hat dieselbe zur Messkette für die Fixsterne gewählt. Eine Sternenweite zu durchheilen braucht der Lichtstrahl $3\frac{1}{2}$ Jahre, sie ist = $3\frac{1}{2}$ Lichtjahre. Eine Kanonenkugel, welche in jeder Stunde 120 Meilen durchfliegt, würde diese Strecke einer Sternenweite erst in 4 Millionen Jahren durchheilen.

Von dem Stern σ im Schwan, welcher $12\frac{3}{8}$ Billionen Meilen von uns entfernt ist, braucht der Lichtstrahl, bis er zu uns gelangt, $9\frac{1}{12}$ Jahre. Eine Kanonenkugel würde, um diesen Raum zu durchfliegen, über 10 Mill., der schnellste Dampfwagen 70 Mill. Jahre nöthig haben. — Sirius ist 14 Lichtjahre, über 16 Billionen Meilen von uns entfernt; der Polarstern, mit einer Parallaxe von $0,067''$ = 43 Lichtjahre oder 2 Mill. 670,000 Sonnenfernen. Viele Fixsterne sind noch 1000 mal weiter von uns entfernt als der Polarstern.

Alkyone, die Stuckhenne, in der Nähe des allgemeinen Schwerpunktes der Fixsternwelt, ist 943 Billionen Meilen = 715 Lichtjahre von uns entfernt. Sie ist nach Mäbler an Masse millionenmal größer als unsere Sonne. Um den Halbmesser der Mittelstraße zu durchheilen, braucht der Lichtstrahl 1777 Jahre, und um das ganze Fixsternsystem zu durchsetzen 9554 Jahre!

Der Durchmesser unserer Weltinsel ist mindestens 20 Millionen mal größer als der Halbmesser der Neptunbahn. Viele Fixsterne sind weit größer als unsere Sonne. Sirius ist sieben mal, Vega in der Leier 72,000 mal, der Polarstern 3 Millionen mal größer als sie! Das unserer Milchstraße am nächsten liegende Fixsternsystem steht so weit von uns ab, daß dessen Lichtschimmer gegen 30 Millionen Jahre braucht, ehe er auf unserer Erde anlangt.

Wer zählt die Myriaden Sonnen und ihre Trabanten, welche diese ungeheuren Räume erfüllen? Sie alle huldigen dem einen unsichtbaren Schwerpunkte, welchen die schöpferische Allmacht zum Träger des Ganzen geordnet hat.

In der Fixsternwelt sind die Zwischenräume zwischen den einzelnen Weltkörpern verhältnismäßig 300 mal größer als in unserm Sonnensystem. Die Zahl der zu der Fixsternwelt gehörenden Sonnen schätzt W. Herschel auf 36 Millionen, davon sind bis jetzt bereits über 6000 als Doppel- und Gliedersterne erkannt worden, welche um einander kreisen.

Wie groß erscheint unsere Erde auf dem nächsten Fixstern? Sie erscheint auf jenem Sterne gar nicht, weil ihr matter Glanz auf dem Wege dahin gänzlich verschwimmt. Der Durchmesser der Erde vermag uns gar keinen Maßstab für die Fixsternwelt zu bieten. Wie groß aber erscheint auf diesem Stern der Durchmesser der Erdbahn? — Auch diese Größe, eine Ausdehnung von 41 Mill. Meilen, erscheint von dort aus fast unmeßbar klein. Wenn wir 1000 Mill. Sonnen von der Größe der unserigen zusammenhäufen würden, so daß eine Feuerkugel entstünde vom Umfang der Erdbahn, so würde ein solcher Körper dem nächsten aller bis jetzt berechneten Fixsterne, dem Canopus, des Centauren, nur als ein helles Pünktlein in einem Sehwinkel von 1 Secunde erschienen. Die Dicke eines Haares würde für einen Beobachter auf Canopus hinreichend sein, unser ganzes Planetensystem zu verdecken.

Die Sterne der Milchstraße haben nach John Herschel eine mittlere Entfernung von 2000 Jahren Lichtzeit. Diese Entfernung, in Meilen ausgedrückt, ist so groß, daß wir sie wohl mit Ziffern bezeichnen, aber mit unserm Verstande nicht zu fassen vermögen, sie beträgt 2,585,956,000,000 Meilen. — Sinkt nieder, stolzer Erdenwurm, Angesichts der Majestät des Schöpfers aller Welten demüthig anbetend in den Staub!“ —

(Das Bagno von Burgsteinfurt.) Zu den Seltenheiten, welche Deutschland noch vor einigen Jahrzehnten enthielt, ge-

hörte unstreitig auch das Städtchen Burgsteinfurt in Westphalen. Schon die Grafen von Burgsteinfurt zeichneten sich kurz vor dem Zusammensturz des deutschen Reichs durch ein, für ihre Mittel wenigstens, rastlo's Streben nach Größe und Macht aus, in Folge dessen sie den Grund legten zu einer gänzlichen Berrüttung ihres Wohlstandes. Es lag ja in jener Zeit, dem Schlusse des vorigen und Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, daß man durch Entfaltung natürlicher Schönheiten das zu ersehen suchte, was man auf andere Weise nicht zu erreichen vermochte, nämlich Bewunderung und Staunen. So hatten denn auch die Reichsgrafen von Bentheim und Steinfurt mit Aufwand bedeutender Geldkräfte dahin getrachtet, einen an ihre Burg stoßenden wilden Waldbezirk in einen anmuthigen Park umzuwandeln, dem der Begründer dieser Anlage in feltamer Sprachverwirrung den Namen „Bagno“ gegeben hatte. Der Plan, der dieser Anlage zu Grunde lag, war in der That großartig. Es gab hier große Seeflächen, deren Bett von Menschenhand ausgegraben war und deren vom Abfließen getränkte Wasserspiegel im Schatten der mächtigen Eichen und Buchen in den umgürtenden Waldstreden einen wohlthuenden Eindruck machten. Künstliche Wasserfälle im Waldesbidsicht erhöhten diesen Eindruck, und mächtige Springbrunnen, die durch ein Wasserrad von ungeheuerlichen Dimensionen in Bewegung gesetzt wurden, ergieften auf wunderbar schönen Rasenteppichen vor dem Schlosse und in dessen Nähe, das Auge und kitzelten das Ohr durch ihr Plätschern und Gemurmel. Das Alles war sehr schön, aber entstellt wurde es durch eine Masse von Tempeln, Moscheen, Kiosken, Grotten u. dergl. m. nicht bloß durch ihre architektonische Form, auch durch die geschmackwidrige Stellung, die der hochreichsgräßliche Künstler seinen vermeintlichen Kunstwerken angewiesen hatte.

In einer Bucht des großen Bagnosees lagen reich geschmückte Prunkschiffe, auf denen er mit seiner Familie und den bei ihm weilenden hohen Gästen Spazierfahrten unternahm, stets in Begleitung einer zahlreichen Bande von Musikern, die einen Bestandtheil seines Hofstaates ausmachte. Die tollste seiner Ideen, die er im Bagno zur Ausführung gebracht, war aber ein Riesen-Schachbret im Freien, wo die Spieler zwei einander gegenüberstehende Bühnen bestiegen und von da aus reich und phantastisch gallonirten Dienern, welche Kammerherren vorstellten, zuriefen, die Figuren, die über Menschengröße hatten, auf die Felder zu rücken. Im Bagno gab es außer Gesellschafts-, Speise- und Tanzsälen auch ein Theatergebäude, auf dessen Bühne eine der in Westphalen umherwandernden Schauspieler-Gesellschaften, vom Grafen dazu angeworben, von Zeit zu Zeit Vorstellungen gab, zu der auch reich besoldete italienische Sänger und Sängerinnen gehörten, die die großen Ländlungen der Italiener und Deutschen mit feltener Meisterschaft zur Ausführung brachten.

— r. —

Allgemeine Mode-Zeitung



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stablische 6 Thlr.,
mit Stablischen 8 Thlr.

Die Wunderinsel von Mascali.

Historische Novelle

von

Günther von Freiberg.

(Schluß.)

Timur kreuzte die Arme auf der Brust und neigte sich.

„Zuvörderst aber führe mich zu Deinem Weibe, Timur. Ihr habt köstliche Gewänder und Juwelen in Verwahrung. Mag sie mich schmücken wie eine Sultana, wie eine nardenduftende Sulamit, die Braut aus den Würzgärten Salomonis!“

So verging der Tag und kam der Augenblick, wo der Stern der Venus am Horizonte funkelte.

Mit Kränzen behangen prangten die Wände des Gemaches; aus den Opferschalen dampften die Wohlgerüche des Harems; das Nachtmahl stand bereit und auf dem Altan lehnte des Inselfürsten bräutlich geschmückte Gemahlin, mit klopfendem Herzen durch die hereinbrechende Dunkelheit lauschend.

Ihr zu Füßen kniete Timurs Weib. Vom ersten Augenblicke ihrer neuen Gebieterin zärtlich ergeben, theilte sie die Stunden furchtbarer Seelenangst mit Solanthen. Wirklich war es ihr gelungen sie einigermaßen zu beruhigen, die qualvollen Vorstellungen hin-

wegzuscherzen, und mit der Beredsamkeit der Orientalin immer neue Hoffnungen heraufzubeschwören.

Aber freilich konnte dies nur einige Wirkung haben, so lange der entscheidende Augenblick noch fern lag; jetzt aber, wo die Nacht hereingebrochen war, jetzt mußte Alles vorüber, Alles entschieden sein. Immer stiller ward es ringsumher, — ein Todeseswegen schien auf der Natur zu liegen. In zitternder Angst faßte Solanthe die Hand ihrer Gefährtin und schaute mit starren Augen, athemlos in die Dunkelheit hinein, der Richtung nach Mascali zu.

Auch die Afrikanerin fand keine Worte mehr ... auch ihr stockten die Pulse ... so verging Minute auf Minute.

„Du hast mich umsonst geschmückt,“ stöhnte Solanthe und neigte das Haupt auf die Brustwehr.

Das braune Weib drückte sich in stummer Verzweiflung die Nägel in die Stirn; beider Herzen schlugen hörbar ..., mit leisem Schrei umschwirrten die Nachtvögel die Wipfel der Bäume, — die Cedern und Pinienkronen schüttelten sich in abendlichem Schauer ... vernichtet sank Solanthe auf die Knie ..., von innen lockte das lampenhelle Gemach und lud zu Liebe und Ruhe ein.

Abdul kam nicht.

Schon war es ganz finster geworden ..., doch der Stern funkelte wie zuvor. Zu seinem Lichte empor schluchzte die Sklavin wilde Gebete.

„Kaburra!“ rief Timur plötzlich von unten seinem Weibe zu.

Mit einem Sprunge flog die Geschmeidige der Treppe zu.

„Zolanthe!“ ertönte in demselben Augenblick Anims Stimme ... der Inselfürst, im strahlenden Hochzeitsgewande lag ihr zu Füßen.

Und jetzt ertönte Kaburras lauter Jubelruf, den sie zurückgehalten hatte, da es die Sitte verbot in Gegenwart des Gebieters laut zu sein.

Zwei Glückliche blieben unter den Rhodobendronblüthen allein.

Nicht mehr nach dem Kaiser, nicht nach dem Verlauf des Kampfes fragte Zolanthe, — was war noch zu fragen, zu bezweifeln, da Abdul bei ihr war? Sie achtete nicht seiner geisterhaften Blässe, sie sah nur seine Augen, seine innigen Blicke. Was that es, daß seine Lippen schwiegen? — Seine Küsse flammten desto heißer und erstickten jedes Wort, jeden Gedanken. Hatte er Blut verloren, — braunte unter dem festlichen Kleide eine Wunde? Nein, es war nicht möglich. Er trug keine Waffen, er war fürstlich geschmückt. Die Liebesgötter, von denen Raphael den gewaltigen Alexander entwaffnen läßt, schienen dem Fürsten längst Schwert und Yatagan entwendet zu haben.

Zolanthe reichte ihm den Pokal, nachdem sie ihre Lippen in den Wein von Schiras getaucht hatte Die Lampen warfen ihr scharfes Licht auf die rothleuchtenden Cactusblüthen, womit die Tafel bekränzt war, auf die weißen Blütenbüschel der rankenden Rosen, die zum Gitter hereinhängen.

Liebe, Liebe und Genuß Alles ringsumher. —

In heftigen Zügen schlürfte Anim das süße Nebenblut; Zolanthe in ihrer Seligkeit, merkte nicht seine tödtliche Erschöpfung. Sie sang:

„Wein, überfließe du!
Sieger, genieße du!
Es gährt im Traubensaft
Wildheißer Liebeskraft,
Flammende Leidenschaft,
Sieger, genieße du!“

Und während sie so in Lust und Entzücken sang, sprach Abdul eine alte arabische Volksweise ganz leise vor sich hin:

„Er lehnet im Teppichgemache — und küßet sein Lieblingsweib — da draußen lauert die Rache — verfallen ist ihr sein Leib —.“

Zolanthe warf Rosenblätter in den Pokal und sie tranken beide daraus; sie tranken der Lieb' und der Jugend zu. Aber hinter ihnen schlug der Vorhang

auseinander und das todtbetäubte Gesicht des treuen Timur blickte auf die Glücklichen.

Abdul bemerkte ihn; er warf dem alten Diener einen sterbenden Blick zu und legte den Finger an die Lippen.

Geräuschlos fiel der Vorhang zu.

Ahnungslos summete Zolanthe:

„Wein, überfließe du!
Sieger, genieße du!“

„Nicht mehr!“ wehrte Anim ihr, „der Wein verbrennt das Blut.“

Und sein Wesen war plötzlich so seltsam, seine Geberde so wild, daß es Zolanthen wie ein Schauer durchzitterte. Sie fuhr zärtlich besorgt mit der Hand über seine Stirn — sie bemerkte jetzt erst seine tödtliche Blässe, den schmerzvollen Ausdruck seines Gesichts.

„Anim!“ schrie sie auf.

„Was bebst Du, meine Schönheitslilie?“

„Todesangst überfällt mich — mir ist zu Muth als müßte es mir das Herz entzweibrechen, das eben noch so überselig schlug.“

„Bist Du nicht sicher in Abduls Armen?“

„Werb' ich Dich nie verlieren?“ fragte sie halb in Angst, halb in Zuversicht.

„Niemals!“ beschwichtigte er, und so unsäglich innig und süß klang seine Verheißung, daß all' ihr Zagen verstummte. —

Leise verhallten die Klänge der Nachtigall — blasser wurden die Sterne am Horizont ... fern im Osten erglomm ein rosiges Duft ... Schlaftrunken hob der Fürst sein bleiches Haupt empor. — „Wie unbarmherzig die Nacht entweicht,“ seufzte er, „der Tag bricht an, — die Stunde ist da.“

Sein Blick fiel auf Zolanthe, deren Kopf in seinem Schoße ruhte; ein fester süßer Schlaf hatte ihre Augen geschlossen — aus den seinigen stürzten heiße Thränen.

„Gestern meine Braut, heute mein Weib — morgen mit mir im Paradiese —, nicht mehr auf dieser schönen Erde!“ — Mit unendlicher Liebe beugte er sich zu ihr nieder und trank ihre stillen Athemzüge. Je heller der Tag aus dem Meere emporstieg, desto inbrünstiger blickte er auf Zolanthen, desto heißer flossen seine Thränen; niemals war ihm die Geliebte so schön erschienen.

Seine Gedanken sammelten sich zu einem in-

brünstigen Gebete; allen Peris und Lichtgeistern empfahl er Solanthe's Seele —.

Dann richtete er sich empor; ein fürchterlicher Entschluß war in seinem Herzen gefaßt; in tödtlichem Schmerz zuckten seine Augenbrauen zusammen; er presste, um einen Klagelaut zu ersticken, eine Strähne von Solanthe's duftendem Haar auf den Mund.

Ihre Wimper zuckte

„Heiligster Prophet! Laß sie nicht erwachen ...“ bat er in athemloser Spannung.

Noch schlief sie.

Er zog einen Ring vom Finger und öffnete eine verborgene Kapsel desselben.

„Ein Hauch genügt — schmerzlos geht in das Jenfeit hinüber, wer von dem Gift kostet. Solanthe, ich verberg Dir die Wahrheit — ich bin in des Kaisers Gewalt — bin sein Gefangener. Unten am Portal harren die Schergen — die Wenigen, die mir übrig blieben, flüchten zerstreut über Land und Meer. Alles ist vorüber — stirb mit mir — ich weiß, Du könntest doch das Leben nicht mehr ertragen!“ —

Er brachte den Ring an seine Lippen.

„Bergieb mir, Kaiser Friedrich, wenn ich Dir mein Wort nicht halte, die Freiheit dieser einen Nacht nicht zu mißbrauchen. Könnte ich, könnte sie in Fesseln vor Dir stehen? Nimmermehr! — Ich breche meinen Schwur — ich entfliehe Dir!“

Er hatte das Gift genommen, indem er Solanthe heftig an sich drückte. Sie erwachte.

Wie ein Fiebertraum umwob es schon seine Sinne. „Küsse mich,“ sagte er leise.

Sie that es.

Kraftlos war sein Haupt auf ihre Schulter gesunken. — „Süß ist der Tod, den man von geliebten Lippen trinkt,“ stammelte er, sie hörte es kaum, sie wußte nicht, daß der Tod schon ihre Augen verschleierte, sie wäunte sich noch von süßem Traume umfassen.

Blutroth stieg die Sonne herauf.

Nothkehlchen und Lerchen kamen angeflogen und wirbelten ihr Liedchen in den dichten Rhododendronbüschen.

Die kaiserlichen Soldaten, die den Inselgarten besetzt hielten, stampften mit ihren Hellebarden auf die Erde und harreten voll Ungebuld des Augenblicks, wo der Inselfürst aus dem Palast niedersteigen und ihnen zum Kaiser folgen würde, wie er's gelobt hatte.

Da ertönte auf dem Wasser ein Posaunenklang. Des Kaisers Fregatte mit grünen Keifern wie zu einem Versöhnungsfeste aufgeschmückt, nahte sich dem Strande.

Und wirklich, Friedrich, der am Vorabend die Sarazenen aus Mascali herausgeschlagen, er selber stieg aus und betrat zum ersten Male die Insel. Kam er als Rächer, um in des Fürsten eigenem Hause Gericht über ihn zu halten? Kam er als Friedensbote, um ihn in die alten Rechte wieder einzusetzen, da nun beide Parteien ihr Unrecht blutig gesühnt und die Gewalt jetzt unumschränkt in den Händen des Kaisers war?

Fast schien es als sei der Groll des Hohenstaufen gelindert. Doch im selben Augenblicke da er landete, schlug aus der obersten Zinne der Chalisenburg eine helle Flamme auf.

Timur erfüllte Abduls letzten Willen. Zum Scheiterhaufen für sich und Solanthe hatte der Fürst die prächtige Burg seiner Väter bestimmt; sie sollte nicht in Christenhände übergehen.

Mit der wilden Todesfreudigkeit des Moslem schleuderte Timur die Fackel auf eine Treppe von Cedernholz, die er hinter sich abbrannte. Raburra war ihm singend, mit begeisterten Blicken in die Todesgefahr gefolgt.

Schadenfroh blickten Beide von dem Altane auf die Feinde hinab. Bald waren sie vom Feuer umzüngelt. Zu den Füßen Anims und Solanthe's, die zwei süß Schlafenden gleich, auf dem Divan hingesunken lagen, erstickten die treuen Diener.

Der Kaiser aber schrie auf in ungebändigtem Schmerz.

„O Anim! O Solanthe! Ich kam versöhnt als Vater und als Freund! Konntest Du Dein Wort nicht halten, unseliger Moslem? Treulos, — ach treulos!“

Er stürzte dem Schlosse zu; nur mit Mühe verhinderten ihn die Ritter bis in das brennende Gemach hinaufzubringen.

So schnell auch die Anstalten zum Löschen getroffen wurden, ein Theil des Palastes ward ein Raub der Flammen.

Was von dem Prachtbau stehen blieb, seine stolzen Säle voller Kostbarkeiten, niemals hat es Friedrich in Augenschein genommen, niemals als sein Eigenthum betrachtet. Mit verhülltem Antlitz verließ er die Wunderinsel; nie mehr betrat er sie späterhin.

Der Heilige von Assisi aber sprach einen furchtbaren Fluch über die Insel aus, die dem letzten Sa-

razenen und der Abtrünnigen zum Grabe geworden war. Jedem Christen, der seinen Fuß auf dies Eiland setzen würde, verhiess er Gottes Zorn.

So ward die Stätte der Sünde — wie das Volk bald die Insel bezeichnete — gemieden wie das höllische Feuer. Schauerliche Gerüchte von Gespenstern und Vampyren knüpften sich bald an den Wundergarten; — vorübersegelnde Schiffe wollten den todtten Rabbi im langen Talar zur nächtlichen Stunde am Ufer gesehen haben, und im Vollmondschein — hieß es — säße die verlorene Christin auf der Zinne der Burg und locke mit Sirenenstimme junge leicht behörte Männer herbei.

Noch im neunzehnten Jahrhundert wurzelt dieser Aberglaube im sicilianischen Volke; hat er sich auch bedeutend abgeschwächt, das Wort des heiligen Franz hat noch heutigen Tages dieselbe Gewalt über die meisten Gemüther. Die reizende Insel mit der herrlichen Ruine liegt vergessen da, und während der Reise aussteigt und es versucht durch das Dornestrüpp und die mauerbedichten Schlingpflanzen vorzudringen, bleibt der Fischerbube aus Mascali im Kahn, kreuzigt sich und wendet der Inselwildniß den Rücken zu. Bei der Heimfahrt aber erzählt er die Sage vom schönen Abdul Anim und des Kaisers treulossem Mündel und wie beider Seelen, in Folge ihres gottlosen Selbstmordes, umherirren auf den Trümmern der Chalifenburg.

Die Pinien aber und die Dattelpalmen schütteln träumerisch ihre grünen Häupter dazu.

Der Landschaftsmaler Joseph Firmenich in Berlin hat während seiner sicilianischen Reise die „Wunderinsel“ auf die Leinwand gezaubert und das farbenleuchtende genau detaillirte Bild im Herbst 1861 ausgestellt.

Zwischen Bergen und Seen.

Erzählung

von

Mathilde Quednow.

So hoch in die Luft kein Felsbaupt ragt,
Kein Thal ist so friedlich und enge,
Zu dem sich hinauf nicht ein Seufzer wagt,
Das kein Wunsch und kein Schmerz durchdränge.
Allüberall, über Land und See
Zieht des Menschen Luft und des Menschen Weh.

Es war einer der schönsten und sonnigsten Sommer, ein Sommer, wie ihn unsere Großeltern alljähr-

lich erlebt zu haben behaupten, wie er aber heutzutage nur noch selten auf unsern armen Erdtheil herabzu- steigen pflegt, der nach der Meinung der Astronomen immer unbarmherziger den Liebesarmen der Sonne entfremdet, immer unrettbarer dem strengen Bann der Kälte anheimgegeben wird. In diesem wunderbar schönen Sommer aber war es einer der sonnigsten Tage, um die Mitte des Augusts, jenes Zeitpunkts, in welchem das Jahr einer dreißigjährigen Frau gleicht, deren Schönheit nur den Charakter, nicht den Grad verändert hat, ja zuweilen einen neuen frischen Aufschwung nimmt, der den Reiz der ersten Jugend übertrifft. In der Natur, wie im Menschen ist Alles reifer, voller, entwickelter und bewusster geworden, eine Gluth, gleich dem Wiederschein der nahenden Abendröthe, ein heftiges Treiben und Hervordrängen auch der letzten Knospen, eine Fülle und Ueppigkeit machen sich geltend, die eine sinnliche Verauschung erzeugen müßten, würde dies Alles nicht von der stillen heiligenden Ahnung des kommenden Endes durchzogen. Hier und da eine Runzel im Antlit, vielleicht ein vereinzelt weißes Haar, ein Herbstnebel, ein fliegender Sommerfaden und die Mahnung ist da, die vorerst nur noch verschönende, den Werth des Augenblicks erhöhende, kaum beachtete und doch vorhandene, leise fortwirkende Mahnung. Noch hat die Erde nichts an Lieblichkeit verloren, aber der Himmel erscheint näher, die Luft wird reiner, die Gewitter unterbrechen seltener die Harmonie des Ganzen — es ist so recht eigentlich die gute heitere Zeit des Lebens und des Jahres, die nun anhebt. Und an einem solchen goldenen Tage, erfüllt von dem ganzen Zauber, der ganzen Intensivität des Nachsommers, war es endlich eine der schönsten Landschaften der Welt, die eine fröhliche Reisege- sellschaft vor sich ausgebreitet sah.

Uhlend schließt sein kleines Frühlingslied, nachdem er die Wonnen des Lenzes, wie Blüthendust und Lerchenschlag u. s. w. nach einander aufgezählt, mit den Zeilen:

Wenn ich solche Worte singe:

Braucht es dann noch großer Dinge,

Dich zu preisen, Frühlingsstag?

und eben so will auch ich es nur einfach hinschreiben: wir besahen den Thuner See, vor uns die glänzenden Schneehäupter des Berner Oberlandes, unter uns die klaren grünen Wogen, um uns her am Ufer das tiefe saftige Grün, wie es nur das Alpenland kennt, durchbrochen von grauen Felsvorsprüngen oder ge- ziert durch die anmuthigsten Häuser und Ortschaften.

Denn welche Feder vermöchte auch nur annähernd zu beschreiben, was sich dem Auge hier darbietet, welches Wort könnte das reine hohe Entzücken wiedergeben, das die Seele dieser Natur gegenüber erfüllt, und wie weit müßte auch das gelungenste Landschaftsbild, mit dem glühendsten und zugleich keuschesten Pinsel gemalt, hinter dieser Wirklichkeit zurückbleiben!

Zudem, wie Viele haben in unsern reisefreudigen und reisegewandten Tagen selbst die blaue Fläche befahren, die jetzt unser Dampfer durchschneidet — und an ihre Erinnerungen appellirend, möchte ich ihnen die Frage vorlegen, ob es wohl gar so thöricht und unnatürlich war, daß unser Gespräch in einer gewissen Exaltation sich der Frage zuwandte, ob es wohl möglich sei, in einer solchen Umgebung sehr und dauernd unglücklich zu sein.

Einer unserer Reisegenossen, ein junger Mann, den wir scherzweise den Dichter zu nennen pflegten, wiewohl er „des Gesanges Gabe,“ eben nur in dilettantischen Versuchen bekundete, wollte den Gedanken entschieden verneint wissen, da er den Niesenwerken der Natur gegenüber eine solche Erhebung des Gemüths voraussetzte, die das kleine Menschenschicksal tief unter sich erblicken ließe.

Ich machte den Einwand, daß das eigene Geschick uns nur leider selten als ein kleines, sondern meistens als ein gigantisch bedeutendes erscheine, daß wir oft lieber die Gebirgsmasse der Jungfrau, ja den Atlas selbst auf die Schultern laden möchten, ward aber dahin beschieden, daß ich einer zu weiblich individuellen Auffassung Raum gäbe und daß derjenige ein erbärmlicher Schwächling sein müsse, der sich unter so erhabenen Eindrücken lange in das eigene Leid versenken könne.

„Fassen wir den Gegenstand einmal anders,“ sagte mein Mann, „und stellen wir die Frage, nicht, ob in solcher Umgebung ein Unglück erfahren oder empfunden werden mag, wovon uns ja jeder Blick um uns her belehren kann, sondern ob das Leben inmitten so herrlicher Naturscenen im Stande sein möchte, andere Glücksgüter entbehrlich zu machen und der Seele so vollständigen Ersatz zu gewähren, daß die Sehnsucht nach ihnen, das Gefühl des Darbens, sei es um Verlorenes oder nie Befessenes, aufhört.“

„Ich verneine die Frage unbedingt,“ fiel der Dritte der Männer ein, den wir bei seinem Taufnamen Robert zu rufen uns gewöhnt hatten. „Ja, ich gestehe der Natur, und wirke sie auch mit solcher Macht auf uns, wie am Thuner See, nicht einmal

die geringste Fähigkeit dauernden Trostes in wahren und tief empfundenem Schmerze zu. Sie sehen, gnädige Frau, ich gehe damit sogar noch weiter als Sie und trete unserm dichterischen Freunde auf das Entschiedenste entgegen, ohne deshalb den Schwächling auf mich nehmen zu wollen. Rede man doch nicht geringschätzig herabsehend von dem großen wahren Schmerze einer Menschenbrust. Ist er ja doch in seiner Art eine so gewaltige Majestät, wie dort der Schneekoloß des Jungfrauipfels, vor der wir den Hut abziehen und die Nähe des Schöpfers ahnen sollen. Es ist nicht zu streiten und soll so sein, daß die äußere und innere Welt einander tausendfach berühren, bedingen, ja, so zu sagen, sich oft erst gegenseitig erschaffen, allein eben so oft gehen auch beide ganz einflußlos aneinander vorüber und einen Ersatz für ein anderes dem Herzen fehlendes Bedürfnis kann die Natur nie bieten, so wenig als alle Fluthen des Oceans dem Verdurstenden einen Tropfen Erquickung gewähren können. Die Natur giebt der Seele ja eigentlich überall nur Dasjenige wieder, was die letztere ihr geliebt und wo die Wechselwirkung aufgehört hat, hört die Wirkung überhaupt auf und kann erst wieder angeknüpft werden, wenn der innere Schaden durch innere Mittel geheilt ist. Denn die Gesetze des Seelenlebens sind allen Ungleichartigkeiten feind und wer sich zum Beispiel nach Liebe sehnt, wird nimmermehr durch Schönheit genesen. Sie erinnern sich wohl, liebe Freundin, des schottischen Liedes aus Beethovens Compositionen:

To aching eyes each landscape lowers,
To feverish pulse each gale blows chill
And Arabys or Edens bowers,
Are barren like this moorland hill!

Ich wollte antworten, als uns die helle Stimme der vierten Reisegenossen, eines fröhlichen Malers, unterbrach, der mittlerweile auf dem Vordertheil des Schiffes Augen und Stift fleißig gebraucht, um leichte Landschaftsbildchen in sein Skizzenbuch zu zaubern, Anfangsbuchstaben, wie es der Dichter nannte, zu seinen künftigen Gemälden.

„Ist es möglich“ rief er uns zu, „daß Ihr Euch hier mit Sophistereien abgebt, die Ihr eben so gut daheim am Theetische austräumen könnt, während der fatale Mittagsnebel immer mehr weicht und immer deutlicher Berg um Berg hervortreten läßt? Ich habe mir von den Schiffsteuten alle Ortschaften und Gebirgskuppen nebst ihren Eigenthümlichkeiten nennen und erklären lassen. Das Dertchen, das so malerisch ins

Wasser hineinzüngelt, ist Spiez, dieser hohe spitze Bergkegel, der jetzt zwischen uns und die Hochalpen tritt, ja den ganzen See abzuschließen scheint, heißt der Niesen und Ihr werdet wohlthun, Euch seiner besondern Gnade zu empfehlen, denn er ist es, der hier in der Gegend das Wetter bestimmt und von der Toilette, die er macht, wird in den nächsten Wochen unser ganzes Vergnügen abhängen.

Trägt er 'nen Hut,
Bleibt's Wetter gut;
Trägt er 'nen Kragen,
Läßt sich's ertragen;
Trägt er 'nen Degen,
So giebt's Regen.

sagt man hier zu Lande vom Niesen, also Respect vor dem gestrengen Herrn. Und seht, wie jetzt wieder die weiten Schneefelder der Blümlisalp neben ihm hervorgucken und dort links tauchen auch Jungfrau und Silberhorn abermals auf, o, und nun, nun haben wir die ganze Kette aufs Neue vor uns, Mönch und Eiger und dann die Wetterhörner und endlich das Schreckhorn. Herrlich, herrlich!"

Und wir Alle schauten, staunten, lachten und jubelten, bis das Schiff uns bei der einzelnen Herberge, dem Neuhaus, ans Land setzte, von wo ein Paar leichte Wagen uns Interlaken zuführten, aber das abgebrochene Gespräch ward nicht wieder aufgenommen. Ich weiß auch nicht, ob Jemand von der Reisegesellschaft außer mir sich desselben erinnert haben mag, mir aber ist es zuweilen wieder in den Sinn gekommen und wie eine Art von Introduction erschienen zu dem Erlebnis, das ich in den folgenden Blättern schildern will.

Der Aufenthalt in Interlaken bietet ein wunderbares Gemisch der erhabensten Natureindrücke und des raffiniertesten Touristenluxus und ihre Majestät die Königin Mode hat ihren buntgeflickten Thron dicht unter dem gekrönten Zelte der Bergesgöttin aufgeschlagen. Im krausen Wirbel drängt sich eine Menschenmenge aneinander vorüber, die recht wohl als Musterkarte für alle Stufen der heutigen gebildeten oder gebildet sein wollenden Welt gelten könnte, von der bleichen blasirten russischen Fürstin, die seit Jahren das Ausland durchstreift und mit ihrer Vorznette vergebens nach Lebenskraft und Lebensinteresse späht, bis zum deutschen Kleinstädter herab, der sich ein nettes Sümmchen erspart und nun sich und seiner

Ehehälfte ein Stückchen Welt zeigen möchte, welche letztere halb verwirrt durch die fremdartigen Eindrücke und sehr besorgt um die alle Berechnung übersteigenden Kosten der Reise, mehr ein Bild der Sorge als des Vergnügens darbietet. Diese letztere Probenummer gehört indessen schon zu den seltenen Exemplaren und die bürgerlichere Classe wird mehrentheils durch einzelne Herren repräsentirt, die sich entschlossen haben ihre schlechtesten Röcke auf einer Schweizerreise aufzutragen und durchaus kein Geld für den Barbier zu vergeuden. Sie führen gemeiniglich einen dicken Knüttel, den sie höher halten als den landesüblichen Alpenstock und scheinen vom Schöpfer mit dem beneidenswerthen Besitz von ein Paar Beinen begabt, von denen das eine immer ausruht, während das andere den Dienst hat. Denn es giebt kaum eine erreichbare Stelle der Umgegend, die sie nicht zu Fuße ersteigen und die Wirthstafel erhält täglich ausgebehnte Berichte über ihre Expeditionen, von denen sie die nach dem Faulhorn am Ausführlichsten und Lautesten zu preisen pflegen. Und diese Wirthstafeln selbst, dieses ganze Hôtel- und Pensions-Reich, mit seinen kommenden und abreisenden, wohnungsuchenden und wohnungwechselnden Gästen, seinem Sprachengemisch, Alles führte mir lebhaft das wunderliche schwindelige Gefühl zurück, dessen ich mich aus meiner Kindheit erinnere, als in einer meiner frühesten Geschichtsstunden mir die Völkerwanderung tabellarisch beigebracht wurde. Die Hunnen, hieß es, verließen ihre Wohnsitze und stießen die Gothen, die Gothen stießen die Vandalen, die Vandalen die Sueven, und so weiter, bis die Umgestaltung des Erdtheils vollbracht war. Ein getreues Bild dieses unvergeßlichen Eindrucks bot mir nun Interlaken, mit dem Unterschiede, daß hier niemals ein Ziel erreicht, sondern die Völkerfluth stets ins Unendliche fortgesetzt wird. Vielleicht findet sich dieser Unterschied noch in andern Strömungen der alten und neuen Welt, gewiß aber ist, daß der Bienenstock „zwischen den Seen“ all' dies Schwärmen und Treiben recht klein und kleinlich erscheinen läßt auf dem hohen, stillen, reinen Hintergrunde der gewaltigen Natur, die eben in ihrer Größe ungestört und unangerührt bleibt von dem, was minder erhabene Reize beeinträchtigen würde.

Das bunte Leben in den Pensionen hat natürlich auch seine heitere und interessante Seite. Zusagende Berührungen finden Statt und dauerndere Bekanntschaften werden geknüpft und der Menschenbeobachtung öffnet sich ein weites Feld. Für den länger

Verweilenden ergiebt sich auch wohl hier und da ein Verhältniß zu seinen Wirthen und gestattet ihm Blicke in das landesübliche Wesen, das der Reisende ja leider im Allgemeinen so wenig Gelegenheit hat kennen zu lernen. Es sind freilich keine Schweizerburschen und Dirnen wie in den Büchern von Pestalozzi und Jeremias Gotthelf, diese Familien der Hôtelbesitzer, die uns mehrentheils selbst bedienen, sondern französirte Damen und Messieurs, aber unter dem Firniß haben sie doch immerhin noch so viel von heimischer Art an sich, um dem Fremden eine passende Staffage zur Reiseskizze zu bieten. Besonders die jungen, meist hübschen Mädchen in ihrer saubern eleganten Berner Tracht, mit dem nicht ganz durch französische Accent verwishten Idiom ihres Landes gewähren ein eigenthümlich anziehendes Bild, wenn sie, tüchtig und anmuthig zugleich, die wirthschaftlichen Geschäfte verrichten.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Schmucksachen aus dem 16. Jahrhundert.) Der berühmte Historiker Joh. Voigt in Königsberg hat eine kleine Schrift „Blicke in das kunst- und gewerbreiche Leben der Stadt Nürnberg im 16. Jahrhundert“ (Berlin, Brpl) nach einer alten Handschrift herausgegeben. Ein Rath des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der Nürnberg später besuchte, berichtet was ihm ein Goldschmied erzählt, in dessen Laden er sich umgesehen:

„Dies hier zunächst sind die an unsern Fürstenthöfen so sehr beliebten Halsbänder oder sogenannten Kehlbander, theils wie sie nach den von Fürsten mitgetheilten Bisirungen oder Mustern ausgeführt worden sind, theils wie sie in fertigen Exemplaren zum Verkauf bereit liegen. Nach diesem Muster wurden einige schon im Jahre 1526 für Euren Herzog verfertigt. Da ich die dazu nöthigen Perlen und Steine aus Böhmen kommen lassen mußte und das Gold damals noch billig zu haben war, kam ihm jedes auf 250 Gulden. Weit kostbarer war dieses hier für die Königin von Dänemark; es hatte zwölf Glieder und war sehr reich mit Steinen besetzt; es glänzten daran 6 große Saphire, 14 Rubine, 6 Smaragde, 14 Diamanten und 36 große Perlen, dementwegen ich nach Frankfurt reisen mußte, weil ich sie hier in solcher Größe und Schönheit, wie ich sie wünschte, nicht bekommen konnte. Ich darf auch mit Wahrheit sagen, daß ich an der Arbeit keine Mühe und keinen Fleiß gespart, und ich konnte der Königin auch offen schreiben, das Werk werde davon Zeugniß geben, denn ich selbst habe meine Lebtag verleben eins nie mit Augen gesehen. Und ich habe damit auch Dank geerntet; die Königin ließ mir ohne Weiteres den dafür allerdings hoch aufgelaufenen Preis entrichten, denn die 6 Saphire allein betrugten schon

216 Gulden. Auch mit Euren Herzog, für den ich seit Jahren mehrere, zum Theil sehr kostbare Halsbänder habe verfertigen müssen, habe ich mich jeder Zeit über die Preise leicht verständigt, wenn gleich er seiner Gewohnheit nach auf die Zahlung zuweilen etwas lange warten läßt und wohl auch gemahnt werden muß.

Diese Schmucksachen hier heißen noch immer nach altem Sprachgebrauch Pater-Noster. Karniol-Pater-Noster, die man früher häufiger als Schmuck trug, werden jetzt selten mehr bestellt. Die Mutter des Hieronymus Schürstab ließ im Jahre 1536 ein solches mit runden oder spitzen Körnern für Eure Herzogin, die es sich gewünscht, zum Geschenk verfertigen. Jetzt liebt man mehr Arint-Pater-Noster, deren eins gewöhnlich 10 bis 12 Joachimsthaler kostet. Sehr beliebt sind auch die weniger kostbaren Bernstein-Pater-Noster, gewöhnliche Geschenke Eures Herzogs.

Die hier nebenliegenden Schmucksachen nennt man einfach Gehänge. Sie werden von Fürsten am Hals getragen und sind bald von größerer, bald auch von kleinerer Form. Je nach Verschiedenheit der Steine, womit sie geschmückt werden, wechselt natürlich auch ihr Werth. Ich habe ein solches ziemlich einfaches einem Fürsten für 60 Gulden gelassen. Euer Herzog zahlte mir dagegen für ein schönes Saphir-Gehänge 150 Gulden. Es war mit einem prächtigen, hellglänzenden Arint und andern guten Steinen geschmückt. Doch bot er für ein anderes, welches, den Ritter Sanct Georg darstellend, mit Diamanten und andern Steinen besetzt war, statt des geforderten Preises von 175 Gulden nur 100 an und es konnte dafür nicht gelassen werden. Das Schönste, was ich einst für ihn verfertigt und Ihr wohl selbst an seiner Brust gesehen habt, war der Anfangsbuchstabe seines Namens A aus reinstem Gold. Statt ihn ganz nur mit Diamanten zu zieren, wie ich Anfangs wollte, brachte ich oben einen großen, glänzenden Smaragd an, der bedeutete die Keuschheit, auf beiden Seiten neben ihm Rubine, feurige Liebe bezeichnend; unten an den beiden Enden schmückte ich den Buchstaben mit Diamanten, Zeichen der Beständigkeit in steter Liebe und Leid, mit einigen Hängeperlen, die bedeuten die Tugend, und hinten mit geschmelzten Blümlein Bergameinicht und Zelängerjelierer. Der Herzog zahlte mir für diesen Buchstaben 300 Thaler.

Ein häufiger Gegenstand unserer Arbeit sind die von Fürsten und Fürstinnen für ihren Schmuck bestellten Kreuze mit verschiedenen Gattungen von Edelsteinen. Für Euren Herzog habe ich einmal nicht weniger als 56 verfertigt, die ihm wahrscheinlich zu Geschenken dienten. Obgleich nur von kleinerer Form, kosteten sie doch, da ich dazu 200 Rubine und 216 Perlen verwandte, über 800 Gulden. Weit kostbarer sind die Diamant-Kreuze, ein beliebter Schmuck bei Fürstinnen. Dies eine hier hat den Preis von 100 Gulden, jene drei andern dagegen den von 450 Gulden, jedes also 150. Ich verfertige sie aber noch theurer zu 200 bis 250 Gulden, je nach der Zahl und dem Werthe der Steine.

Den Schmuck mit allen diesen Kleinodien vertheuern

überdies die meist schweren goldenen Ketten, an denen sie getragen werden, denn zu den meisten Kleinodien verfertigte ich zugleich auch eine goldene Kette, die billigste zu 50 oder 60 Gulden, aber auch solche zu 100 und 110 Gulden. Den mit kostbaren Steinen geschmückten Adler an der goldenen Kette, den Euer Herzog vor einigen Jahren bei mir bestellte, habt Ihr wohl selbst bei Festlichkeiten an seiner Brust gesehen.

Zum fürstlichen Schmucke gehören auch noch solche Rubinen-Tafeln, Smaragd-Tafeln, Diamant-Tafeln oder Diamant-Bänder, wie Ihr sie hier zu verschiedenen Preisen, zu 100 bis zu 140 Gulden, liegen seht. Ich liefere sie aber auch nach Beschaffenheit der Steine zu 50 und 60 Gulden. Indes scheint mir dieser Schmuck je mehr und mehr außer Gebrauch zu kommen.

An fürstlichen Höfen sieht man keinen Fürsten und keine Fürstin oder fürstliches Fräulein und, wie Ihr ja selbst wisst, auch in bürgerlichen Kreisen selten einen Mann oder eine Frau von Stande, deren Hände nicht mit Ringen, oft in reichlicher Anzahl, geschmückt wären. Und unser Nürnberg liefert davon an fürstliche Häuser von Jahr zu Jahr einen überschwänglichen Vorrath. Für Euren Herzog zum Beispiel lieferte ich im Jahr 1545 aus meiner Werkstatt allein nicht weniger als 171 Stück, natürlich von verschiedenem Werthe, darunter zwei sehr kostbare Ringe für 600 Gulden, einen sogenannten Astring für 80, 10 Ringe für 400, 12 für 240, 36 Doppelringe für 432, 24 dreifache Ringe für 200, 36 dreifache für 144 und 36 schlechtere für 75 Gulden. Der Gesamtwertb dieser Sendung betrug 5208 Gulden. Diese letzteren, gemeinhin Schenkringe genannt, weil sie besonders zu Weihnachten und Neujahr zu Geschenken verwendet werden, liefere ich je nach bestellten Preisen zu 2, 3 bis 5 Gulden, ein Kreuzringlein mit einem kleinen Diamanten für 8 Gulden. Der Königin von Dänemark schickte ich in Folge ihrer Bestellung im Jahre 1540 ein Duzend dreifacher Ringe mit kleinen Rubinen und Diamanten, das Stück zu 8 Gulden, ein Duzend Rosenringe, das Stück zu 2 Gulden, 2 Doppelringe und 8 dreifache, das Stück zu 4 Gulden. Aehnliche Sendungen erhält von mir von Zeit zu Zeit auch der König von Polen. Vielen Dank erntete ich vor Kurzem bei Eurem Herzog für einen goldenen Petschir- oder Petschasterring, den ich ihm sehr künstlich gearbeitet für 45 Gulden lieferte.

(Die Fichte'sche Philosophie.) Während die bei Gelegenheit der Fichte'schen erschienenen Schriften sich größtentheils auf nur einen kleinen Theil des Gebietes der Philosophie beschränken und dadurch für das größere Publikum sich in philosophischer Beziehung weniger eignen, gewährt eine Schrift („Die Stellung des Fichte'schen Systems im Entwicklungsgange der Philosophie oder Charakteristik der philosophischen Systeme von Thales bis Fichte. Ein Vortrag in allgemein verständlicher Sprachweise gehalten zu Dresden von Dr. Adolph Drechsler.

Dresden, Verlag von Rudolph Kuntze, 1862. Preis 8 Ngr.“) einen Ueberblick über die Systeme, welche sich je haben Geltung verschaffen haben wollen und giebt dieselben in ihren Grundzügen wieder. Der Leser wird durch die Darstellungsweise in den Stand gesetzt, mit Leichtigkeit die wesentlichen philosophischen Lehren kennen zu lernen und über die Denkweise der verschiedenen Zeiten sich ein bestimmtes Urtheil zu bilden. Man wird sicher nach Durchlesung dieser Schrift meine Aussage über dasselbe gegründet finden.

(Romantik! Romantik!) Emma Riendorf leitet ihr neuestes Buch „Spanische Liebesgeschichten“ mit folgender hübschen Vorrede ein:

Es ist ein eisernes, noch schlimmer, ein ledernes Zeitalter, sagt man. Ich glaube es; ich empfinde es selbst. Aber die Romantik kann doch nicht ganz todt sein. Die Romantik stirbt nicht, so wenig wie der Frühling, der jetzt eben seinen Blüthenschnee dicht in das junge sonnige Grün streut. Sie kommt wieder, wie er.

Wenn Ihr einmal die Schienen und die Crinolinen, den neuen Napoleon und den Victor Emanuel, und noch viel, gar viel dazu, vergessen wollt, so laßt Euch hier ein wenig Romantik gefallen, lieben Leute. Wenn Ihr aus den Waggons steigt und Euch eisenbahnmüde in das frische Gras streckt, oder auf das Waldmoos, so laßt Euch hier ein wenig Romantik gefallen.

Oder wenn Ihr von der Straße und ihrem Staube in Eure Kammer flüchtet, in Eure Divanede, hinter Vorhänge und bunte Scheiben, so greift zu meinen bunten Geschichten. Hat nicht Jeder auch in seiner Seele doch noch wenigstens so Einen kleinen geheimen Winkel der Romantik, in welchem er bunte Träume beherbergt? ...

Geht ein wenig mit, lieben Leute, in die Heimath der Romantik, nach Spanienland. Wenn es mir gegliickt wäre, nur etwas von Hauch und Gluth und Farbe, Schattirung, Duft, von all dem Leuchten und Blühen, den Tönen, dem Schmelze, dem ganzen Herzenszauber, nur etwas von dort mit herüberzunehmen in meine Geschichten, weiß ich sicher, daß sie Jeden erfreuten, wie eine jenseits der Pyrenäen gepflückte Blume, die ich daheim in sein Glas vor ihm hinstellte...

Es mögen Tage kommen, wo die Romantik wieder Mode wird. Nein, wo eine Theuerung, eine Hungersnoth der Romantik entsteht, weil man einsieht, daß das Menschengeschlecht gar nicht existiren kann ohne Romantik, sondern ohne sie zu Mumiën einschrumpft. Tage, wo man die Romantik mit Gold aufwägen würde, wenn man sie im Laden kaufen könnte, wie Mantillen und Hüte, oder wie Gansleberpasteten und Hummer in einem Pariser Kleider- oder Victualien-Magazin: nur eine kleine, kleine Portion Romantik, nur um das Leben wieder zu fristen, nur wie man ein Schönheitsmittel, ein Jugendelixir kauft u. s. w.

Allgemeine Moden-Beilage

N^o 38.

1862.

Redacteur:
Dr. A. Diezmann.
Leipzig.

Verlag:
Baumgärtner's
Buchhandlung.
Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stabfiche 6 Tblr.,
mit Stabfichen 8 Tblr.

Zwischen Bergen und Seen.

Erzählung

von

Mathilde Quednow.

(Fortsetzung.)

In der Pension, in welcher unsere aus fünf Personen, die ich dem Leser bereits vorgeschrieben, bestehende Reisegesellschaft abgestiegen, wurde der Haushalt von der kräftigen und gewandten Wirthin, einer muntern Elsasserin, geleitet, deren Gatte zu tief in allerlei andere Geschäfte verwickelt war, um die Rolle des maitre d'hôtel anders als durch seinen Namen auszufüllen, wobei ich intessen nicht vergessen darf, daß er den allerdings mühsamen, aber auch gewiß angenehmen Geschäftszweig, die Rechnungen zu schreiben und das Geld zu empfangen, seiner eigenen Person vorbehalten hatte. In allen andern Beziehungen waltete, wie es mir scheinen wollte, Madame unumschränkt, unterstützt von mehreren jungen Verwandtinnen, Cousinen und Schwägerinnen ihres Mannes, die, wie ich später erfuhr, meist in der Lage waren, sich dem etwas strengen Regiment der lebhaften Französin dankbar und kluglos unterwerfen zu müssen.

Es waren zum Theil artige zierliche Mädchen, die ihrem nicht immer leichten und gefahrlosen Beruf Geschick und Sittsamkeit entgegenzubringen schienen,

Alle aber wurden weit überragt durch eine Erscheinung, die an natürlicher Anmuth und einfacher Würde in den Gesellschaftskälten der vornehmen Welt nicht Viele ihres Gleichen gefunden haben möchte. Nur an besonders geschäftigen Tagen betheiligte sich Mademoiselle Marianne, die Schwester des Hausherrn, an der Bedienung der Gäste, da ihr ernstzurückgezogenes Wesen sie die Beschäftigung im Innern des Haushalts vorziehen ließ, aber sobald sie an der Tafel erschien, die schlanke Gestalt mit den weichen zarten Formen einer Gräfin, dem feingeschnittenen, durchsichtig klaren Antlitze, auf dem der unvergängliche Zauber seelischer Lieblichkeit die verschwundene Frische der ersten Jugend kaum vermiffen ließ, so war sie gewiß, jedes Auge zu fesseln und die Theilnahme jedes Anwesenden anzuregen. Freilich war es keine ländliche Schönheit, den gewöhnlichen Sinn reizend und kein weibliches Wesen konnte weniger dem Begriff eines Schenkermädchens entsprechen als Marianne; im Gegentheil fühlte man sich versucht, an eine Verkleidung zu glauben, wenn man den kurzen violetten Rock, der einen guten Theil der blendend weißen rothgezwickelten Strümpfe hervorschauen ließ, das dunkle Nieder mit den glänzenden Ketten und Nesteln, die schneeigen Ueberärmel, die enganschließende schwarzsammetne Keule, wenn man, sage ich, alle diese Requisiten des Costüms einer Berner Oberländerin sich dem feinen vornehmen Gliederbau anschmiegen sah. Mit derselben unbefangenen Ruhe, mit der sie die vollen dunkelbraunen Zöpfe um das runde Oval ihres Kopfes geschlungen hatte, würde sie, so

mußte man unwillkürlich denken, ein Diadem auf der Stirn getragen haben. Ach, aber hätten wir es mit einer Maske zu thun gehabt, es wäre, das mußte ein zweiter aufmerksamer Blick in diese Züge lehren, nicht die heitere Vermummung eines Festes gewesen, denn kein neckischer Scherz belebte das holde Gesicht, die Fältchen, die sich an Stirn und Mund gebildet, waren augenscheinlich weniger den Jahren — Marianne zählte deren siebenundzwanzig — als der Bekanntschaft mit Sorge und Gram zu verdanken und was schlimmer als Alles, auch die Krankheit hatte ihre Spuren eingepägt. Nicht die schnell zerstörende, den Hauch des Lebens abstreifende, die Quelle, der Schönheit untergrabende Krankheit, die in abschreckender Gestalt um Mitleid ruft, sondern der leise heimlich schleichende Wurm, der den Saft der Frucht ansaugt und vergiftet, während die sonnigsten Tinten ihre Oberfläche schmücken. In den feinen Linien der Abspannung, dem wunderbar schnellen Farbenwechsel in Mariannens Antlitz, in der glänzenden Klarheit ihrer großen Augen schien mir ein unheimlicher Geist zu lauern, der mich nur mit erhöhtem Interesse für die seltene Erscheinung erfüllte.

Es war allmählig stiller und einsamer in Interlaken geworden, der Fremdenzug hatte sich theils südlich nach der französischen Schweiz oder Italien gewendet, theils war derselbe dem heimathlichen Herde wieder zugeeilt, auch unsere Reisegesellschaft war bedeutend verkleinert. Der junge Mann, den wir scherzweise den Dichter nannten — eine oberflächliche Bekanntschaft in der Heimath, doch eine willkommene Begleitung in der Fremde, die den Werth alles Heimischen erhöht — welcher sich uns in Baden angeschlossen hatte, war mit seinem Genossen, dem Maler, nach den norditalienischen Seen aufgebrochen, ein wenig Neid in uns, den minder Beglückten, zurücklassend, denen nur noch eine kurze Zeitspanne für den Besuch des Genfer Sees erübrigte. Nichts desto weniger zögerten wir, mein Mann und ich, noch immer, uns von dem reizenden Aufenthalte in Interlaken, der täglich mehr zum Stillleben wurde, zu trennen, während bei Robert, unserm eigentlichen Reisegefährten, wohl noch anderes dazu kommen mochte, ihn zu fesseln. Hatte unser Thun und Treiben schon vorher wenig mit der Touristenjagd gemein gehabt, jetzt genossen wir die anmuthigste Villeggiatur in behaglichster Ruhe, unsere Lieblingspunkte wiederholt auffuchend oder ziellos umhererschleudernd, überall begleitet von einer Erhabenheit

und einer Lieblichkeit, wie eben nur das Alpenland und auch dies nur an seinen bevorzugten Stellen, vereint aufzuweisen im Stande ist. Auch im Garten der Pension der an Wiese und Fluß grenzend, den freien Ausblick auf die Gebirgsmasse gewährte, wurde manch Stündchen in der wohlthunenden Nachmittagssonne verbracht, seitdem wir uns fast als seine alleinigen Besitzer betrachten konnten, denn was jetzt noch von Gästen erschien, waren eilige Passanten, die nur einen Tag für Interlaken und keine Secunde für die Schönheiten übrig hatten, welche das rothe Reisehandbuch nicht ausdrücklich vorzeichnete.

Um so häufiger wurde unser Verkehr mit den Wirthsleuten, die sich nun ruhigerer Tage zu erfreuen begannen. Namentlich war dies für Mademoiselle Marianne der Fall, die man schonte und zurückhielt, sobald es irgend möglich war, und die nun im Freien zwischen die Blumen des Gärtchens und den Topfpflanzen des Salons, die sie mit Liebe pflegte, sich von den Anstrengungen der letzten Monate erholte. Auch mit Musik und Lecture fand ich sie zuweilen beschäftigt, an dem etwas heisern Clavier des Gartensaals mit schwacher, aber wohlklingender Stimme französische Chansons und Romane sentimentalen Inhalts, zuweilen auch ein frisches Schweizerliedchen singend oder in dort ausgelegten Büchern, Flora und Thierwelt der Alpen, Geschichte und Sagen der Umgegend und dergleichen, lesend. Noch öfterer traf ich sie allerdings unbeschäftigt ins Weite hinausstarrend und ihr durchsichtig glänzendes Auge hatte in solchen Momenten einen Blick der fast unheimlich zu nennen war. Ich mußte dabei unwillkürlich an das zweite Gesicht der Hochländer denken und konnte kaum dem Glauben wehren, daß Marianne eben jetzt in weiter Ferne Dinge erblickte, die uns andern Sterblichen verborgen seien. Dann aber war sie auch wieder so schlicht, so kindlich gut und einfach, daß es nicht möglich war, mit ihr zu verkehren ohne sie lieb zu gewinnen, ohne sich in diesem Gefühle durch eine gewisse Ueberreizung und Gespanntheit, die in ihrem Wesen lag, stören zu lassen. Ein sicher nicht verderbtes, aber doch unklares und krankhaftes Gefühlsleben schien das ursprünglich sanfte und gleichmäßige Gemüth, in welchem der Verstand keine entscheidende Rolle spielte, aufgewühlt, den zarten Körper erschüttert zu haben und Theilnahme und Mitleid erfüllten mich für das arme Wesen, das sichtlich einem zehrenden Seelenleiden erlag. Ich fand es begreiflich, daß sie, schön und interessant, wie sie war, Aufmerksamkeit und Wohlge-

fallen der Männer an sich zog und hatte mit Freunden die Würde bemerkt, mit der sie jede Annäherung von sich wies. Ein gewisses Etwas in ihrem Benehmen aber ließ mich schließen, daß sie selbst vor jeder Versuchung gesichert, daß ihre Wahl bereits getroffen sei. Um so weniger konnte es mich erfreuen, daß Robert, unser Reisegenosse, nicht nur wie die meisten jüngern Männer durch Mariannens Erscheinung getroffen und angezogen worden, sondern von einem wachsenden ernstern Interesse für das Mädchen erfaßt zu sein schien. Mit der Theilnahme einer Schwester hatte ich bisher Roberts tüchtigen aufstrebenden Lebensgang verfolgt und konnte nicht wünschen ihn hier auf eine oder die andere Weise Schiffbruch erleiden zu sehen. Ursprünglich aus anständigen, aber fast dürftigen Verhältnissen stammend, hatte er sich durch eigene Kraft und Thätigkeit eine fast glänzende Lebensstellung errungen. Das Glück war in Gestalt einer unvermutheten Erbschaft in den besten Jahren seinen Bestrebungen zu Hilfe gekommen und er sah sich jetzt im Alter von Fünfunddreißig als Inhaber eines großen Hüttenwerks, einer der geehrtesten beehrtesten Männer seiner Gegend. Und er verdiente es in mehr als einer Beziehung. Denn er, der ausgezeichnete Techniker, der das praktische Leben nach allen Seiten hin zu bezwingen verstand, war dabei keiner geistigen Richtung der Zeit fremd geblieben, er hatte mit eiserner Willenskraft den Pfad verfolgt, auf den Umstände und Fähigkeiten ihn gewiesen, aber er hatte dabei die Welt in seinem Innern nicht vernachlässigt, die ihn neben dem Nützlichen das Schöne, neben dem Kleinen das Große erkennen und schätzen ließ. Nur den Familienfreunden war er bisher fremd geblieben und er, der gemüthvollste Gast im häuslichen Kreise seiner Freunde führte daheim noch immer das einsame Junggesellenleben, so Manches sich ihm auch geboten, ja aufgebrängt hatte. Eine unglückliche Jugendliebe, deren Lösung die Verhältnisse bedingt, schien ihn bedenklich, vielleicht unfähig für neue Anknüpfungen gemacht zu haben, immer schwächer wurden die Hoffnungen der Mütter und Töchter seiner nachbarlichen Kreise und es hatte sich allmählig die Ansicht festgesetzt, daß etwas ganz Besonderes sich hervorthun müsse, wenn der Unzugängliche noch in den Hafen der Ehe einlaufen solle. Und auf etwas ganz Besonderes hatte auch ich stets für den Jugendfreund, dem ich das reinste und edelste Glück gönnte, gehofft — sollte ich es ruhig mit ansehen, wie er hier sein Herz ohne Erwiederung hingab oder besten Falls ein Verhältniß einging, daß im-

mer nur die eine Hälfte seiner Natur zu befriedigen versprach? Ich hatte scharf beobachtet und konnte mich nicht täuschen; es ging in Roberts Seele etwas vor, das ich noch bei keinem andern Verkehr mit weiblichen Wesen an ihm bemerkt, und dennoch war diese Wandlung so sacht und leise, daß sie jeden Eingriff verbot. Aber ich war unruhig geworden, wollte mindestens warnen, vorbeugen, zunächst aber, um keinen Mißgriff zu begehen, Marianne selbst näher erforschen und wo möglich ihre Verhältnisse, ihre Seelenzustände kennen lernen.

Mit solchen Gedanken beschäftigt schlenderte ich eines Morgens, während mein Gatte und Robert einen Bekannten auf dem Dampfschiffe bis Brienz begleiteten, zwischen den herrlichen Bäumen umher, welche das alte Kloster und seinen Garten, diesen unsäglich romantischen und träumerischen Fleck Erde beschatteten. Es war still und kühl hier, wo die herbstliche Sonne, die draußen ziemlich heiß brannte, noch nicht hergedrungen und eine und die andere Gestalt, welche gleich mir den Schatten und den Frieden des Orts gesucht, wandelte hier und da vor mir her, oder ruhte auf einer der Bänke. Plötzlich gewahrte ich auf einem der entlegendsten Sitze eine Bernerische Tracht und erkannte, als ich näher kam, Mariannen. Es war so ungewöhnlich Jemand von den geschäftigen Ortseinwohnern, welche den müßigen Naturgenuß den Fremden überlassen und denselben anderweitig zu verwerthen wissen, in den Frühstunden außer dem Hause zu sehen, daß ich irgend eine ungewöhnliche Stimmung bei dem Mädchen voraussetzen mußte, die sie hierher geführt, wenn es nicht etwa ein Stelldichein war, für welches sie den meist einsamen Baumplatz erlesen. Zedenfalls hoffte ich bei dieser Gelegenheit auf die Spur zu kommen, die ich suchte. Ich näherte mich also Mariannen, die mich, obgleich ich grade auf sie zu kam, nicht zu bemerken schien. Ihr Auge hatte den von mir schon erwähnten Ausdruck der Verzückung, nur daß er mich dies Mal weniger angsthaft und schwermüthig als glücklich bedünkte. Auf ihrem Schoße herabgesunken, aber fest als solle Niemand ihn ihr entreißen, von beiden Händen gehalten, lag ein Brief, den sie gelesen, oder eigentlich, wenn man mit so starren Blicken lesen kann, noch las, denn ihre Augen gingen dies Mal nicht wie sonst in die ziellose Ferne, sondern hafteten an dem Papier.

Um ihre Aufmerksamkeit zu erregen, ließ ich meinen Fuß absichtlich in den welken Blättern rascheln, die stellenweise schon am Boden lagen, doch erst als

ich fast dicht vor ihr stand, fuhr sie wie aus Träumen empor und sprang erschrocken auf, den Brief, wie um ihn zu vertheidigen, gegen ihre Brust drückend. Als sie mich erkannte, verschwand das unheimliche Hinstarren aus ihren Zügen, die gewohnte Anmuth kehrte ihnen zurück, der sich in diesem Augenblicke eine unbeschreiblich süße Verschämtheit beimischte, wie ich sie noch nicht an ihr gesehen zu haben mich erinnerte, und ein glühendes Erröthen flog über ihre Wangen.

Ich bot ihr einen guten Morgen und bemerkte scherzend, daß es wohl eine sehr interessante Lectüre sein müsse, die sie wider ihre Gewohnheit so weit vom Hause gelockt und daß es mir leid thue, wenn ich die Einsamkeit, die sie gesucht, unterbreche.

„Nein, nein,“ erwiderte sie mit fliegendem Athem und wogender Brust, als ob sie nicht ruhig dageessen, sondern eine heftige Anstrengung bestanden habe. „Madame ist gütig und verständig und kann mich nicht stören, aber im Garten der Pension sitzen die Engländerinnen — Sie wissen wohl, die langen gelben, die gestern Abend kamen — und zeichnen und ich konnte nicht zwischen ihnen aushalten und im Hause ist es Morgens so laut und unruhig. Manchen Tag bin ich in all dem Lärmen herumgegangen und Kopf und Brust wollten mir zerspringen, aber ich habe die Hand aufs Herz gedrückt und mir gesagt: wo willst Du hin, wo Deine Angst und Dein Kummer nicht mit Dir gingen? Nun aber kommt das Glück und da mußte ich hinaus und möchte laufen bis zum Silberhorn und möchte —. Doch ich bin ein thörichtes Mädchen, daß ich Madame mit Dingen behellige, die Sie nichts angehen.“

„Im Gegentheil,“ versetzte ich so freundlich als möglich, denn es lag mir daran, sie mittheilend zu erhalten und das Interesse, welches ich für das schöne Geschöpf, das jetzt reizender als je vor mir stand, fühlte, war in der That kein geringes. Sie dürfen mich nicht für gleichgiltig halten, liebe Marianne; sein Sie überzeugt, daß ich den wärmsten Antheil an Ihrem Schicksale nehme und mich herzlich der Nachricht freue, die Sie augenscheinlich so sehr beglückt hat.“

Ich deutete auf den Brief, den ihre gefalteten Hände noch an die Brust drückten. Wieder flog dunkler Purpur über ihre Wangen und die Hand, mit welcher sie mir jetzt hastig das Blatt hinreichte, bebte fieberhaft.

„Beglückt? O freilich!“ sagte sie. „Und ist das nicht natürlich? Da Sie so gut und theilnehmend gegen mich sind, so bitte ich Sie, diesen Brief selbst

zu lesen und Sie werden gestehen, daß ich Ursache habe, glücklich zu sein. Neun Jahre habe ich gewartet — wissen Sie was es heißt, Madame, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr die Hoffnung hinhalten, die Erfüllung hinausschieben zu müssen? O das macht das Herz so krank, so müde! Aber endlich — ein tiefes Aufathmen, als ob sie von einem Druck befreit sei, begleitete diese Worte — endlich ist das Ziel vor mir! Lesen Sie nur!“

Ich überblickte das Blatt, das ich unterdessen in der Hand gehalten, versunken im Anschauen der überaus holden und doch so ängstlich aufgeregten Erscheinung. Es enthielt zwei knappe Seiten von einer ziemlich ausgeschriebenen Hand, die indessen des Deutschen nicht ganz kundig sein mochte, denn zwischen den etwas vorschristartigen deutschen Buchstaben befanden sich zuweilen lateinische, die eine leichtere Form zeigten. Auch kleine Fehler in der Orthographie und namentlich der Satzbildung machten den Eindruck des Ausländischen. Der Inhalt besagte, daß der Schreiber, ein gewisser Enrico Gräber, am zwölften October bestimmt in Thun eingetroffen sein werde, wohin man ihn, wie es schien, gerichtlich zu diesem Termin citirt hatte. „Grüße an alle Verwandten, die seiner noch gedenken möchten“ und die Hoffnung eines fröhlichen Wiedersehens schlossen das Schreiben, das aus Rom datirt und an Mariannens Bruder, unsern Wirth, gerichtet war. Im Ganzen erwies es sich als eine ziemlich trockene geschäftliche Mittheilung, die mir nicht den geringsten Commentar zu dem triumphirenden Lächeln lieferte, das mir auf Mariannens Antlitz begegnete als ich ausblickte. Sie schien meine Verlegenheit zu bemerken, denn sie sagte sogleich:

„Ich sehe, daß Madame nicht weiß, was das zu bedeuten hat, und mir ist es lieb, daß meine Schwägerin nicht wie gewöhnlich über mich geplaudert hat. Sie versteht mich ja doch nicht und ist in Allem so nüchtern und praktisch, so moquant über Alles was sie fantastique und romanesque nennt, daß es mir nur lieb ist, wenn sie nicht über mich und meine Verhältnisse spricht. Sie ist wohl gut, allein ich habe schon viel von ihrem gepriesenen bon sens dulden müssen. Nun, es ist jetzt Alles einerlei, da sie Unrecht und ich Recht behalte!“

„Aber, liebste Marianne,“ sagte ich, des Mädchens Hand fassend und sie nach dem verlassenen Sitze zurückführend, „möchten Sie mir denn nicht selbst —.“

„O gern,“ fiel sie mir ins Wort, denn ihr scheues und schweigsames Wesen hatte sich heute ganz verloren, „ich will Ihnen Alles erzählen. Dieser Brief ist von meinem Vetter Henri oder Heiri, wie wir ihn in der Kindheit zu nennen pflegten. Ist es nicht seltsam,“ unterbrach sie sich plötzlich, „daß er sich jetzt Enrico schreibt? Es klingt so fremd als ob er nicht mehr der Alte wäre und mir hat es fast wehe gethan. Aber was thut mir der Name, wenn er nur sein Herz mitbringt, wie es war. Und das wird er, mögen sie sagen was sie wollen, denn es ist ein treues Herz, ich kenne es.“

Ein leiser Ton ängstlichen Zweifels schien mir durch diese Versicherung hindurchzuklingen, sie fuhr mit der Hand rasch über die Augen und hielt inne, als ob sie von mir eine Bestätigung dieser Zuversicht erwartete.

Um ihre Hoffnung nicht zu täuschen, sagte ich:

„Wenn dies Herz Ihnen angehört, wäre es ja Unrecht von Ihnen, kein Vertrauen darauf zu setzen.“

„Nicht wahr?“ versetzte sie rasch, „es wäre Unrecht, entsetzliches Unrecht, wenn ich nicht an seine Treue glaubte und dann,“ fügte sie, ihre Hände auf die meinigen legend, hinzu, „dann wäre ich auch gestorben, wenn ich meiner Sache nicht so gewiß gewesen wäre. Ich fühlte es wohl, Nachts zuweilen oder wenn sie mir Alle mit ihren Vorstellungen so lange zugesetzt hatten, bis mein armes Gehirn sich verwirrte und der Zweifel eiskalt mich beschlich, da fühlte ich, daß mein Blut die Adern sprengen wollte und daß das der Tod sei.“

Sie sah mich bei diesen Worten so geängstigt an, der starre Blickkehrte so unheimlich wieder, daß mich blitzschnell die Furcht durchzuckte, daß ich es hier nicht bloß mit einer Ueberreizung, sondern mit wirklichem Irrsinn zu thun habe. Allein nur einen Augenblick, dannkehrte der gesammelte und freundige Ausdruck zurück und auf eine leise Mahnung meinerseits knüpfte Marianne wieder den abgebrochenen Faden ihrer Erzählung an und ich erfuhr unter mancherlei Abschweifungen aber doch im Zusammenhange, daß Henri der Schwestersohn ihrer Mutter gewesen, arm und durchaus nicht in den Verhältnissen, sich der wohlhabenden und angesehenen Familie gleichzustellen, welcher sie väterlicher Seits angehörte. Nichtsdestoweniger habe sich, während sie alle die feinen Künste erlernt, welche ihre Stellung mit sich brachte und der Vetter mühsam angefangen, die verwittwete Mutter und sich selbst be-

scheiden zu ernähren, das Band zwischen ihnen festgehalten, das ihre Herzen schon geknüpft, als sie noch ihrer verschiedenen Lebensansprüche unbewußt, als Heiri und Annemareili mit einander am Seeufer gespielt, sich in den angeketteten Booten geschaukelt oder mit einander die hohen Treppen zum Kirchhof erklettert hatten, wo es Abends gar so schön und lieb gewesen sei und die Kinder sich auf der Bank an der Kirchthür Märlein erzählt hätten.

Es war gar anmuthig, wie das reizende Mädchen bei diesen Erinnerungen verweilte, die durch ihre erneute Hoffnung jede bittere Beimischung verloren haben mochten, und die erlernte Buchsprache vergessend, mehr und mehr in den heimischen Schweizerdialekt versiel, in welchem das kleine Annemareili geplaudert, als es mit dem Vetter droben auf dem alten Thuner Kirchhof saß und eben so wenig ahnte, daß das Leben seine ungeheuren Schmerzen und Täuschungen, als daß die Welt Stellen habe, weniger entzückend schön, als die Rundsicht ihres abendlichen Plätzchens. Daß ich kaum die Hälfte von dem, was sie schilderte, verstand, that für sie, that für mich nichts zur Sache.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Die Hôtels.) Von allen Hôtels, die ich kenne, sagt ein vielgereister Engländer, sind meiner Meinung nach die in der Schweiz die besten. Meinem Dafürhalten nach muß in einem Hôtel namentlich Folgendes zu finden sein: ein reinliches Schlafgemach mit einem guten und reinen Bette und zugleich mit viel Wasser; — gute wohl zugerichtete Speisen, die zu passenden Stunden servirt werden, welche gelegentlich sich ausdehnen lassen müssen; — trinkbare Weine; — rasche Bedienung; — nicht übermäßig hohe Rechnungen, freundliche Gesichter und Mangel an allen übeln Gerüchen. Viele Reisende wünschen mehr als dies, erwarten eine ausgezeichnete Küche, ausgesuchte Weine, unterthänige Bedienung und zugleich die äußerste Wohlfeilheit. Nur unerfahrene Reisende können dies verlangen, solche, die erst die Lehrlingszeit im Hötelleben anfangen, vielleicht niemals Meister im Reisen werden und niemals das, was sie billigerweise hoffen dürfen, von dem unterscheiden lernen, was sie nie erreichen und finden werden.

Im Ganzen halte ich, wie schon gesagt, die Hôtels in der Schweiz für die besten. Etwas geizig mögen sie in Bezug auf kaltes Wasser zum Waschen sein, aber auch dies erhält man auf Verlangen ziemlich reichlich. Das Verlangen darf nur

nicht drängend, heftig sein, sondern mehr bittend und anhaltend. Die Schlafzimmer sind ausgezeichnet. Die Küche ist gut und alles sieht reinlich aus. Die Leute sind höflich und Alles im Hause geht nach feststehenden Regeln, was sehr zum Comfort beiträgt. Die schweizer Hôtels sind zwar nicht gerade sehr billig und auch nicht immer überbehrlich, aber die Höhe und Unrichtigkeit ihrer Rechnungen übersteigt selten eine ausländige Stufe und fordert selten zu der bitteren Noth einer Protestation heraus.

Die Gasthäuser in Tyrol sind, so weit ich sie kenne, die billigsten und sie gewähren den Reisenden das Erforderliche für die Hälfte und für weniger als die Hälfte des Preises, welcher in der Schweiz gezahlt werden muß. Die andere Hälfte freilich wird durch Gestank und Unreinlichkeit verdorben. Wenn die Reisenden noch zahlreicher über Tyrol sich ergießen, werden die Preise auch dort höchst wahrscheinlich steigen und wir wollen hoffen, daß die so erhöhten Preise auch Besen, Scheuerbürsten und andere derartige Reinigungs- Werkzeuge mitbringen.

Die Gasthäuser in Norditalien sind sehr gut und die italienischen Wirthshäuser überhaupt, so weit ich sie kenne, um vieles besser als ihr Ruf. Die Italiener sind freundliche höfliche Leute, die für den Reisenden wenigstens thun was sie können und zwar sehr bereitwillig. Der unachtsame Reisende wird vielleicht hier und da über das Ohr gebauen. Wenn er der Landessprache unkundig ist, muthet man ihm vielleicht zu mehr zu zahlen als dem, der die Sprache spricht und nach der italienischen Sitte über den Preis handelt. Ich bestreite und bezweifle es nicht, daß es auch mein Schicksal oftmals gewesen sein mag, so betrogen zu werden, aber es geschah denn doch immer mit einer Anmuth und Freundlichkeit, welche das Geld wohl werth waren. Die gewöhnlichen Preise in den italienischen Gasthäusern sind keineswegs hoch.

Die Gasthäuser in Deutschland, die ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, haben mir selten vollständig zugesagt. Sie sind im Ganzen nicht sehr reinlich und man erhält wenig Wasser. Auch fehlt es meistens an der herzlichen Freundlichkeit und gewöhnlich kam es mir vor, als sehe man mich für ein Stück Waare an, von dem man so viel Vortheil als möglich ziehen müsse. Die theuersten Hôtels, die ich kenne, sind die französischen, die besten aber sind sie sicherlich nicht. In den Provinzen sind sie durchaus nicht so reinlich wie die in Italien. Die Weine, welche man erhält, kann man in der Regel kaum oder gar nicht trinken, so wie die Speisen nicht essen. In Paris kann man allerdings großartige Dinners haben und Luxusgegenstände jeder Art, außer dem Luxus des Comforts. Sophas mit Baumwollensammet und vergoldete Uhren befinden sich da wo nützliche Geräthschaften sein sollten und Holzstücke zu einem Franc jedes geben durchaus die Wärme nicht, welche man in der schneidenden Kälte eines Pariser Winters bedarf. Sonst verstand man wenigstens guten Kaffee in Paris zu bereiten, aber auch das ist vorbei. Den Brauntwein bezieht man aus England oder Deutschland und die Cigarren

werden in London verfertigt. Französische Weine bekommt man in einem Pariser Hôtel gut, aber eben so gut und um vieles wohlfeiler kann man ihn in London (und an andern Orten) trinken.

Die schlechtesten Hôtels, die ich kenne, sind die in der Havanna. Selbstverständlich meine ich da die einzelnen Hütten im Gebirge nicht, eben so wenig die Wirthshäuser an abgelegenen Landstraßen, in welche ein Reisender gelegentlich zufällig gerathen kann. Alle solche Häuser muß man besonders nehmen und die Verdienste derselben nach den Umständen, die sie umgeben, beurtheilen. Ich meine also Gasthäuser an viel besuchten Orten und da können denn die Hôtels in Havanna an Schmutz, Mangel an Comfort, an abscheulichen Einrichtungen, kurz in Bezug auf das Fehlende alles dessen was ein Reisender wünscht, durchaus nicht übertreffen werden. Es reiset nicht Jedermann nach Havanna und der Gegenstand ist demnach nicht von allgemeinem Interesse, da ich aber von Hôtels im Allgemeinen spreche, mußte ich sagen, was ich eben gesagt habe.

In allen Ländern, die ich genannt habe, erwartet man, daß die Gäste des Hauses zusammen an einer Tafel Platz nehmen. Es ist also jedenfalls Conversation möglich und es giebt wenigstens einen Anschein von Geselligkeit, wenn auch nicht wirkliche.

Nun auch ein Wort über englische Gasthäuser. Ich glaube nicht, daß wir Engländer ein Recht haben, stolz auf dieselben zu seyn. Das Schlimmste dabei ist, daß sie von Jahr zu Jahr sich verschlechtern, statt daß sie besser werden sollten. Wir haben so viel von dem Comfort in den alten englischen Gasthäusern an der Landstraße gehört, aber solche alte Landstraßen-Gasthäuser giebt es nicht mehr. Das Eisenbahn-Hôtel ist an die Stelle getreten und das Eisenbahn-Hôtel ist häufig genug düster, öde, ohne Comfort, nicht selten zum Selbstmord herausfordernd. Auch in England fehlt, seit die alten Zeiten vergangen sind, die höfliche Verbeugung des Wirthes und das freundliche Lächeln der Frau Wirthin. Wer kennt jetzt den Bestiger eines Gasthauses oder wenn fällt es ein darnach zu fragen, ob eine Frau Wirthin da ist? Man hört nicht mehr wie sonst das „Willkommen!“ und die freundliche warme Luft, welche sonst bei dem Eintritte in das Haus für das schlechte Essen und schlechte Getränke entschädigte, hat sich verzogen, während das Essen und das Getränke schlecht geblieben oder wohl gar noch schlechter geworden ist.

(Eine Vertheidigung.) In einem französischen Blatte finden wir nachstehende witzige Persiflirung der Spitzfindigkeiten, deren sich manche Advokaten bei Vertheidigung notorischer Schurken bedienen.

„Ja, meine Herren, ja wohl,“ läßt diese Vertheidigung sich vernehmen, „wir haben allerdings einen nächtlichen Einbruchsdiebstahl, mit Mord verbunden, begangen, wir geben dies zu. Allein wer ist Schuld daran? Sie, meine Herren, oder vielmehr die Gesellschaft, die so unbesonnen ist, auf den Diebstahl eine Strafe zu setzen. Nein, mein Client soll nicht

das Opfer Ihrer eigenen Unvorsichtigkeit werden. Nein, Sie sollen einen Mann nicht bestrafen, der nur in Folge seiner außerordentlichen Schlichterheit zum Verbrecher wurde. Ich werde das beweisen.

„Er ist unglücklich, er leidet, er hungert. Die Noth, dieser böse Rathgeber, flüstert ihm zu: Du mußt stehlen! — Kann er aber bei seiner bekannten Keuschheit am hellen Tage stehlen? — Nein, er wartet den Eintritt der Dunkelheit ab, welche die Schamröthe, die sein Schritt ihm in die Wangen treibt, verbergen soll. Wollen Sie ihm diese Scham zum Verbrechen anrechnen? —

„Er kommt an eine verschlossene Thür. Warum ist diese Thür verschlossen? Ich möchte mich nicht gern von der Sache entfernen, allein ich muß gleichwohl auf diesen Beweis von Mißtrauen, den der betreffende Hauseigentümer einer Regierung giebt, welche jährlich Millionen für Polizei und Gensdarmarie zum Schutze des Eigenthums aufwendet, ein besonderes Gewicht legen. Wie soll er diese Thür nun öffnen? Soll er aus Leibeskräften klingeln? Nein. Es ist Nacht, Alles schläft. Wenn er schellte, würde Jemand kommen und seine Noth, die er aus Verschämtheit verbergen will, würde den Kommenden und allen herbeieilenden Nachbarn offenbar werden. Er schellt also nicht, aus Achtung vor dem Gesetz, das allen nächtlichen Lärm verbietet. Wollen Sie ihm etwa diese Beobachtung des Gesetzes als Verbrechen anrechnen? —

„Da er kein Aufsehen machen will, öffnet er allein diese Thür, die ein strafbares Mißtrauen verschlossen hatte. Er gelangt in den Speisesaal. Was wollte er stehlen? Man wird uns antworten: das Silbergeschirr. Lächerlich! Der Mann hat Hunger, und er sollte Silberzeug stehlen! Wozu könnte ihm das nutzen? Ein Brot will er haben, eines elenden Brotes wegen möchte man einen Stein auf uns werfen. Und hat er wenigstens dieses lumpige Brot gestohlen? Nicht doch, der herzukommende Besitzer hat ihn daran verhindert. Es hat mithin ein Diebstahl gar nicht stattgefunden. Wozu nun diese ganze Anlage auf Diebstahl?

„Der Hausbesitzer fällt, ohne irgend welche Erklärungen abzuwarten, mit lautem Geschrei, also mit dem nächtlichen Lärm, den mein Client gerade vermieden hatte, über ihn her. Ich fordere Sie auf, meine Herren, jetzt Ihre ganze Aufmerksamkeit der strafbaren Leichtfertigkeit des Gesetzgebers zuzuwenden, der auf den Diebstahl eine Strafe gesetzt hat.

„Nehmen wir einmal an, das Gesetzbuch schwiege über diesen Gegenstand. Was würde geschehen sein? Mein Client würde zu dem Hausbesitzer gesagt haben: — Ich habe kein Geld, ich habe Dir ein Brot genommen, aber ich werde Dir eine Quittung darüber geben. — Man verglich sich auf diese Weise und die Sache war abgethan. Aber bei unserer gegenwärtigen Gesetzgebung mußte Gustav — er heißt nämlich Gustav — nothwendig sofort an die ihn erwartende Strafe denken. Seine angeborene Keuschheit malte ihm die Schreckgestalten der Zuchtpolizei, der Richter, des Publicums, der öffentlichen Meinung u. vor. Und er erwürgte den Herrn.

„Wenn ich sage: er erwürgte ihn, so müssen wir uns darüber noch verständigen. Sie behaupten dies, Gustav aber widerspricht Ihnen. Wie können Sie, von denen Keiner dabei war, den Hergang der Sache besser wissen als er, der einzige überlebende Zeuge des Dramas? Das Gesetz verlangt von Ihnen, meine Herren, eine feste Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten, diese aber haben Sie nicht und können sie nicht haben. Denn:

„Mit dem Hausbesitzer stand es sehr schlecht, er stand im Begriff seine Insolvenz anzuzeigen, kurz er befand sich in einer Situation, wo man nur zu wählen hat zwischen Schande und Selbstmord. Ich bin gerecht gegen ihn, er war ein Ehrenmann! Wer sagt Ihnen denn, daß er nicht zwanzig Secunden vor seinem Zusammentreffen mit Gustav eines jener unbekanntes Gifte genommen hatte, deren Vorhandensein im Körper die Wissenschaft noch nicht nachzuweisen vermag? Die Anklage auf Mord fällt mithin in Nichts zusammen.

„Doch es sei genug, ich halte es für überflüssig noch ein Wort über die Sache zu verlieren. Eine solche Ungewißheit verbietet Ihnen auf das Entschiedenste, gegen meinen Clienten das Todesurtheil auszusprechen. Geben Sie also Gustav der Familie zurück, die er sich früher oder später einmal durch Verheirathung zu gründen gedenkt!“

(Alexander von Humboldt und sein Kosmos.) Wir glauben keiner Entschuldigung zu bedürfen, wenn wir die vielfach interessante Schrift: „Wallfahrt durchs Leben“ nochmals berühren. Ein Werk, das neun Bände zählt und vorzugsweise seinen Inhalt aus der Neuzeit schöpft, muß nothwendig ein vielseitiges Interesse haben. So finden wir denn auch im 7. Bande Erinnerungen an Alexander von Humboldt, die für viele unserer Leser nicht ohne Interesse sein werden. Der Wallfahrer hielt sich längere Zeit auf einem Schlosse in Tyrol auf, wo er mit dessen Besitzerin, der Freiin von J., häufig Gespräche über die literarischen und wissenschaftlichen Erscheinungen jener Zeit hatte. So kam denn das Gespräch auch auf den Kosmos und die Baronin wunderte sich, wie dieses Buch einen so bedeutenden Leserkreis habe finden können. Der Wallfahrer, deshalb speciell befragt, erwiederte: Der Kosmos sei eben ein Gegenstand der Mode gewesen und habe in dieser Eigenschaft den deutschen Büchermarkt eine Zeitlang tyrannisiert. Er erläutert seinen Ausspruch in folgender Weise: „Der Berliner Hof gab dazu Anlaß. Weil Herr von Humboldt an diesem Hofe lebt, und die einzige der literarischen Größen Berlins ist, welche täglich an demselben erscheint, und weil Jahre lang vom Kosmos gesprochen worden war, so bemächtigten sich zuerst die Mitglieder des königlichen Hauses und die Vornehmsten der Hofleute sofort des ersten Bandes des Kosmos, als derselbe nun endlich erschienen war. Das wirkte auf die anderen Hofleute fort und die trugen es weiter in die geselligen Kreise der Hauptstadt, wozu die gelehrten Leute das Ihrige beitrugen. Und so sprach man denn von nichts anderem als von Humboldts Kosmos. Jedermann, der da glaubte, nur ein Bischen auf Bildung An-

spruch machen zu dürfen, mußte den Kosmos haben. In den Salons der feinen Damenwelt lag auf dem Büchertisch der Kosmos obenan und aufgeschlagen, um der Gesellschaft zu zeigen, man habe in dem gelehrten Werke des großen Philosophen — gelesen! Es bewahrheitete sich bei dieser Mode der Spruch — daß kein Mensch zufrieden ist mit seinem Glück, aber auch keiner unzufrieden mit dem ihm von Gott verliehenen Gaben des Geistes — auf die glänzendste Weise! Vom Hofe und von der Hauptstadt pflanzte sich der Kosmos dreist, wie ich diese Erscheinung wohl nennen dürfte, auf die übrigen Städte unseres Landes fort, und nicht genug daran, der Kosmos wanderte aufs platte Land und schlug seinen Sitz auf den Rittergütern, auf den Pachtböfen auf; auch in einigen Pfarrhäusern fand er Eingang, freilich nicht in denjenigen, welche von schwarzen Herren bewohnt werden, die zu den Frommen zählen und bei uns den Beinamen Muder führen. Buchhändlerische und andere Anzeigen, angeregt und ermuntert von der glänzenden Aufnahme, die das Buch am Berliner Hofe gefunden hatte, trugen auch das Ihrige bei, dem Kosmos die ungeheure Verbreitung zu verschaffen, die er in ganz Deutschland, und weit darüber hinaus, gefunden hat.

Ein Erlebnis mag einigermaßen dem zum Stützpunkt dienen, was ich über den Absatz des Kosmos gesagt habe. Ein Gewerbsmann, der zur Läuterung des Zuckers eine große Fabrik unterhält, und es durch dieses Geschäft zu Reichthum gebracht hat, auch eine sehr gute allgemeine, insonders gesellige Bildung besitzt, die ihm, außer seinem klingenden Vermögen Aufnahme in die höheren Gesellschaftskreise verschafft hat, konnte natürlich nicht umhin, für sich und seine erwachsenen Töchter die Kosmos-Rede mitzumachen, um doch auch davon sprechen zu können. Da gestand er mir denn einmal, das Buch ginge ihm doch über den Gesichtskreis seines Vorwissens, er verstehe es gar nicht, was denn Humboldt mit den Bergen im Fossathale sagen wolle, wo das Fossathal wohl so eigentlich zu suchen sei &c. Bei einer andern Gelegenheit wurden auf einem Rittergute in der Neumark ähnliche Fragen an mich gerichtet. Nach solchen Erlebnissen erscheint es doch gewiß noch zweifelhaft, ob Humboldts Abriss einer Weltbeschreibung ein Bedürfnis gedeckt hat. Ich möchte lieber sagen, der Kosmos hat das Bedürfnis erst geweckt und es den Leuten klar gemacht, wie nothwendig es sei, sich in der Natur umzuschauen und mit ihren Kräften und der unendlichen Menge ihrer Körper bekannt zu machen.

Herr von Humboldt hat sich dadurch ein Verdienst erworben, das in Jahrhunderten noch nachwirken und anerkannt werden wird, abgesehen davon, daß er den Gelehrtenkreisen unser Wissen über Welt und Natur nach seinem Zustande in der Mitte des 19. Jahrhunderts in kurzen Umrissen übersichtlich dargestellt hat, was bei dem Wust von Kenntnissen, der in den verschiedenen Zweigen der Physik aufgehäuft worden ist, ein nicht geringes Verdienst ist. Und die Commentarien, die zum Kos-

mos von verschiedenen Fachgelehrten gegeben worden sind, haben doch das bewirkt, was Herr v. Humboldt in Folge seines tiefen umfassenden Wissens nicht erreichen konnte, seine Lehren volkstümlich, dem Volke verständlich zu machen. Und doch, meint der Wallfahrer, hätte Herr v. Humboldt Commentare und Nachbetereien seines Kosmos vermeiden können, wenn er dem Rathe wohlmeinender Freunde gefolgt wäre. Er erklärt diese Bemerkung in folgender Weise:

Als Humboldt seinen Wohnsitz in Paris aufgegeben und nach Berlin verlegt hatte, kündigte er im Winter von 1827 auf 1828 Vorlesungen über physische Geographie an, die er denn auch doppelt hielt: einmal vor den Studirenden der Berliner Hochschule in der großen Aula des Universitätsgebäudes, das andere Mal vor einem gemischten Publicum, aus dem Hof und den höheren Gesellschaftskreisen der Hauptstadt bestehend, im Saale der Singakademie. Hunderte von Personen, so viel nur beide Räume fassen konnten, zählte der berühmte Reisende zu seinen Zuhörern, in der Singakademie Männer und Frauen untereinander. Humboldts Vortrag war frei; nur ein Paar Zettelfen, auf denen die Hauptmomente dessen, worüber er jedes Mal sprechen wollte, aufgezeichnet waren, brachte er auf die Lehrkanzel mit. Und weil der Vortrag frei war, so stieß er aus Kopf und Herz in Einem Guß, gefaßt in die Sprache der Eleganz des reinsten Geschmacks. Wie poetische Fluthen strömte die Rede mit Wohlklang aus dem Munde des Herrn. Von Vorlesung zu Vorlesung wurden die Fluthen schwellender; sie rissen die Zuhörer fort, Jung und Alt, Mann und Weib, zum entzückendsten Genuß. Humboldts nähere Freunde wünschten, daß die Vorlesungen, wie sie gehalten worden, gedruckt werden möchten. Zu dem Ende hatten sie mit dem Besitzer der ersten Buchhandlung, Georg Reimer, in Berlin Rücksprache genommen und denselben veranlaßt, die Vorlesungen von einem Schnellschreiber nachschreiben zu lassen — die Stenographie war damals noch nicht im Gange — und jede Vorlesung gleich nach ihrer Beendigung in Druck zu geben. Allein Herr von Humboldt, der dem doch von diesem Plane vorher in Kenntniß gesetzt werden mußte, lehnte die Genehmigung dazu ab, aus dem triftigen Grunde, daß wenn er jemals an die Veröffentlichung denken sollte, der Verleger seiner bisherigen Schriften den nächsten Anspruch habe, auch diese Vorlesungen in Verlag zu nehmen, und das war Leske in Stuttgart. Nachher erbot sich auch Cotta von freien Stücken, die Humboldt'schen Vorlesungen vom Munde weg drucken zu lassen, weil er sich von ihnen ein gutes — Geschäft versprach. Allein Herr von Humboldt wandte auch dagegen ein: was der Mensch spreche, eigene sich selten zur Vervielfältigung durch die Presse und so gehe es mit seinen Vorlesungen, die wohl einer gründlichen Ueber-, ja neuen Ausarbeitung bedürftig seien. In dieser Weise ist die Welt um die meist sehr populär gehaltenen Vorlesungen gekommen, von denen im Kosmos sich keine Spur mehr findet.

— r —

Allgemeine Frauen-Zeitung

N^o 39.

1862.

Redacteur:
Dr. A. Diezmann.
Leipzig.

Verlag:
Baumgärtner's
Buchhandlung.
Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.,
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Zwischen Bergen und Seen.

Erzählung
von
Mathilde Duednow.
(Fortsetzung.)

Bei solchen Ergüssen resumirt der Mensch ja doch eigentlich das Erlebte zumeist vor sich selbst und die Theilnahme des Zuhörers ist ihm eben nur der Lichtstrahl, der ihm in all' die schattigen Winkel der Vergangenheit leuchtet, aus denen die Erinnerungen dann hervorquellen, die befreundete Seele aber nimmt das Ganze des Bildes in sich auf, ohne sich dessen einzelne Züge zu vergegenwärtigen. Dann folgte die weitere Geschichte der jugendlichen Liebe, bei welcher Marianne allmählig ihre gewöhnliche Sprache und Haltung wiedergewann, eine Geschichte, wie es Tausende für den Unbetheiligten, nur eine Einzige für den Selbsterlebenden giebt. Als die Kinder herangewachsen, hatte man ihre Vertraulichkeit für unpassend, eine Verbindung für durchaus unstatthaft erklärt; wie gewöhnlich war durch den Widerspruch die schlummernde Leidenschaft erst geweckt, Thränen, Kämpfe und Liebesschwüre heraufbeschworen, indessen doch kein bindendes Verlöbniß eingegangen worden, welches Mariannens Vater aufs Strengste untersagt. Nur so viel hatte die Mutter, die den

Schwesterjohn doch nicht ganz fallen lassen wollte, erreicht, daß der alte Herr die Bemerkung hingeworfen, er wolle denn doch einmal abwarten, ob es dem jungen Nessen, dem er nicht viel Solidität zutraute, gelingen werde sich durch eigene Anstrengung einen so angesehenen Platz unter seinen Mitbürgern zu erringen, daß er es wagen dürfe, um ein reiches und vornehmes Mädchen zu werben. Die Liebenden, die eben zwei unwissende Kinder seien, müßten getrennt werden, auf Jahre hinaus, bis sie Welt und Leben kennen gelernt und zuletzt wohl über ihre thörichten Wünsche lachten. Ein bindendes Verhältniß, das der ungewissen Zukunft vorgreife oder eine im Geheimen fortgeführte Liebenschaft dulde er nicht und damit sei die Sache zu Ende. Und zu Ende war die Sache denn auch äußerlich gewesen; Henri, der, wie sein verstorbener Vater, Uhrmacher war und als Gehilfe bei einem waadtländischen Uhrentünstler, der sich in Thun niedergelassen, arbeitete, entschloß sich durch Vermittelung und Beihilfe der reichen Tante, selbst in die Heimath seines Gewerbes zu ziehen, um sich in Locle und Chaud de Fonds wo möglich zu einem Künstler ersten Ranges auszubilden. Drei Jahre sollte seine Lehrzeit dauern und der Abschied, der in Gegenwart der ganzen Familie vor sich gehen mußte, erschien den Liebenden wie die Nacht des Todes, die nur das Morgenroth der ferneren Zukunft dämmernd durchbrach. Denn, sagte Marianne mit strahlenden Blicken, wir wußten ja, daß wir einander nicht vergessen würden und ich war überzeugt, daß er

konnte, was er wollte, so klug und geschickt, wie er war!

Im Anfange waren seine Briefe an Mariannes Brüder häufig, voller Heimweh und deutlicher Anspielungen gewesen, ein Paar Mal hatte er ihr auch durch eine Freundin heimlich ein Zettelchen gesendet, das sie zwar aus Furcht vor dem Vater nicht beantwortet, aber durch die Versicherungen treuester Liebe hatte erwidern lassen, dann, als nach Jahresfrist die Mutter gestorben, die Brüder ins Ausland gegangen, war die directe Verbindung zwischen ihrem Hause und dem Geliebten erloschen, sie hatte nur noch durch Andere von ihm gehört. Und von dieser Zeit datirte in Mariannens Leben die Epoche wunderbar zähen Festhaltens, geduldigen Harrens und zuversichtlicher Hoffnung, allen Einreden und Widersprüchen zum Trog. Zunächst waren es jene festgesetzten drei Jahre, nach deren Ende sie ihn mit Bestimmtheit erwartete, ein vollendeter Herrscher auf dem Gebiete seiner Kunst, dem es an reichstem Erwerb nicht fehlen konnte und treu seiner Liebe vom Scheitel bis zur Sohle.

In ihrer ersten Voraussetzung sah sie sich nur allzubald getäuscht, denn, sei es nun, daß Henri doch nicht so vollständig wie sie gemeint, Alles konnte, was er wollte oder ob er nicht aufrichtig gewollt, kurz, vor Ablauf der Lehrzeit theilte er einem alten Kameraden mit, daß die Uhrmacherkunst ein überaus langweilig Gewerbe und ein gar langsamer Weg zum Glück sei, daß ihm die Gelegenheit geboten sei, sich für die päpstlichen Truppen anwerben zu lassen, wo er eine rasche Carrière zu machen und in nicht langer Frist als Offizier zurückzukehren denke. Er erbat sich deshalb seine Papiere, werde auch in der Ferne der Heimath gedenken und grüße alle Verwandten schönstens, vorab das Annemarelli.

„Ach, das war hart!“ sagte Marianne. „So nahe dem Ziele mußte ich wieder warten. Aber Sie sehen wohl, daß er Recht hatte. Er war für die Schweizergarde geschaffen. Und gegen einen Offizier konnte der Vater natürlich nichts einzuwenden haben.“

Und so wartete die Jungfrau, wartete, während der Vater ihr starb und sie Herrin ihres Schicksals wurde, wartete, während ansehnliche Bewerber vergeblich ihre Gunst suchten und im Hause ihres Bruders Mademoiselle Marianne die einflußreichste und geehrteste Person neben der Gebieterin wurde, wartete, während der Reiz ihrer frischen Jugendanmuth einer ernsteren geistigeren Schönheit Platz machte und ihre Ge-

sundheit zu erliegen drohte. Unberührt, unbekümmert durch alle diese Veränderungen hielt sie in eigensinniger Treue ihre Liebe, den Glauben an den Geliebten fest und jede spärliche Nachricht von ihm, jeder dürftige Gruß, der in langen Zwischenräumen von ihm eintraf, hatte der Flamme Nahrung gegeben, die sie erwärmte und — verzehrte. Einmal in den seltenen flüchtigen Briefen, die er an Jugendfreunde richtete, hatte er angefragt, ob sein hübsches Väschen Marianne schon verheirathet sei und das treue Herz hatte darin nichts als die Angst erblickt, die den Fernen ihretwegen erfüllte. Sie hatte ihm nun, da der Vater nicht mehr lebte, schreiben, ihn ihrer unverbrüchlichen Gesinnung versichern wollen, doch das entschiedene Abmuthen des Bruders, in dessen Obhut sie stand und ein gewisses Etwas in ihrem Herzen hatte sie zurückgehalten.

Ueber sich selbst berichtete Henri nur Oberflächliches in seinen Briefen, daß es ihm wohlgehe und das Leben in Rom sehr angenehm sei, wenn man nur erst die Landessprache inne habe. Mit der Beförderung schien es nicht allzusehr vorwärts zu gehen. Nun aber waren seit mehr als drei Jahren alle schriftlichen Nachrichten ausgeblieben, nur durch Landsleute hatte man erfahren, daß Henri noch in Rom lebe und gute Ausichten habe. Wohl fühlte ich aus Mariannens hastiger Erzählung die heißen Kämpfe heraus, welche nun in steigendem Maße das arme gequälte Herz bestürmt, den Ueberzeugungsgründen der Ihrigen, der Stimme der eigenen Vernunft gegenüber. Die Lage der Dinge fest ins Auge fassen, Wahrscheinlichkeiten abwägen, war nicht ihre Sache, sie flüchtete sich aus all' der Verwirrung in eine Art fixer Idee, die allmählig die Klarheit ihres Geistes beeinträchtigen, ihren Körper aufreiben mußte. Er liebt mich, er wird wiederkehren, um mich heimzuführen, es ist unmöglich, daß er mich vergessen hat — diese eigensinnig festgehaltene Ueberzeugung war die Rüstung, welche sie täglich aufs Neue anlegte und welche jeden Angriff abhalten, jede geheime Wunde decken mußte. Und nun war plötzlich der lange ersehnte Augenblick der Entscheidung gekommen. Ein väterlicher Dheim des Entfernten, der sich im Auslande als Kammerdiener eines großen Herrn ein behagliches Vermögen zusammengespart, war vor Jahresfrist nach Thun zurückgekehrt, um seine alten Tage in der Heimath zu verbringen und seine Augen einst zwischen seinen geliebten Bergen zu schließen. Schneller als er geahnt, war diese Stunde für ihn gekommen. Schon wenige Monde nach seiner Wie-

deransiedelung im Vaterlande hatte ein Schlagfluß seinem Leben ein jähes Ende gemacht und da er ohne Zurücklassung eines Testaments gestorben, so war Henri, als nächster Verwandter in schweizerischen und italienischen Blättern aufgefordert worden, sein Anrecht an die Erbschaft durch sein Erscheinen zu wahren. Daß die Ladung nicht vergeblich gewesen, bewies der am gestrigen Abende eingetroffene Brief und so dürftig der Inhalt desselben auch, jedem Unbefangenen erscheinen mußte, Marianne sah sich bereits am Ziel ihrer Hoffnungen.

Ich wußte nun Alles und mehr, weit mehr als sie mir mittheilen konnte und mein Herz, das vorher schon ein so lebhaftes Interesse für das liebliche Mädchen beherbergt, war nach diesen Bekenntnissen ganz erfüllt von schmerzlicher Theilnahme und wehmüthiger Nüchternung. Es war mir fast gewiß, daß diese ansehrende Liebe, dieser unverwüsthliche Glaube an den Geliebten durch kein glückliches Resultat gekrönt werden würde und mich schauderte zu denken, was alsdann aus dem überreizten Gemüth werden sollte, das sich so lange nur von dem einen Gedanken genährt hatte. Ich fühlte, daß es einer sehr zarten und liebenden Hand bedürfen werde, um für den Fall der Enttäuschung, den ich für den wahrscheinlichen hielt, die allzu straff gespannten Saiten der Seele zu lösen, ohne den ganzen Organismus des edeln Instruments zu zerstören und ich bezweifelte, daß eine solche in Mariannens Umgebungen bereit sein möchte. Es war mir als ob ich das arme Wesen an mich fesseln, schützend umgeben und mit aller Kraft aufrecht halten müsse und ich vergaß darob, daß der zwölfte October uns schon längst fern von der Stätte dieser Hoffnungen und Kämpfe finden werde. Da, als ich in Mariannens Begleitung wieder unserer Wohnung zuwandte, durchblühte der Gedanke an Robert meine Seele und die Ueberzeugung, wie es nun geboten sei, ihn aufzuklären und zu warnen, verdrängte für einige Zeit alle andern Betrachtungen. Nicht hier, vor diesem unerreichbaren Bilde, das stand mir fest, durfte unser wackerer Freund die Empfindungen seines Herzens vergeuden, allein indem ich ihm die Wahrheit enthüllte, gestand ich mir wohl, welchen neuen geheimnißvollen Reiz ich dadurch um das Wesen wob, das ihn fesselte. Wenn er sie in der That liebte, wie ich fürchtete, konnte er nicht da, wo ich, die unbestochene Frau, so unwiderstehlich gewonnen worden, einen gefährlichen Zauber entdecken, mächtiger als die Ueberzeugung von der Hoffnungslosigkeit seiner Neigung? Um seinet-

willen, der mir doch immerhin näher stand, als Marianne, mußte ich mich von Letzterer losreißen, mußte die Beschleunigung unserer Abreise wünschen und es war mir daher kaum unwillkommen, als mein Mann, von Brienz zurückkehrend, Briefe aus der Heimath vorfand, die uns zum Aufbruch drängten.

Robert, der in viel höherem Maße Herr seiner Zeit war, hatte sich doch so vollständig unsern Reiseeinrichtungen angeschlossen, daß wir keinen Widerspruch von ihm erwarteten und da auch in der That nichts dem Aehnliches erfolgte, so setzten wir in gemeinschaftlicher Berathung unsere Abreise auf den dritten Tag fest, welcher uns zunächst nach Freiburg führen sollte, von wo aus wir uns an den nördlichen Theil des Genfer Sees begeben wollten.

Der Abschied von dem mir so lieb gewordenen Interlaken, welchen Zusatz von Wehmuth er auch durch meine Theilnahme für Marianne gewann, regte doch meine Gedanken in mannichfaltigeren Richtungen an und mit einem Seufzer über die Machtlosigkeit menschlicher Theilnahme suchte ich mich von dem unausführbaren Wunsche zu befreien, in das Geschick des armen Mädchens thätig eingreifen zu können. Wie es zu gehen pflegt, wenn wir erkennen, daß wir ohne große vielleicht unverhältnißmäßige Opfer unsererseits einem Leidenden keine Hilfe zu gewähren vermögen, hatte ich eine Entschuldigung vor mir selbst in der Ansicht gefunden, daß die ganze Sachlage überhaupt eine verzweifelte, aller menschlichen Abhilfe entrückte sei, andererseits ja aber auch wider Erwarten nach Mariannens Wünschen ausschlagen könne. Letztere Hoffnung, die ich von Anfang nur schwach genährt, war mir freilich durch ein Gespräch mit unserer Wirthin noch ferner gerückt worden, die sich am Abend desselben Tages, der mir die rührenden Geständnisse ihrer Schwägerin gebracht, gegen mich über dasjenige ausließ, was sie geradezu die „folie“ Mariannens nannte. In ihrer raschen praktischen Weise faßte sie zusammen, was sie leise herausgeföhlt, in französisch welterfahrener Art das Liebesverhältniß der jungen Leute auffassend, das keinerlei bindende Kraft besessen und den Ausgewanderten von jeder Verpflichtung der Treue freisprechend, die eben nur in dem romanhaften Gehirn ihrer Schwägerin Wurzel gefaßt habe. Mit gutmüthiger Angst blickte sie dem kritischen Zeitpunkte des Wiedersehens entgegen, aber — was ließ sich thun? Sie hatte wenigstens den Trost, Mariannen immer vorhergesagt zu haben, wie es kommen werde und in seiner Meinung endlich Recht zu behalten, ist doch

immer ein Trost auch für das mitleidigste Herz. Ich, die auch dieser kleinen Befriedigung ermangelte, seufzte, wie schon gesagt, über meine Unfähigkeit zu helfen, bat, mir nach meiner Heimkehr über den Ausgang der Begebenheit Nachricht zukommen zu lassen und schloß mit dieser Episode ab, die dem Aufenthalte im Berner Oberlande noch einen unvergeßlichen Reiz mehr mitgetheilt.

Es ging nun ernstlich an die Vorbereitungen zur Abreise, die namentlich in letzten Besuchen unserer Lieblingsstätten bestanden. Eine der vorzüglichsten darunter war jener reizende Weg, der, Anfangs am Ufer der Aar hinschlängelnd, sich dann links in dichtes Waldgebüsch schlägt und endlich zwischen dem Gestrüpp, dem hohen Graße und Farnkraut allmählig aufsteigend, das Freie wieder gewinnt, wo sich der köstlichste Einblick in die Anfänge des Lauterbrunner Thals eröffnet. Dicht neben dem Wanderer, der diese Stelle erreicht, liegen auf geringer Anhöhe die Trümmer des Schlosses Unspunnen, das die Volksfage als einstigen Wohnsitz des entfesslichen Ritter Blaubart bezeichnet. Sei dem nun, wie ihm wolle, es ist nicht leicht, in dieser glänzenden und anmuthigen Umgebung an Schauer und Schreckniß zu glauben und der Romantik, die hier in die Idylle hineinragt, will das blutige Gewand nicht anstehen, wo Alles strahlt und lächelt und die Fülle der Reinheit und des Friedens zu herrschen scheint. Jedenfalls pflegten wir uns bei unsern Besuchen sehr wenig um „des Ritters alten Geist“ zu bekümmern, sondern versenkten uns mit Entzücken in die großartigen Gebirgsanschauungen, die, wechselnd in wechselnder Beleuchtung immerdar neue und wundervolle Offenbarungen darboten.

Und nun, am Morgen nach dem gefaßten Beschlusse der Abreise, hatten wir zum letzten Male auf der kleinen Höhe gestanden, zum letzten Mal die wilde Lütschine in ihren Windungen thalaufwärts verfolgt, die tiefen Einschnitte in die Schneefelder der Jungfrau betrachtet, die wie handbreite Spalten erscheinen und stundenweite Klüfte sind, zum letzten Male unser Auge gesättigt an dem üppigen Mattengrün, das uns hier duftiger, kräftiger als irgendwo sonst vorkommen wollte. Diesem Allem hatten wir nun Lebewohl gesagt und den Rücken gekehrt, um, einen andern Heimweg verfolgend, von den Terrassen der Pension Jungfraublick aus noch einen kleinen Abschnitt desselben Bildes genießen zu können.

Ein Weilchen waren wir drei Wanderer nebeneinander hingeschritten, als mein Gatte an seiner Uhr

die alte Entdeckung erneute, daß dem Glücklichen, dem Genießenden keine Stunde schlage und der Vormittag unvermerkt viel weiter vorgeschritten sei als wir geglaubt. Da es ihm daran lag, vor der Tafel noch einige Briefe abzufertigen, so zog er es vor, ohne Aufenthalt auf nächstem Wege nach Interlaken zurückzukehren, während ich in Roberts Gesellschaft den eingeschlagenen Pfad verfolgen sollte. An der nächsten Wegtheilung trennten wir uns und nachdem wir meinem herabehenden Mann einige Secunden nachgeblickt, setzten wir die Wanderung fort, Jeder von uns mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

Die meinigen waren peinlicher Natur, denn augenblicklich war es mir eingefallen, daß mir durch eine Fügung vielleicht der rechte Moment geboten sei, Robert einen Wink in Hinsicht Mariannens, einen freundlichen Rath zu ertheilen. Mit jeder Secunde wurde es mir klarer, daß ich jetzt oder niemals reden müsse, mit jeder Secunde stieg aber auch meine Verlegenheit, wie und wo ich den zarten Gegenstand beginnen solle.

Da war es ganz unvermuthet mein Begleiter selbst, der die gesuchte Bahn brach und mich mit den Worten anredete:

„Ich muß es einen dankenswerthen Zufall nennen, der uns unvermuthet allein läßt, denn so wenig ich Geheimnisse vor Ihrem Manne zu haben wünsche oder erwarte, so wissen Sie doch, daß ein eng vertrauliches Gespräch unter Dreien stets seine eigenthümlichen Schwierigkeiten bietet; und es ist ja auch vor Allem das weibliche Verständniß meiner Freundin, an welches ich mich wenden möchte. Ich wünsche mit Ihnen in einer Angelegenheit zu reden, die — nun ja,“ fügte er mit einem fast schmerzlichen Lächeln hinzu, „die mir recht sehr am Herzen liegt. Das schöne lebenswürdige Wesen, dessen Erscheinung uns Alle so oft erfreut —.“

„Sie meinen Marianne?“ fiel ich dem Freunde ins Wort, denn nun die Schlacht begonnen, stürzte ich mich, gleich manchem zagenden Krieger, mit Todesverachtung in den Kampf, entschlossen keinen Fuß breit zu weichen und wahre Wunder der Tapferkeit zu verrichten. „Sie meinen Mariannen? Glauben Sie, daß ich so unweiblich blind gewesen sei, den Eindruck nicht zu bemerken, den das Mädchen auf Sie hervorgebracht? Manchen sorgenvollen Augenblick hat meine Freundschaft für Sie dieser Wahrnehmung zu danken gehabt, denn, lieber Robert, konnte ich hier ein reines wünschenswerthes Glück sich für Sie ent-

wickeln sehen, ein Verhältniß, das Sie ganz und dauernd hätte befriedigen können, auch wenn es zu erreichen gewesen wäre, wenn ich nicht in Erfahrung gebracht, was ich seit gestern weiß, daß Marianne Ihre Neigung nicht erwidern kann und nicht erwidern wird. Ja, lieber Freund, ich bitte, ich beschwöre Sie, reißen Sie jeden Gedanken, jede Hoffnung aus Ihrem Herzen, ehe sie darin Wurzel fassen. Marianne gehört mit Leib und Seele einem Andern, einem Phantom, wenn Sie wollen, aber doch nicht Ihnen. Und wäre dem auch nicht so, könnten Sie sich ein so fränkliches, so überreiztes Geschöpf, das, so anziehend es ist, Ihnen doch an Bildung nicht gleich kommt, als Ihre Gefährtin denken, Sie, der reise lebenslüchtige Mann, der lange gewählt und gewartet?“

Man sieht, daß ich die Taktik verfolgte, dem Gegner auf allen Punkten voranzukommen, ihm alle Wege abzuschneiden. Jedes der Argumente, welche ich mir selbst so oft wiederholt, brach nun im Redefluß auf Robert ein und wenn er auch ein Paar Mal versucht hatte mich zu unterbrechen, so war es doch hauptsächlich die Gelassenheit, mit der er mich anhörte als ob seine Ansicht eine unumstößliche sei, die meinen Eifer vollends bewaffnete. Wahrscheinlich würde ich auch in vielen verschiedenen Formen dieselbe Sache noch eine Weile dargelegt haben, hätte mich nicht ein gewisses zwar schmerzliches, aber doch entschieden satyrisches Lächeln um Roberts Lippen stutzig gemacht. Wäre es denn möglich, daß ich mich in meinen Voraussetzungen geirrt, daß ich unnöthigen Lärm geschlagen? Ich hielt inne und sah meinen Begleiter fragend an.

Er war stehen geblieben und legte jetzt freundlich die Hand auf meinen Arm, während sein wehmüthiges Lächeln die sarkastische Beimischung verlor.

„Berehrte Frau, theure Freundin,“ sagte er, „beschwichtigen Sie Ihre Unruhe meinethalben. Alles, was Sie mir von Marianne sagen oder noch sagen könnten, ist mir nicht neu. Uebrigens war es auch meine Absicht nicht, dies Gespräch auf Empfindungen und Hoffnungen zu lenken, die, wenn ich sie jemals ernstlich gehegt, jetzt überwunden sind oder doch jedenfalls bald überwunden sein werden. Da indessen Ihr Freundesauge durchschaut hat, was ich mein eigenes Geheimniß glaubte, so habe ich auch nichts dagegen, wenn wir uns offen gegen einander aussprechen. So wenig Sie mir Beifall schenken mögen, meine ich doch, mich dieser Gefühle nicht schämen zu dürfen.“

„Mißverstehen Sie mich nicht so sehr, lieber Freund,“ sagte ich. „Habe ich doch selbst den Zauber in Mariannens Wesen aufs Lebhafteste empfunden und wenn meine Fürsorge zu weit ging, wenn ich Sie allzu tief verstrickt in diesen Zauber wähnte —.“

„Gut also,“ unterbrach er mich, „suchen wir uns ruhig zu verständigen. Lassen Sie uns ein Wenig auf diese Bank niedersetzen. Sehen Sie, wie herrlich die Gegend sich hier wieder vor uns entfaltet! Ja, es ist wunderbar schön dies Alpenland und dürfte man hier nicht überhaupt etwas reizbarer für alles Schöne sein als daheim?“

Ich hatte mich neben ihm niedergelassen, erstaunt, ihn fortdauernd so gleichmüthig und gesammelt zu sehen. War es nur der Schein der Ruhe, den er sich zu geben verstand oder hatte er niemals so stark empfunden als ich vermuthet oder war es endlich der kräftige Manneswille, der fest und entschieden über einer abgeschlossenen Erfahrung stand? Ich wußte es nicht, aber mich übersächlich ein leises Gefühl der Beschämung, wenn ich meiner Dringlichkeit gedachte, und wo ich ermahnen und lenken gewollt, mich nun selbst leise zurecht gewiesen sah.

Jedessen mochte ich mich noch nicht vollständig ergeben. In seiner letzten Bemerkung, so sehr ich derselben auch zu andern Zeiten beige stimmt haben würde, lag ohnehin etwas, was mich im gegenwärtigen Augenblicke unwillkürlich reizte. Ich erwiderte also:

„Sie wissen, daß ich die Letzte bin, die Schönheit und ihren Alles idealisirenden Einfluß zu läugnen, allein ungerecht gegen die Heimath dürfen wir doch in der Fremde nicht werden. So scheint es mir zum Beispiel, daß Sie die Liebenswürdigkeit und Trefflichkeit so manches holden Mädchens, das Ihnen zu Hause begegnet und das Ihnen jedenfalls nicht weniger Anziehendes bietet, als Marianne, nicht hinreichend würdigen.“

„O mein Gott, ja doch,“ versetzte Robert ein wenig ungeduldig, die Damen gedeihen glücklicherweise in jedem Himmelsstriche. Aber,“ fuhr er ernster fort, „vielleicht hatte ich, hingenommen vom thätigen praktischen Leben, wie ich es seit Jahren bin, nicht die Empfänglichkeit für dergleichen Eindrücke und es bedürfte der Entfesselung meiner tiefinnersten Natur durch Reisefreiheit und Harmonie der Umgebung, um diese Aber wieder flüssig zu machen. Und dann, nehmen Sie mir's nicht übel, liebe gnädige Frau, aber eine Marianne habe ich daheim auch nicht gefunden.“

„Eben weil es Ihnen an Zeit und Lust fehlte, sich nach ihr umzusehen, lieber Robert.“

„Zugegeben, allein wo sollte ich auch danach suchen? Sie wissen, wie sehr mir alle Verklünstlung, alles Spielen und Glänzen mit Bildung ohne deren wahren innern Gehalt, zuwider ist. Unsere Fräulein aber fand ich zur einen Hälfte überladen mit solchem prunkenden Bildungsdilettantismus, der den Lebensnerv der Menschen ganz unberührt läßt, wenn er ihn nicht gar ausaugt und dafür eine Masse von hohlen Ansprüchen erzeugt, die lästig fallen und durch nichts gerechtfertigt sind. In diese Kategorie gehören vorzüglich die Großstädterinnen, die eine Masse gesehen und gelernt und nichts innerlich verarbeitet haben. Unter der andern Hälfte, die weniger erzogen und gebildet und mehr nur für die Salons abgerichtet ist, mögen sich recht gute Kinder mit mancherlei häuslichen Tugenden befinden, aber wie eng ist der Kreis ihres Denkens, ihres Strebens und, was noch weit schlimmer ist, ihres Gefühls! Erinnern Sie sich nur, wie selten in unsern Kreisen ein Mädchen noch zu einer tüchtigen Leidenschaft, einer berechnungslosen Liebe, einem gewissen Trotz der Empfindung gelangt, der die ursprüngliche Naturwahrheit zur Geltung bringt! Ja, würden Sie nur die rührende Treue Mariannens, die wider alle Hoffnung, ja wenn Sie wollen, wider alle Vernunft hofft, unter unsern Fräuleins suchen und finden wollen?“

„Aus verschiedenen Gründen vielleicht nicht häufig, wenn ich Ihnen auch Ihre Invectiven gegen unser Geschlecht in ihrer Allgemeinheit durchaus nicht zugebe. Sie müssen mir dagegen zu bemerken gestatten, daß Sie es machen, wie alle Verliebten. Sie finden an dem einen Gegenstande eben das reizend und anziehend, was Sie an allen Andern tadeln. Ist Mariannens überreizte Empfindsamkeit, ihre krankhafte Schwärmerei nicht eben auch etwas Künstliches, der gesunden Menschennatur Widerstrebendes? Und ihre halb lückenhafte, halb französisch zugestuzte Bildung — doch ich sehe, daß ich Ihnen wehthue, vielleicht gestehen Sie mir kein Recht zu, so offen zu sein.“

„Vollkommen, liebe Freundin, nur betrachten wir die Dinge, wie mir scheint, aus verschiedenen Gesichtspunkten. Auch irren Sie, wenn Sie den meinigen den eines Verliebten nennen. Falls Sie darunter einen sich dem verlockenden Eindruck prüfungslos Hingebenden verstehen, so mag ich vielleicht einige wenige Tage zu Anfang unseres Hierseins die Symptome dieser Kinderkrankheit an mir wahrgenommen haben.

Ich hatte das längst hinter mir geglaubt, aber so bestimmt ich auch fühlte, daß ein solcher Zustand in meinen Jahren nicht andauern dürfe, freute ich mich doch eigentlich, ihn noch erfahren zu können. Ich erschien mir jünger geworden und empfand es wohlthuend, hinter dieser flüchtigen und im Grunde thörichten Aufwallung die Ahnung einer wahren Liebe aufsteigen zu sehen. Denn ich hatte mein Herz so gleich in ein strenges Examen genommen und geprüft, ob es die angeregte Neigung einfach über Bord zu werfen habe oder ob sie den Uebergang zu einem entscheidenden Gefühle bilden dürfe. Sie sehen, ich habe nicht blindlings wie ein Knabe gehandelt, als ich mir gestattete Marianne zu lieben. Ich glaubte in ihr gefunden zu haben, was ich lange vergeblich gesucht, einfache Herzenswärme, einen zwar nicht hervorragenden, doch mit Sinnigkeit das Leben erfassenden Verstand, die trefflichsten häuslichen Tugenden der Ordnung, Zierlichkeit und Sammlung in all' ihrem Thun. Marianne besitzt weder die blasirte Ueberbildung unserer höhern, noch die trockene und niedere Lebensanschauung der geringeren Classen. Ihre äußere Stellung konnte kein Hinderniß für meine Werbung abgeben. Wie Sie wissen, bin ich vollkommen selbstständig und meine Verhältnisse, meine verwandtschaftlichen Beziehungen sind nicht der Art, um die Verbindung mit der Schwester eines angesehenen Hôtelbesitzers ungeeignet erscheinen zu lassen. Ueberhaupt glaube ich den Muth zu besitzen, einem jeden Mädchen, das ich hinreichend liebe und achte, um sie zu meiner Gattin zu machen, auch die volle Anerkennung ihrer Stellung zu verschaffen.“

„Niemand, der Sie kennt,“ sagte ich, „kann daran zweifeln. Aber, bester Robert, fühlte sich ihre kräftige Natur nicht durch Mariannens überspannte Art, ich will nicht sagen, abgestoßen, aber doch beunruhigt?“

„Beunruhigt gewiß, liebe Freundin, aber jedenfalls doppelt angezogen, da ich nur zu lebhaft empfand, wie sehr Mariannens zarte und, wenn Sie denn wollen, überreizte Seele der Anlehnung an eine festere Eigenthümlichkeit bedürfe und wie allein und sich selbst überlassen sie in dieser und jeder andern Hinsicht zwischen ihren Verwandten dastehe. Und damals kannte ich noch nicht einmal ihre Geschichte! Ueberhaupt erzähle ich Ihnen bis jetzt nur Vergangenes wie es sich meinem Sinne allmählig gestaltete und zum Entschluß zu reisen begann. Als wir etwa vierzehn Tage hier zugebracht, konnte unsere Frau Wirthin es

nicht mehr lassen, zu erzählen, was sie schon Tausenden erzählt haben mag, entweder aus bloß geschwätziger Mittheilungsfucht oder aus dem Bestreben, in Bezug auf ihre Schwägerin jeder möglichen Illusion empfänglicher Herzen zuvorzukommen. So erfuhr denn eine ganze Gruppe jüngerer Männer, die wir spät Abends unsere Cigarre im Garten zu rauchen pflegten, die rührende Geschichte der armen Marianne.

„Wie sehr mußten Sie durch dieselbe in Ihrem damaligen Gemüthszustande betroffen werden, mein armer Freund!“ unterbrach ich den Erzählenden, dem ich immer theilnahmvoller zuhörte.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Ein Geizhals.) Pariser Blätter erzählen von einem gewissen Larrivière, der vor einiger Zeit mit Hinterlassung eines Vermögens von ungefähr drei Millionen Francs starb und dessen Geiz allen Glauben überstieg. Einige Thatfachen mögen dies beweisen. Larrivière war von Haus aus Gerbergeselle und hatte eine kleine Summe zusammengespart, die er in Verbindung mit seinem väterlichen Erbtheil und den 12,000 Francs, die sein unglückliches Weib ihm zubrachte, zum Ankauf von billigen Bauplätzen in Paris verwendete, auf denen er bei seinem Tode nicht weniger als neunundzwanzig Häuser besaß. Außerdem nannte er fünf große Pachtgüter im Elsaß sein, ungerchnet des baaren Vermögens. Seine Frau hatte ihm eine Tochter geboren, die im Alter von zweiunddreißig Jahren starb, weil er ihr nichts hatte mitgeben wollen.

Larrivière frühstückte niemals. Das Frühstück seiner Frau und seiner Tochter bestand aus einem Stück Brot und einem Apfel oder sechs Nüssen. Diese Früchte ließ er sich von seinen Gütern schicken, er zählte sie jedes Mal genau und verwahrte sie in einer Bodenkammer, deren Schlüssel er bei sich trug. Als er eines Tages in Gegenwart der beiden Frauenzimmer den Inhalt eines neuangekommenen Sackes mit Nüssen zählte, wurde er in dieser Beschäftigung durch einen unabweislichen Besuch unterbrochen, der ihn nöthigte, sogleich ins Nebenzimmer zu gehen. Damit ihm nun keine Ruß entwendet werden möchte, befahl er den beiden Frauen, während der ganzen Dauer des Besuchs mit den Händen zu klatschen, und ließ die Thür halb offen, damit er es hören konnte.

Einmal wagte es seine Frau 10 Centimes für Makulatur in das Ausgabebuch einzutragen. Es bedurfte einer langen

Erklärung, um den alten Filz von der Nothwendigkeit dieser Ausgabe zu überzeugen. Indessen er beruhigte sich endlich. Am darauf folgenden Tage nahm er ein großes Tuch mit und postirte sich vor die Kuchenbude am Gymnasetheater, wo er die Makulaturstücke aufstas, welche von den Kucheneffern weggeworfen wurden. Bei seiner Heimkehr am Abend übergab er das gefüllte Packet seiner Frau mit den Worten: „Hier ist Papier, in Zukunft werst mir für solche Dinge nicht mein Geld zum Fenster hinaus.“ Gleichwohl verschloß er das Papier noch.

Fleisch aßen die beiden Frauen nur dann, wenn Larrivière Mittel fand, sich solches umsonst oder doch sehr wohlfeil zu verschaffen, und Wein kam nur ein einziges Mal in sein Haus. Man höre, durch welches Raffinement er in Besitz dieser beiden Luxusgegenstände zu gelangen wußte. Das Erdgeschloß des Hauses, welches er in Paris bewohnte, bestand aus zwei Etagen, von denen der eine an einen Conditior, der andere an einen Bouillonhändler zu drückenden Preisen und unter gewissen Verpflichtungen vermietet war. Der Bouillonhändler, der seine Kochtöpfe natürlich nicht mit der besten Waare speiste, mietete sich, wie dies in Paris gebräuchlich ist, von dem benachbarten Fleischer auf den Tag prächtige Ochsenviertel, die er zur Anlockung von Kundschaft in sein Schaufenster legte. Sobald der Geizhals dies erfuhr, wartete er nur den Ablauf des Miethecontractes ab, um seinem Abmieter die Bedingung aufzuzwingen, in Zukunft nur das Fleisch auszuliegen, das er, Larrivière, von dem Metzger kaufte. Dieses Fleisch vermietete er nun dem Bouillonhändler zu hohem Preise und zwar allemal auf so viel Tage als nöthig waren, um den Kaufpreis zu decken. Auf diese Art kam Fleisch in seine Küche.

Der Conditior war contractlich verpflichtet ihm den Syrup, den er bei seinen „Soirées“ brauchte, und die Bonbons, deren er für den Jahreswechsel zu Geschenken bedurfte, gratis zu liefern. Zu Neujahr requirirte der Geizhals jedes Mal etwa fünfzig Schachteln Bonbons, die er an die Wasserträger, Briefträger, Portiers und sonstige Angestellten, welche er in seinen zahlreichen Grundbesitzungen beschäftigte, als Geschenke vertheilte. Als Madame Larrivière auf dem Sterbebette lag, empfahl der Arzt ihrem Gatten, der erschöpften Kranken täglich einige Löffel voll guten Bordeauxweines zu reichen. Aber 10 bis 15 Fres. für eine Flasche Wein auszugeben, das war für den gefühlvollen Gemahl ein Opfer, zu dem er sich nicht entschließen konnte. Nach reiflicher Ueberlegung suchte er seinen Miethecontract mit dem Conditior hervor und ging hinunter zu diesem. — „Wollen Sie mir 10 Flaschen Bordeaux geben?“ — „Entschuldigen Sie, den habe ich nicht. Mit Syrup und Bonbons stehe ich Ihnen zu Diensten, Wein jedoch führe ich nicht.“ — „So machen Sie mit einem Weinhändler, den Sie kennen, ein Tauschgeschäft, Sie werden schon einen finden. Ich komme morgen wieder.“ — Der unglückliche Conditior, der gerade einige Reperaturen in seinem Lokale von dem silzigen Wirth erbitten wollte, geht zu einem Weinhändler, kauft 10

Flaschen Bordeaux und bringt sie Larrivière. Den Tag darauf, als die erste Flasche kaum angebrochen war, starb die Frau. Zehn Minuten nach ihrem Ableben nimmt Larrivière die noch übrigen 9 Flaschen, geht hinunter zu dem Conditior und zwingt ihn, ihm dieselben abzulaufen!

Alljährlich einmal besuchte er seine Güter im Elsaß. Zu dieser Rundreise bediente er sich einer alten Mähre, die er gegen eine Vergütung von 20 Cent. per Tag auf der Wiese eines Nachbarn weiden ließ. Eines Tages schnitt er dem armen Thiere alle Schweifhaare ab und wollte von nun an nur noch 10 Cent. Futtergeld bezahlen, indem er behauptete, daß ein Pferd ohne Schweif nur halb so viel fresse als eines mit Schweif, weil ersteres beständig damit zu thun habe, mit Hüfte des Mantels die Fliegen zu vertreiben.

Dieser Mann hatte ein, wenn auch nicht ebenbürtiges, doch ihm sehr nahe stehendes Seitenstück in einem reichen Färber aus der Nachbarschaft gefunden. Um während der Wintermonate die Kosten für Heizung und Licht zu ersparen, brachten sie ihre Abende gemeinschaftlich in einem Estaminet zu. Hier ließen sie sich ein Domino, zwei Fidibusse und ein Glas ordinären Braantwein geben. Wer eine Partie gewonnen hatte, tauchte den Fidibus in das Glas und nutzte ihn aus, worauf das Spiel von neuem begann. So brachten sie die Zeit bis gegen Mitternacht hin.

Die beiden würdigen Freunde hatten sich gegenseitig ihr Vermögen testamentarisch zugeschrieben. Der Färber erkrankte schwer in einem Badeorte und als er sein Ende herannahen fühlte, ließ er Larrivière benachrichtigen. Dieser traf sechs Stunden nach dem Tode des Andern ein und ließ ihn sofort einsargen, um ihn, einer Bestimmung des Testaments gemäß, mit nach Paris zu nehmen. Man bemerkte ihm, daß die Leiche noch warm sei und daß er wenigstens noch einige Stunden warten möchte, da der Verstorbene möglicherweise wieder zu sich kommen könne. Larrivière sah nach der Uhr: es war elf. Von Mitternacht an hätte er einen neuen Tag für sein Zimmer im Gasthose bezahlen müssen, daher rief er hastig: „Pact ihn nur ein, er ist todt genug.“ —

Im Alter von 87 Jahren von einer Brustentzündung befallen, würde er gleichwohl wahrscheinlich genesen sein, hätte er sich nicht durch seinen grenzenlosen Geiz einen Mißfall zugezogen. Er erwacht eines Nachts und sieht, daß die Krankenwärterin eingeschlafen ist, aber das Licht hat brennen lassen. Larrivière war der Meinung, daß weder er zum Sterben, noch sie zum Schlafen Licht brauche; er stand auf, ging barfuß bis an den Tisch und löschte das Licht aus.

Den Tag darauf war er eine Leiche.

(Ausruf für ein Palm-Monument.) In Braunau, wo der deutsche Buchhändler Palm auf Napoleon's Befehl erschossen wurde, hat sich ein Comité gebildet, das nachstehenden Ausruf d. d. 27. August erlassen hat:

Sechshundfünfzig Jahre sind verflossen, seit Braunans Vo-

den das Blut eines deutschen Bürgers getrunken, der als ein Opfer der Vaterlandsliebe fiel zu einer Zeit, wo Deutschland feufzte unter schwerer fremder Knechtung, wo kein Gesetz, kein Völkerrecht galt, sondern nur die Willkür und der Befehl des aufgedrungenen Machthabers. Am 26. August 1806 fiel auf den Schanzen der Festung Braunau am Inn der deutsche Buchhändler aus Nürnberg, Johann Philipp Palm, unter den Kugeln französischer Soldaten, durch ein zum Schein gehaltenes Kriegsgericht ohne Beweis einer Schuld, ohne Beweis eines Verbrechens zum Tode verurtheilt, weil man eben ein blutiges Opfer wollte und brauchte, damit die gebildete Bevölkerung Deutschlands es wisse und erfahre, daß auch der Geist und das Wort in fremden Ketten lägen, daß keiner denken, reden oder schreiben dürfe gegen den Willen und gegen die Größe des allgewaltigen Despoten. Sechshundfünfzig Jahre lang war zwar Palms Ruhesätte auf dem Braunauer Friedhofe durch einen Grabstein bezeichnet, aber ungenannt und verödet blieb die Stelle, wo sein Blut geflossen war für seine Ehre und das deutsche Vaterland. Vier Bürgern der alten Stadt Braunau blieb es vorbehalten, die erste Anregung zur sichtbaren Kennzeichnung dieser geschichtlich denkwürdigen Stelle zu geben, und diese Kennzeichnung hat am 26. d. M. mit einer entsprechenden Feier stattgefunden, die, wenn sie gleich nach Ausführung und Beivohnung nur zu den bescheidenen gezählt werden darf, doch den Stempel echter Weihe und deutschen Sinnes an sich trug und durch tiefe Rührung und Theilnahme den größten Festen zur Seite stand. Es ist zwar gegenwärtig die Stelle, wo Johann Philipp Palm ermordet wurde, nur mit einem einfachen Gedenkstein bezeichnet, es soll aber dieser Gedenkstein auch nur die erste Fassung bilden, aus der sich mit der Zeit ein größeres Monument des deutschen Mannes und Bürgers erheben soll. Und gleichwie Johann Philipp Palm als Opfer fiel für eine Schrift, die hinausbringen sollte in alle deutschen Gaue, die hineindringen sollte in alle Schichten der Bevölkerung, damit jeder deutsche Sohn das Unrecht fühle der von dem Fremden sich angemäßen Herrschaft, damit jedem deutschen Sohne klar es werde, daß Deutschland, aber auch nur ein einiges Deutschland, noch Kraft und Muth genug besitze, um die Fesseln auch des mächtigsten Jochs zu brechen, so soll auch dieser unser Ausruf hinausbringen in alle Gaue und Städte des großen Deutschland, er soll hineindringen in alle deutschen Herzen und jedem echten Sohne des gemeinsamen Vaterlandes es zurufen, daß er nach seinen Kräften beisteuern möge zur Gründung eines Monuments für den deutschen Märtyrer Johann Philipp Palm, würdig seines Angedenkens und des deutschen Volks. Indem wir alle verehrlichen Redactionen deutscher Blätter ersuchen, diesen Ausruf in dieselben einzuschalten und die Einsammlung und Uebermittlung der eingehenden Beiträge über sich zu nehmen, stellen wir an sämtliche Bewohner deutscher Länder die Bitte, die erstern entweder der Redaction oder dem hierortigen Comité zukommen zu lassen. Für das Comité: der Bürgermeister Karl Haas.

Allgemeine Moden-Beilage



N^o 40.

1862.

Redacteur:
Dr. A. Diezmann.
Leipzig.

Verlag:
Baumgärtner's
Buchhandlung.
Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.,
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Zwischen Bergen und Seen.

Erzählung

von

Mathilde Duednow.

(Fortsetzung.)

„Im höchsten Grade, wenn Sie darunter mein Mitgefühl, den zunehmenden Wunsch verstehen, das an ihrem Gefühl krankende Mädchen zu bewachen, zu schützen und wo möglich zu heilen —, in ziemlich geringem Maße aber, wenn ich meine selbstsüchtigeren Hoffnungen in Rechnung brachte.“

„Ich begreife Sie nicht. Unmöglich konnten Sie doch noch länger den Gedanken nähren, Mariannen zu Ihrer Lebensgefährtin zu machen?“

„Sie vergessen, daß dieser Gedanke noch gar nicht unbedingt zur Reife gediehen war. Und was lag denn am Ende so Abschreckendes in der Entdeckung, daß Marianne einer solchen schwärmerisch treuen Hingebung fähig sei? Sie werden sagen, daß diese Hingebung einem Andern oder wie Sie es vorher ausdrückten, einem Phantom angehöre! Wohl, aber es liegt darin nichts, was mein Gefühl austilgen könnte, es mußte dasselbe nur eine neue Richtung nehmen. Mir erscheint die Verwirklichung von Mariannens Hoffnungen ebenso unwahrscheinlich, als ihrer Schwägerin, doch betrachte ich nicht wie diese die Sache da-

mit als abgethan, daß man sie als phantastische Thörin mitleidig belächelt und ihrer Wege gehen läßt. Anhaltender Sorgfalt und Geduld mag es gelingen, die zerstörte Harmonie dieser feinen Natur wieder herzustellen, für das sie zerstörende Gift ein Gegengift zu finden und warum sollte nicht mir beschieden sein, diese Heilung zu vollbringen?“

„Und was dann? Lieber Robert, Sie täuschen sich in Ihren Beweggründen. Sie glauben entsagt zu haben und hoffen noch immer! Wissen Sie, daß dieser lang erwartete Liebhaber in einigen Wochen hier eintreffen wird?“

„Ich habe auch das gestern erfahren und es ist mir lieb, daß sich die Krisis beschleunigt. Ich fühle mich dadurch nur um so mehr gedrungen, Mariannen als ein treuer Bruder zur Seite zu stehen. Im Uebrigen sein Sie um mich unbesorgt. So weit es der Mensch vermag, habe ich allen selbstsüchtigen Plänen, allen Illusionen den Abschied gegeben. Möchten sie immerhin ein Irrthum, ein Fehlgriß oder was Sie wollen, sein, ich werde der Täuschung nicht erliegen. Muß denn aber die Liebe aufhören, wenn der Gedanke des Besitzes in den Hintergrund tritt?“

„Die Männer wenigstens pflegen das zu behaupten,“ erwiderte ich.

„Lassen wir uns nicht durch Gemeinplätze beirren. Ein jedes Gemüth hat seine eigne Regel und Wahrheit. Die Zukunft ist Gottes und ob ich Marianne, die von ihrer Krankheit genesene, dem wirklichen Leben wiedergegebene Marianne je mein nennen

werde, weiß ich nicht und frage ich vor der Hand nicht, nur das weiß ich, daß ich, mein eigener Herr, wie ich es bin, kein theures und edles Wesen in der Stunde tiefer Noth verlassen werde.“

Die männliche Würde und Klarheit, mit welcher Robert sprach, hatte mich ihm ganz wiedergewonnen, die Rechthaberei meiner Vernunftgründe schwand vor der so einfachen und natürlichen Wärme seiner Anschauung und ich erinnerte mich, daß ich selbst nach meiner Unterredung mit dem lieblichen Mädchen ganz ähnlich empfunden und daß ich, wäre ich ein freier Mann wie mein Freund, unter dem Einflusse dieses Gefühls, das halb Theilnahme, halb Zärtlichkeit war, nicht anders handeln würde als er.

„Und was haben Sie vor?“ sagte ich. „Wie kann ich Ihnen hilfreich sein?“

„Ich darf also auf Ihre Unterstützung rechnen?“

„So weit ich sie zu leisten vermag, vollständig; allein Sie wissen ja, daß wir Interlaken übermorgen verlassen wollen.“

„Eben das ist es,“ versetzte Robert mit einem vollen, warmen Blick seines schönen Auges, während er freundlich meine Hand ergriff. Wir wollen Interlaken verlassen und ich möchte Sie bitten, Marianne für die nächsten vierzehn Tage in unsere Gesellschaft aufzunehmen.“

Der Gedanke war mir ein ganz neuer. Und war er ein glücklicher, für Mariannens Beruhigung Erfolg verheißender? Mußte er nicht andererseits mit Gewißheit dasjenige steigern, was ich vor Allem zu vermindern wünschte, die Gefahr für Robert, sich trotz seiner kräftigen Entschlüsse in eiteln Hoffnungen zu verzehren?

„Sie haben Recht,“ erwiderte er, „es ist nur ein geringes Auskunftsmittel, allein was bleibt uns weiter zu thun übrig? Wollen wir wirklich einen Freundschaftsdienst zu leisten wenigstens versuchen, so müssen wir uns bemühen, in wenigen Wochen nachzuholen, was seit Jahren an dem armen Mädchen versäumt worden. Die Zeit und ihre wechselnden Eindrücke gehören zu den wichtigsten Factoren alles Lebens und geistigen Entwickelns. Daß die gewaltigen Stunden uns beherrschen, ist keine Willkür des Schicksals, auch nicht bloß Folge irdischer Unvollkommenheit, es ist eine weise Ordnung Gottes. Die leise Welle der Zeit, während sie unablässig unser Leben bespült, soll und muß eben die Farben unserer Hoffnungen und Wünsche unvermerkt ablassen und so die unvermeidlichen Täuschungen weniger bitter, das nie zu er-

reichende Ziel weniger lockend erscheinen lassen. Weiß Gott, daß ich weder dem Leichtsinne noch der Veränderlichkeit das Wort reden mag, wenn ich die menschlichen Empfindungen auf das ihnen von der Natur gesetzte Maß zurückzuführen wünsche. Alles gewaltsame Festhalten, alles sich Sträuben gegen die Eindrücke des Lebens ist Krankheit und rächt sich durch unfägliche Leiden. So ist es bei Mariannen. Jahr auf Jahr ist an ihr vorübergegangen, ohne daß die tausend ausgleichenden Beziehungen des Daseins Einfluß auf sie gewonnen, weil sie sie nicht verstand, weil keine liebende Hand sie ihr zugänglich machte. So steht sie nun einer ungeheuern Krisis, wahrscheinlich einem ungeheuern Schmerze gegenüber, gleich dem Nachtwandler, der auf der Dachfirste steht und, beim Namen gerufen, plötzlich keinen Boden mehr unter sich sieht. Muß sie nicht verzweifelt hinabstürzen in die entsetzliche Leere der Zukunft? Wie, wenn es uns nun gelänge, sie, um im Bilde zu bleiben, mit liebevoller Achtsamkeit an eine gesicherte Stelle zu führen, so daß sie, aus ihrem Traume erwachend, befreundete Menschen und eine heitere Aussicht erblickte? Wenn wir ihr die leere Welt durch eine oder die andere ihre Theilnahme erregende Anschauung zu bevölkern suchten? Sie verstehen, was ich meine. Die Jahre haben ihr keine Abwechslung, keine besondern Eindrücke gebracht, nur die stets wiederkehrende Routine von Pflichten und Beschäftigungen, die sie treu erfüllt, ohne mit der Seele dabei zu sein, denn es ist ja kein Schaffen und Sorgen für die eigene Existenz, die ungestört daneben fortläuft. Der ewige Fremdenverkehr ist für sie das gewohnte Einerlei, das ihr nur in seltenen Fällen nähere Anknüpfungen geboten, selbst die Bücher, die sie liest, die Lieder, die sie singt, sind, glaube ich, meist alljährlich dieselben. Und was das Schlimmste ist, sie steht unter den Thyrigen wie eine tropische Pflanze im Küchengarten.“

Ich hatte dieser langen Auseinandersetzung schweigend zugehört, denn ich fühlte, daß es ihm wohlthat, sich in seinen Ideen über Marianne auszusprechen und ich mußte ihm größtentheils Recht geben.

„Und in vierzehn Tagen,“ sagte ich endlich, „hoffen Sie, daß wir vollführen werden, was die Umstände bisher unserer armen Freundin verweigert?“

„Vollführen?“ erwiderte er mit einem tiefen Seufzer. „Das steht allein bei Gott. Ich sprach nur vom Versuchen. Die Reise selbst mit ihren mannichfaltigen Eindrücken, der Wechsel in ihrer eigenen Lebenslage, das Vertrauen, das sie zu Ihnen gefaßt, geben mir

Hoffnung. Und aufs Mindeste verkürzen wir dem gequälten Herzen die Marter der Erwartung.“

Ich erinnerte mich, daß unsere Wirthin mir am gestrigen Abende seufzend gesagt:

„Wie werden wir nur diese drei Wochen bis zu Henri's Ankunft hinbringen!“ und mußte die Wichtigkeit der letzten Bemerkung Roberts zugeben.

„Aber wird sie selbst wollen?“ fragte ich.

„Ich hoffe es. Unser Aufenthalt am Genfer See dauert ja längstens bis zum sechsten October und sie kann, nachdem sie bis Solothurn oder Basel in unser Aller Gesellschaft gereist ist, bequem mehrere Tage vor dem festgesetzten Zeitpunkte wieder hier sein.“

„Noch eine Frage, lieber Robert. Gesezt ich hätte meine Gründe, Ihren Vorschlag abzulehnen, würden Sie uns dann auch Ihre Begleitung entziehen?“

„Nein,“ sagte er nach kurzem Bedenken. Ich würde unserer Verabredung treu bleiben, denn ich allein und unter den hiesigen Verhältnissen würde wenig Einfluß auf sie gewinnen können. Indessen werde ich, da meine Heimkunft noch nicht dringend geboten ist, jedenfalls unverzüglich hierher zurückkehren, während Sie dem Vaterlande zueilen. Denn, komme was da wolle, ich muß das Ende abwarten.“

Dieser Vorsatz erschien mir bei seinem Interesse an dem Mädchen natürlich und ich versprach, falls, wie wir hoffen durften, mein Gatte keine Einsprache erhob, seinen Wunsch zu erfüllen und Marianne zur Mitreise aufzufordern.

Er dankte mir herzlich.

„Lassen Sie mich hoffen,“ sagte ich, indem wir uns erhoben, um weiter zu gehen, „daß ich eine selbstständige gute That vollbringe und nicht nur Ihnen einen Gefallen erweise. Letzteres wäre ohnehin ein sehr zweifelhafter guter Dienst. Noch kann ich meine Bedenken in dieser Hinsicht nicht ganz unterdrücken. Haben Sie auch jeder Eventualität zuvor ins Gesicht gesehen, auch der doch immer nicht ganz zu verwerfenden, daß Marianne Recht behält und Henri zuletzt doch als getreuer Liebhaber erfunden wird?“

„Ich habe Alles, ich habe auch das erwogen,“ versetzte Robert rasch. „Denken Sie nicht an mich, ich sagte Ihnen ja, daß ich alles eigene Hoffen, wenn nicht aufgegeben, so doch zurückgedrängt hätte. Wir haben mehr zu thun als selbstsüchtige Zwecke zu verfolgen, wir wollen mit Gottes Hilfe einen erkrankenden Geist heilen, einem ruhelosen Herzen Frieden geben.“

Drei Tage nach diesem Gespräch rollte ein leichter Wagen die gewundene Landstraße des Mont Pelé- rin nach Vevey hinunter. Es befanden sich vier Personen in demselben, Robert, mein Mann, ich und — Marianne.

Wie ich vorausgesehen, hatte es vieler Ueberredung bedurft, um unsern Schützling zu bewegen, unsere Aufforderung anzunehmen, während dieselbe von ihren Verwandten mit den übermäßigsten Dankfagungen begrüßt worden. Marianne, sichtlich besorgt, durch Aufsendinge in dem einen Gedankengange, der ihr Inneres beherrschte, gestört zu werden, konnte nicht begreifen, warum wir sie dem gewohnten Einerlei entreißen wollten, das ihr gestattete, ihren somnambülen Zustand mitten unter allen Beschäftigungen und Eindrücken festzuhalten. Eine Reise in fremde Gegenden, mit ihr nicht nahe befreundeten Personen, mochte sie, die außer zuweilen in Bern, nur einmal in Basel und Straßburg gewesen, mit unerwünschten Zerstreungen und Aufregungen bedrohen und zu dieser Befürchtung gesellte sich der Gedanke an ein mögliches Eintreffen des Geliebten vor dem von ihm angegebenen Zeitpunkte. Sie verhielt sich Anfangs so freundlich und dankbar, aber zugleich so entschieden ablehnend, daß mich andern Morgens ihre Einwilligung, uns zu begleiten, aufs Höchste überraschte. Wie ich später erfuhr, hatte die Schwägerin die List gebraucht, ihr vorzustellen, wie leicht sie Henri auf der Reise nach dem Süden bereits begegnen könne und — wie nöthig es sei, daß sie durch Erholung und Luftwechsel sich vor seiner Ankunft frischere Farben verschaffe.

Hatten wir dem zufolge Mariannens Begleitung theilweise ihrer Eitelkeit zu verdanken, so wußte sie wahrscheinlich nicht, wie überflüssig das angewandte Mittel in dieser Beziehung erschien. Das Glück der letzten Tage hatte mehr gethan als irgend eine Luftveränderung jemals vermocht hatte, um den Hauch der Jugend und Schönheit auf ihre Wangen zurückzurufen und wie reizend sie einst gewesen sein mußte, war erst jetzt recht ersichtlich, wo das Roth, das sonst so beänstigend schnell über ihr feines Antlitz dahin flog, noch einmal auf demselben heimisch zu werden versuchte und der unnatürliche Glanz ihrer Augen einem stilleren Leuchten Platz zu machen schien.

Eine andere Veränderung in Mariannens Aeußerem, auf welche Keiner von uns gefaßt gewesen, zeigte sich am Morgen unserer Abreise, indem unsere Schutzbefohlene uns plötzlich in einem vielleicht nicht vollständig modernen, aber zierlichen und anständigen Damen-

costüm entgegentrat, das theils ihr selbst gehörte, theils der Garderobe ihrer Schwägerin entliehen war. Wir, die wir sie bisher nur in der graziosen Berner Tracht gekannt, erschrakten fast ob dieses Wechsels und beruhigten uns erst, als wir versichert worden, daß nicht etwa eine Rücksicht auf unsere Gesellschaft, sondern die Mariannen inwohnende bürgerliche Scheu, aufzufallen oder sich lächerlich zu machen, die Umwandlung veranlaßt. Im Waadtlande trage man sich nicht Bernerisch und man werde dort verspottet, wenn man anders als französisch gekleidet gehe, wurden wir bedeutet und mußten uns bei dieser Erklärung bescheiden, so ungern wir auch Anfangs das liebliche Bild einbüßten.

Als wir uns an die Veränderung gewöhnt hatten, gestanden wir uns indessen, daß unsere holde Begleiterin, während sie an malerischer Eigenthümlichkeit verloren, andererseits durch die neuen Gewänder an Würde und Feinheit gewonnen und ich glaubte an Robert nicht undeutlich eine gewisse Befriedigung wahrzunehmen, wenn die ureigene Anmuth Mariannens unabhängig von kleidsamer Tracht, um so sichtlich hervortrat und sie mit derselben einfachen Sicherheit die Dame wie das Landmädchen darstellte. Im Uebrigen deutete kein Zeichen, keine Aeußerung unseres Freundes darauf hin, daß er seine eigene Zukunft mit der Mariannens in Verbindung dachte. Wie er es sich und mir in seiner offenen, männlichen Weise gelobt, stand er unerschütterlich als Freund und Bruder an ihrer Seite, stets bemüht, den Geist des Mädchens abzulenken und zu erheitern und ihr Interesse durch Gegenstände anzuregen, die sie von dem unseligen geheimen Ideengange abziehen geeignet waren. Und das Alles so einfach, so scheinbar absichtslos, so fern von jeder Aufdringlichkeit, daß Marianne sich niemals belästigt fühlen und doch das wohlthunende Bewußtsein gewinnen mußte, eine Stütze neben sich zu haben, einen Ritter, der stets bereit sei, für sie den Kampf mit jeglichem Drachen zu wagen.

Kein Mädchen mit freiem Herzen und ungetrübtem Sinne hätte in so edelmüthiger Hingebung nicht ein tieferes Gefühl entdecken und dasselbe durch ihre Liebe lohnen müssen. Marianne dagegen schien kein Ahnungsvermögen für Roberts Empfindungen zu besitzen, da sie zu sehr mit sich beschäftigt war, um darauf zu achten, indessen gewöhnte sie sich, ihn als ihren natürlichen Beschützer und Freund, den ihr in unserm Kreise zunächst Stehenden zu betrachten und mit Behmuth beobachtete ich zuweilen das arglose

Vertrauen, das sie ihm so offen zuwandte und das deutlicher als alles Andere die Hoffnungslosigkeit seiner Wünsche, wenn er noch dergleichen hegte, beschäftigte.

Je länger ich aber beobachtete, desto deutlicher mußte ich erkennen, wie richtig Robert geurtheilt, als er in Mariannen ein fein organisirtes und bildungsfähiges Wesen entdeckt, welches seiner kräftigen Natur nicht nur gerade durch die Weiche und Hilflosigkeit ihres Gemüths besonders theuer werden konnte, sondern auch in der Richtung ihres Verstandes manche Verwandtschaft mit dem feinigem offenbarte. Als wir unter einer Gruppe anderer Reisender auf der Freiburger Kettenbrücke standen und Robert uns mit technischer Genauigkeit die Construction dieses und ähnlicher Werke auseinandersetzte, war es Marianne, die durch ihre Aeußerungen bewies, daß sie ihn unendlich schneller und richtiger begriffen als wir andern anwesenden Frauen, die wir an allgemeiner Bildung ihr weit überlegen sein mochten.

Alein während ich auf diese Weise mehr und mehr dazu gelangte, mit Ophelien auszurufen: „Dwelch' ein edler Geist ist hier zerstört,“ konnte ich mich doch auch immer weniger der Befürchtung verschließen, daß er zerstört, unrettbar zerstört sein möchte. Nur für kurze Augenblicke schienen die Außen Dinge im Stande den Ring ewig wiederkehrender Gedanken und Gefühle, der die Seele gefangen hielt, zu durchbrechen, und wenn von Psychologen die dauernde Unfähigkeit von einem Alles verschlingenden Interesse zu abstrahiren, schon als eine milde Form des Wahnsinns betrachtet wird, so mußte man das unglückliche Mädchen unbedenklich für geisteskrank erklären. Mitten unter neuen Eindrücken glich ihr Gemüth dem armen Vöglein, das, im Käfig geboren, der Freiheit gegenüber seine Schwingen gebrauchen möchte, sie gelähmt und des Fliegens ungewohnt findet und sobald als möglich in seinen heimischen Kerker zurückkehrt.

Nächst dem besaß auch Marianne jene engere und einseitige Art der Heimathsliebe, welche alles Eigene über, alles Fremde unterschätzt und dadurch von vorn herein minder empfänglich für das Gebotene wird. Und wer hätte es gerade ihr verdenken wollen, wenn sie, das Kind eines irdischen Paradieses, den höchsten Maßstab an Naturschönheiten legte, wenn sie die hohen Schneegipfel, die grünen Matten, die Erhabenheit ihrer Heimath überall vermiste und einigermaßen geringschätzig auf die Umgebung des Lemau herabsah, mit seinen steilen Weinbergen, kahlen Felspartien und

der schmalen staubigen Landstraße, welche den Spaziergänger zwischen die blendende Speigelfläche des Sees und die hohe Weinbergsmauer einengt und, unausgesetzt befahren wie sie ist — oder vielmehr war, denn heute hat der in geringer Höhe neben ihr hinlaufende Schienenweg einen guten Theil ihrer Belebung absorbiert — ihn mit fortwährender Gefahr durch Kasse und Wagen bedroht. Auch konnten wir es nicht in Abrede stellen, daß die Einrichtung der Pensionen, welche wir in den verschiedenen kleinen Ansiedelungen am nördlichen Ufer, die eigentlich zusammen nur eine einzige zerstreute Ortschaft mit mehreren Namen bilden, kennen lernten, an Räumlichkeit, Sauberkeit und Eleganz nicht entfernt den Vergleich mit Interlakens stattlichen und behaglichen Karawanferien aushalten, wie sehr auch Feinschmecker nicht mit Unrecht ihre kulinarischen Vorzüge an's Licht stellen mögen.

Wenn wir indessen Marianne in all den erwähnten Punkten nicht zu widerlegen vermochten, so waren wir andererseits ebenso wenig im Stande, sie zugänglich zu machen für die eigenthümlichen Reize dieser Landschaft, den südlich poetischen Hauch, der sich auf die Umgebungen des Lemán herabsenkt, in seinen Neben und echten Kastanien spielt und in geschützten Winkeln den Lorbeer und die Granate ins Leben ruft, für die kühnen Umrisse der felsigen Felsen und Dents, die malerischen Abstufungen der mannichfaltigsten Tinten, die vom grellen Weiß des Mont Belan und der Dent du midi durch alle Farbenbrechungen hindurch bis zum tiefen Violet der Savoyer Gebirge hinabsteigen. Und dann jenes weite Reich der Schönheit, welches wir mehr durch Intuition und geistige Vermittlung, als durch sichtbare Wahrnehmungen empfangen, wer könnte es einer am Thatsächlichen haftenden Natur erschließen und erklären! Wie schon gesagt, war Mariannens Ausbildung eine oberflächliche und lückenhafte, sie besaß weder literarische noch historische Kenntnisse über ihre Heimath, ihren Kanton hinaus. Für sie mischte sich in die Wellenschläge des Sees kein Ton von der Klage des Märtyrers, von den Schöpfungen des Genius, für sie war Chillon nur das düstre, unheimliche Wassergrab, dem sie sobald als möglich zu entfliehen strebte und nicht der unsichtbare Tempel, der sich über Byrons und Bonnivards vereinte Namen wölbt. Das Bosquet de Julie, Clarens und Meillerie hatten keinen romantischen Zauber für ihre Phantasie, und was waren ihr Rousseau, Byron und Gibbon, selbst Calvin und die Helden seiner Lehre?

„Und was,“ fragte mich Robert, als ich eines Tages

Mariannens Gleichgültigkeit Erwähnung that, „was sind sie drei Viertel unserer gebildeten jungen Damen daheim, als Namen, die sie aus Schulbüchern erlernt und welche die einfachen vergessen, die schlaueren gelegentlich im Gespräche anzubringen suchen? Was haben ihre Poesie, ihre Kämpfe, ihre Lehren und Irrthümer mit ihrer Entwicklung gemein?“

Ich konnte ihm nur durch ein Achselzucken antworten.

Während ich in Obigem bei Mariannens Verhalten auf unserer gemeinschaftlichen Reise verweilte, habe ich dem Gange der Ereignisse vorgegriffen und nehme den Faden meiner einfachen Erzählung von Neuem auf, um denselben nicht wieder zu unterbrechen.

Nach vielem Suchen, Treppensteigen und Zimmerbesehen mit ungenügenden Resultaten gelang es uns mit großer Mühe endlich im Schwan zu Bernex ein für unsere Gesellschaft passendes Unterkommen zu finden, denn während in den meisten andern Gegenden der Schweiz im Spätherbst die Ebbe des Fremdenverkehrs einzutreten pflegt, schwillt am Genfer See die Fluth in dieser Jahreszeit am Höchsten und die Saison von Montreux ist eröffnet, wenn die Trauben reifen und zu Genuß und Cur locken, wenn die nördlichere Welt rauh und unfreundlich wird und arme Leidende in dem vor Sturm und Kälte geschützten Winkel Schonung und Genesung suchen, Viele vergeblich, denn wie manche zarte Pflanze welkte schon hier in der Fremde dahin, etwas langsamer, aber ebenso sicher und unrettbar, als daheim. Mancher geschwächte Körper dagegen hat einem Winter an diesem Orte seine Kräftigung zu danken und wird in der Erinnerung einen Aufenthalt segnen, der in der Gegenwart gewiß nicht geringe Schattenseiten bot. Ich meinerseits empfand das tiefste Mitleid mit den armen Kranken in den überfüllten Pensionen, so vieler häuslichen Bequemlichkeiten ermangelnd, stets umringt von Fremden, getrennt vielleicht von ihren Theuersten, und ich hoffte zu Gott, daß es mir vergönnt sein möge, in Kraft und Gesundheit die weite Welt zu durchstreifen, aber in der Heimath krank zu sein und zu sterben.

La paroisse de Montreux umfaßt, wie ich bereits angedeutet, eine ganze Anzahl von Ortschaften auf der Höhe und am See, von denen die eine meistentheils in die andere übergeht und unter denen Bernex, in bequemer Lage, dicht an der um den See herumführenden Landstraße, im Besitz einer stattlichen Apotheke

und eines Zeitungskabinetts, keinen unbedeutenden Rang behauptet. Auch wurden wir bald belehrt, daß le Cygne, das Hotel des Orts, in Wahrheit der Schwan unter viel untergeordnetem Geflügel sei, ein Urtheil, welches durch unsere Erfahrung bestätigt wurde. Wie es Schwäne zu thun pflegen, steht auch der von Vernez zur Hälfte im Wasser, zur Hälfte auf dem Lande, hat einen großen, über den See hinausabhängenden Balkon und einen freundlichen Garten, einen sehr zugigen sommerlichen und einen sehr düstern winterlichen Speisesaal und im Allgemeinen so viel Comfort und Sauberkeit, als sich in der französischen Schweiz überhaupt erwarten läßt.

Die Gesellschaft, welche wir in diesen Räumen trafen, bestand zum größten Theil aus Franzosen und Russen, die Bremer Kaufmannsfamilie nicht zu vergessen, welche nächst den englischen Misses mit ihren Skizzenbüchern, die unvermeidlichste Begegnung auf allen modernen Reiserouten ist. Als wir zuerst an der Tafel erschienen, hörten wir nur fremde Laute um uns her, und zwar in lebhaften Gesprächen begriffen, denn in dieser Gegend, wo die durchziehenden Fremden die Minderzahl, die auf Monate eingebürgerten aber stets die Mehrzahl bilden, schließt man sich aneinander und richtet sich für die kurzen Tage des Winters gesellig ein. Freilich erfuhren wir, daß oben in ihren engen Zimmern noch eine kleine Zahl ernstlich Leidender sich befänden, die nur selten an den Mahlzeiten und Promenaden der Uebrigen Antheil nähmen; darunter eine deutsche Dame, die indessen weniger krank, als wunderbarlich und menschenfurcht sei und mit ihrer Tochter ganz für sich lebe.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Die gute, alte Zeit.) „Wenn man dies Wort,“ beginnt A. von Winterfeldt seinen neuesten komischen Roman: „Geheimnisse einer kleinen Stadt,“ wenn man dies Wort in der Unterhaltung ausspricht, dann werden die alten Herren plötzlich still und fangen an selig zu lächeln und vor sich hinzublicken, und die alten Frauen lassen den Strickstrumpf in ihren Schoß sinken und ziehen ihr welkes Gesicht in so wehmüthig freundliche Falten, als dächten sie an die ferne Zeit ihrer Jugend und ihrer Liebe. — Die gute, alte Zeit! — Das ist ein Wort, das das Alter stets im Munde führt und das die Jugend stets mit so aufmerksam tiefer Ehrfurcht anhört, als erzähle man ihr ein dultiges Märchen der Vorzeit, in der die Vögel noch sprechen konnten und die Blumen, und in der die

Liebe noch so wunderbar rein und heilig war, wie wir es heute kaum noch ahnen. In jenen Worten liegt die ganze Poesie der Vergangenheit, die so viel schöner ist als die Gegenwart, weil bereits eine Vorahnung himmlischen Friedens über ihr ausgebreitet ist. — Das Leben des Menschen ist eine wunderbar unzertrennliche Mischung von Göttlichem und Irdischem, von Poesie und Prosa, von Idealismus und Realismus, eine sich mit rasender Hast abwickelnde Kette von Augenblicken, und der Punkt, wo sie das Irdische berührt, das ist die Gegenwart. — Die Gegenwart ist stets nur ein Augenblick; der nächste ist schon Zukunft, der verfllossene schon Vergangenheit. Darum haben wir in dem athembeschwerenden Dahinströmen der Gegenwart keine ruhige Reflexion über dieselbe; die Gegenstände schwimmen uns vorüber und lassen uns kaum ihre Gestalt und Farbe erkennen und erst, wenn wir vorbei sind und von entfernterem Standpunkte aus einen Rückblick thun, gewinnen sie Klarheit und wohlthuende Ferne. Daher kommt es, daß wir so gern zurückschauen in die ruhig daliegende Vergangenheit und je älter der Mensch, je kürzer die Spanne der Zukunft für ihn auf dieser Erde wird, desto lieber beschäftigt er sich mit der Vergangenheit, denn er lebt dadurch sein Leben noch einmal; in der Vergangenheit liegt seine Jugend, seine Jugend ist seine Poesie.

— r. —

(Theater-Anekdoten.) Eduard Genast hat unter dem Titel: „Tagebuch eines alten Schauspielers“ (Leipzig, Voigt und Günther) Denkwürdigkeiten aus seinem Leben herausgegeben und darin aus Weimar auch Manches mitgetheilt, was ihm vielleicht sein Vater erzählt hatte, welcher am Weimarschen Theater engagirt war, als Goethe und Schiller sich für dasselbe interessirten. Wir lesen hier wiederholt, wie die beiden Dichter sich der Leitung der deutschen Schaubühne hingaben und durch Wort und Beispiel der Darstellung neue Bahnen anwiesen. So erzählt Genast, daß Schiller noch lange Zeit in Weimar dem süddeutschen Dialekt sich nicht entöhnen konnte. „Wir (— natürlich sagt dies Genast der Vater — Der Red.) hatten den „Tancred“ nach Voltaire von Goethe schon einige Male aufgeführt. Bei einer abermaligen Wiederholung desselben hielt Schiller die Probe ab und Goethe hatte ihn ersucht, ein wachsameres Auge auf Haide zu richten, der den Tancred spielte, damit er nicht, wie bei der letzten Darstellung, die höchsten Töne seines Organs anschlage und sich der ewigen Malerei mit Händen und Armen enthalte. Der gute Haide hatte sich aber in diesen Fehler, den Goethe schon oft an ihm gerügt, förmlich verbissen; auch die Warnungen Schillers fruchteten nichts, er wollte diesem sogar seine Gründe aufs breiteste auseinandersetzen. Das brachte Schiller aus seiner würdevollen Ruhe heraus und er rief voll Zorn: „Ei was! Machen Sie's wie ich's Ihne' sag und wie's der Goethe habbe will. Er hat Recht! — es ischt ä Graus, das ewige Bagire' mit denen Händ' und das Hinanspfeife bei der Recitation!“ Haide stand wie vom Donner gerührt da, denn so war Schiller noch nie aufgetreten. —

Auch von Goethes Eifer, die Schauspieler bei der Dar-

stellung ihrer Rollen zur Natur zurückzuführen, lesen wir in obigem Buche manche hübsche Anekdote, z. B. folgende allerdings schon bekannte. Die junge Becker nämlich (Man vergl. Goethes prächtige Elegie „Euphrosyne.“ — Der Ned.) hatte die Rolle des Prinzen Arthur in Shakespeares König Johann übernommen. Goethe, der auf das Einspielen Shakespearescher Stücke besondere Sorgfalt und Aufmerksamkeit verwandte, war mit der Darstellerin dieser Rolle nie recht zufrieden. Namentlich fühlte er sich mit der Scene, wo Prinz Arthur geblendet wird, nie ganz befriedigt, da er meinte, die Darstellerin lege das Entsetzen bei dem Erscheinen des glühenden Eisens nicht genugsam an den Tag. Als seine besfalligen Bemerkungen und Wünsche unberücksichtigt blieben, nahm er aus dem Kohlenbecken ein glühendes Eisen heraus und lief auf die Darstellerin damit los, als wolle er es ihr in das Auge stoßen. Geistesbleich und entsetzt prallte jetzt die Becker zurück und fiel zu Boden. Sogleich suchte Goethe sie durch Liebesungen zu beruhigen. Als sie sich aber wieder erhob, meinte er lächelnd: „Sehen Sie, so wird's viel besser gehen, da weiß man doch, daß Sie erschrocken sind.“

(Vorbereitungen in Schottland.) Ein Reisender in Schottland macht in öffentlichen Blättern eine etwas seltsame Schilderung, wie man sich in Edinburgh am Sonnabend Nachmittags für den sonntäglichen Gottesdienst vorzubereiten pflege. In seiner Schilderung meint er, er habe den Engländern bisher schweres Unrecht gethan und müsse dies ihnen bei seiner Rückkehr nach London ernstlich abbitten, denn seit er einen Sonntag in Edinburgh verlebte, wo vor lauter Zerknirschung im wahren Sinne des Wortes der ganze sociale Blutumlauf des schottischen Volks stockt, wo selbst die Cigarrenläden hermetisch geschlossen sind, die zolllangen Bartstumpfen des Reisenden ungeschoren bleiben, wo man von der Post keinen Brief empfängt und kein beschwerter angenommen wird, da ist es wohl natürlich, daß von Strenge der Sonntagsfeier in London gegen die des puritanischen Edinburgh keine Rede mehr sein kann.

Der Reisende kam am Sonnabend in der schottischen Hauptstadt an und ging des Nachmittags aus, um die Stadt kennen zu lernen. Da fiel ihm zunächst der Umstand auf, daß mit dem Schlage vier Uhr alle Geschäfte abgebrochen und alle Schaufenster der Kaufleute schleunigst verriegelt wurden. Er staunt über diesen sonderbaren Vorgang wandte er sich an einen Vorübergehenden und fragte ihn freundlich nach dem Grunde dieser Maßregeln. „Ja, sehen Sie,“ erhielt er zur Antwort, „das ist so eine alte Sitte bei uns, daß wir Sonnabend bald Feierabend machen. Wir brauchen diese geschäftliche Ruhe nothwendig, um uns für die morgigen Religionsübungen gehörig vorzubereiten.“

Ich nahm schweigend diese mir natürlich scheinende Erklärung auf und ging ruhig meines Weges weiter.

Noch einigen Stunden bemerkte ich aber wieder seltsame oder wenigstens auffallende Erscheinungen. Bei dem merkwürdigen Hause des John Knox in Canongate, bei dem ich seiner

vielen historischen Erinnerungen wegen gern verweilte, bemerkte ich, wie mehrere von Whisky bis zur Bewußtlosigkeit betäubte Personen, eine nach der andern, immer von zwei stämmigen Burschen unterstützt und weiter geschleppt wurden und zwar mit einer Gewandtheit und Methode, die auf große Uebung schließen ließen.

„Was ist das?“ fragte ich einen vorübergehenden Gentleman. — „Das?“ fragte dieser wieder. „Die reinste Trunkenheit, herbeigeführt durch den am Sonnabend frühen Schluß der Werkstätten und Geschäftslocale. Die Begleiter sind besondere Leute, die es sich zum Geschäft machen, die Trunkenbolde sicher und wohlbehalten nach Hause zu befördern.“

Staunend sah ich dem Herrn nach und erkannte erst jetzt die feine Ironie, mit welcher mir der Bürger am Waterloo-Platz die Vorbereitung für den Sonntags-Gottesdienst ausgelegt hatte. Jetzt konnte ich mir auch die Gestalten erklären, die ich so häufig am Sonntage über die Straße hatte schwanken sehen.

— r. —

(Die amerikanischen Gasthäuser.) Wir theilten kürzlich Bemerkungen des Engländers Trollope über „Hôtels“ im Allgemeinen mit. Hier nun seine Schilderung der amerikanischen: Das amerikanische Gasthaus unterscheidet sich von allen denen, die ich genannt habe, und ist eine ganz eigenthümliche Anstalt, etwas für sich allein Stehendes. Die Hôtels in Amerika sind um Vieles größer und zahlreicher als in andern Ländern. Man findet sie in allen Städten, ja ich möchte sagen, in allen Dörfern. In England und auf dem europäischen Festlande fehlen sie an den anerkannten Reifestrecken und in Handels- und sonst wichtigen Städten nicht. An unbesuchten Strecken und in Dörfern giebt es wohl auch kleine Wirthshäuser, in welchen der unerwartete Reisende Nahrung und Obdach erhalten kann, Gäste aus der Nachbarschaft ihre Abendpfeife rauchen und ihr Bier oder ihren Wein trinken. In Amerika dagegen ist das erste Zeichen einer beginnenden Ansiedelung ein Hôtel von fünf Stockwerken Höhe mit einem Bureau, einer Schenkstube, einem Wartezimmer, drei Gesellschaftszimmern für Herren, zwei Gesellschaftszimmern für Damen, einem Eingange für Damen und zweihundert Schlafzimmern.

Alle diese Häuser werden natürlich mit der Absicht auf Gewinn gebaut und man darf wohl annehmen, daß in jedem Falle die Erbauer und Urheber der Speculation eine Art Berechnung über die Zahl der wohl zu erwartenden Gäste angestellt haben. Woher sollen die Leute kommen, für welche die zweihundert Schlafzimmer eingerichtet sind? Wer soll für die prächtigen Sophas und die zahlreichen Ruhestühle in den Damengesellschaftszimmern bezahlen? In allen andern Ländern würde sich die Erwartung nur auf Reisende erstrecken, auf Fremde, die in die Gegend kommen. Das ist bei solchen Speculationen in Amerika nicht der Fall. Wenn sich das neue Hôtel in der Wildniß erhebt, erwartet man, daß Leute zu dem Zwecke kommen, darin zu wohnen. Das Hôtel selbst soll

die Bevölkerung schaffen, herbeiziehen, wie es die Eisenbahnen thun. Bei uns in Europa laufen die Eisenbahnen zu den Städten; in den Vereinigten Staaten wandern die Städte zu den Eisenbahnen. Ebenso ist es mit den Hotels.

Eigene Haushaltung zu führen ist bei jungen Ehepaaren in Amerika nicht gebräuchlich und es giebt verschiedene Gründe, warum es so ist. Die Männer haben keine feste Beschäftigung wie bei uns. Wenn ein junger Ehemann in Salem, will ich sagen, als Advokat nicht fortkommt, so macht er vielleicht in Thermopylä als Schuhmacher gute Geschäfte. Dem Jefferson B. Johnson mißlingt seine Speculation im Holzhandel zu Cleuthera, da er aber hört, daß man in Big Mud Creel einen Baptisten-Prediger sucht, so bricht er mit seiner Frau und seinen drei Kindern dahin auf. Aminadab Wiggs übernimmt eine Stelle als Commis in einem Dampfschiffsbureau am Pongowonga-Flusse, er tritt seine Stelle aber mit der Ueberzeugung an, daß er nach einem halben Jahre sein Brot anderswo verdient. Unter solchen Umständen ist schon eine starke Garberobe eine Last und Mobiliar würde so unpassend sein als eine Heerde Elephanten. Ferner heirathen junge Leute, ohne daß sie bereits die Mittel hätten, ihr Leben zu beginnen. Sie sind schon zufrieden, wenn sie hoffen können, sie würden diese Mittel einst erlangen. Sie machen sich dadurch keineswegs einer Unvorsichtigkeit und Unklugheit schuldig. Es ist dies die herkömmliche Landesitte, und wenn der Mann nur irgend etwas gelernt hat, findet er sicherlich auch Verwendung dafür und Beschäftigung. Aber er muß von dem Ertrage dieser Beschäftigung leben und kann nur von Woche zu Woche, von Tag zu Tage bezahlen. Als dritten Grund glaube ich anführen zu können, daß die Lebensweise in diesen Hotels den Leuten zusagt, welche sie besuchen. Sie ist ganz nach ihrem Geschmade. Sie fühlen sich in diesen Hotels glücklich oder doch zufrieden und wünschen sich die Sorge eigener Haushaltung gar nicht. Den beiden ersten Gründen, die ich angeführt habe, kann ich zustimmen, weil sie aus der Nothwendigkeit genommen sind; auch finde ich es ganz in der Ordnung, daß junge Leute unter solchen Umständen heirathen. Was dagegen die Geschmacksache betrifft, so begreife ich sie nicht. Man kann sich nichts Verlässneres denken, als eine kürzlich verheirathete junge Frau in einem amerikanischen Hotel.

Das sind denn die Gäste, welche man für jene zweihundert Schlafzimmer erwartet. Die zufällig ankommenden Reisenden sind nur zufällige Zugaben und sie machen im Allgemeinen nicht die Hauptstütze des Hauses aus. Die Bequemlichkeiten für Reisende, welche diese Hotels gewähren, schaffen und vermehren übrigens wiederum das Reisen. Die Leute kommen, weil sie wissen, daß sie zu mäßigem Preise dort ein Bett finden und zwar in einer Weise, die ihnen zusagt. Bei uns in England und in ganz Europa zieht man Erkundigungen ein, bevor man eine etwas ungewöhnliche Reise unternimmt, ob man auf derselben auch Obdach und Nahrung

finde. In den Vereinigten Staaten sind solche Erkundigungen ganz unnöthig. Ein großes Hotel versteht sich überall von selbst und deshalb reisen die Leute. Jedermann reist in den Vereinigten Staaten. Die Eisenbahnen und die Hotels haben die Leute so untereinander gerüttelt, daß ein Mann, ja eine Frau, die noch nicht auf einer Reise waren, für eine Seltenheit gelten. Wir in Europa glauben, die Reisenden veranlassen die Erbauung von Straßen, und wo viele Gäste erscheinen, entstünden Gasthäuser, es ist gerade das Umgekehrte richtig. Ich möchte fast glauben, daß wir Cannibalen würden, wenn man nur anfinge, Männerschenkel und Frauenarme hier und da zum Verkauf auszuhängen.

Nach dieser Art und mit solchen Absichten werden Hotels gebaut. Die ersten Erfordernisse sind Größe und ein imposantes Aeußere. Alles muß in großem Maßstabe angelegt sein. Ein imponirendes Aussehen von außen und eine gewisse Haltung im Inneren sind wesentlicher als Comfort oder Höflichkeit. Wie ein Hotel sonst sein mag, armselig, gemein darf es nicht sein. „Gemein“ hat überhaupt in Amerika eine eigenthümliche Bedeutung. Ein „gemeiner“ Weißer im Süden ist ein Mann, der keine Sklaven besitzt. Menschen sind sehr häufig „gemein,“ aber Handlungen nennt man selten so. Ein „gemeines“ Hotel, das in ruhiger, anspruchsloser Weise geleitet würde und in dem man auf nichts sähe, als auf den Comfort einiger weniger Gäste, würde in den Staaten ganz und gar keinen Beifall finden. Uebrigens werden die Hotels nicht nach einem Zeichen benannt, wie bei uns in der Provinz. Es giebt kein Hotel zum „General Scott,“ kein „Präsidenten-Hotel.“ Auch den Namen des Besitzers führen sie nicht, wie in London und in vielen Städten des Continentes. Sie werden ferner nicht nach einer Gegend oder einer Stadt benannt, die vielleicht in früherer Zeit in besonderer Beziehung zu dem Hause gestanden haben mag. In der Benennung der amerikanischen Hotels zeigt sich die besondere Richtung der Heldenverehrung wie in der Benennung ihrer Kinder. Jedes Hotel ist ein „Haus“ und diese Häuser werden meist nach irgend einem Helden benannt, welcher wahrscheinlich in der Welt sonst wenig bekannt ist, aber zur Zeit der Tausch des Hauses gerade an dem Orte in großem Ansehen stand.

Die Hotels sind immer nach einem Plane gebaut, der nach den Begriffen eines Europäers unnöthig raumverschwendend ist. Gar nicht selten nehmen den größeren Theil des Erdgeschosses Zimmer und Räume ein, die dem Hause gar nichts einbringen. Der Reisende tritt durch die vordere Thüre in eine große Halle und findet darin meist eine Menge Personen, die nichts thun, auf Sesseln oder Sophas umherstehen, leise sprechen und die Zeit verbringen, als wäre der Ort ein öffentliches Ruhe-local. So ist es aber auch. Die Anwesenden, darauf kann man wetten, sind nicht zur Hälfte Gäste des Hauses.

Allgemeine Norden-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.,
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Zwischen Bergen und Seen.

Erzählung

von

Mathilde Duednow.

(Fortsetzung.)

Als wir Nachmittags unsern Kaffee im Garten tranken, sahen wir in einer Laube ein junges Mädchen, welches uns nicht gerade durch Schönheit, aber durch ein gewisses Etwas auffiel, das unverkennbar eine vornehme und feine Natur verrieth. Sie schien sehr eifrig in ein Buch vertieft zu sein, das sie bald nach unserer Ankunft schloß. Als sie sich erhob, um den Garten zu verlassen, bemerkten wir, wie edel alle ihre Bewegungen, wie sicher und doch leicht ihre Schritte waren und da sie, an uns vorübergehend, den Gruß der Herren erwiderte, geschah es ohne Verlegenheit, doch ohne das geringste Zeichen, daß sie Aufmerksamkeit zu erregen wünsche, einfach, freundlich, aber mit einer Haltung, die sie der besten Gesellschaft angehörig zeigte. Der Eindruck war ein so wohlthuender gewesen, daß es uns freute, von unserm Spaziergange bei einbrechender Dunkelheit zurückkehrend, im Salon die schlanke Gestalt wieder zu erkennen, wie sie an der Seite einer ältlichen Dame ein Album durchblättert, das zum Besten gelangweilter Gäste den Tisch zierte. Die übrige Gesellschaft befand sich theilweise in ihren Zimmern, theil-

weise auf dem Balkon, wohin sich auch unsere Herren begeben hatten, um den Mond auf den Wellen spielen zu sehen, bis die Theeglocke läutete. Um Mariannens willen, die sich eine Erkältung zugezogen und öfter hustete, als ich ohne Besorgniß anhören konnte, war ich mit ihr in den Salon getreten und es war natürlich, daß sich auf diese Weise leicht die Bekanntschaft vermittelte.

Daß es die menschenfeindliche deutsche Dame und ihre Tochter waren, die wir vor uns hatten, unterlag keinem Zweifel, indessen wurde ich sehr bald gewahr, daß das Gerücht auch hier, wie so oft, nicht nur übertrieben, sondern ganz falsch geurtheilt hatte.

Frau von Bergen war nichts weniger als menschenfeindlich, nur unendlich schüchtern, peinlich und ungeschickt in fremdartigen Verhältnissen, außerdem aber wahrhaft begierig nach Menschen ihrer Art, ihrer Heimath, ihrer Umgangs- und Ideenkreise. Kaum hatte sie daher vernommen, daß wir nicht nur im engsten Sinne Landsleute, sondern auch in andern Beziehungen ziemlich gleichartige Wesen seien, so thaute sie vollständig auf, und als im Laufe der Unterhaltung es sich sogar ergab, daß sie mit meinen Eltern oberflächlich bekannt, mit meiner Freundin verschwägert sei, da ergoß sie den lange gehemmten Quell ihres Vertrauens in vollen Strömen gegen mich. Die arme Frau war von ihren Aerzten verurtheilt worden, sich in Montreux von einer Nervenkrankheit zu erholen, ein Zweck, dessen Erreichung mir ziemlich unwahrscheinlich erschien, wenn ich das Widerstreben gewahrte,

welches sie allen wohlthätigen Einflüssen entgegentrug. Alle ihre Gedanken weilten mit der größten Unruhe in ihrer Heimath, wo sie eine ältere verheirathete Tochter besaß, die nächstens ihre Entbindung erwartete und in diesem kritischen Zeitpunkte die mütterliche Pflege entbehren mußte, während zwei jüngere Söhne in einer Predigerfamilie untergebracht waren, damit ihre Mama unterdessen in einer kleinen winkeligen Stube, wo das harte Sopha zwischen zwei Fenstern stand, unter denen die Brandung des Sees unerträglich laut an das Gemäuer schlug, ihre verlorene Gesundheit wieder suchen könne. Ach, und sie hatte eine so behagliche nette Wohnung verlassen mit einer Aussicht auf elegante Häuser mit Spiegelscheiben, hinter denen Leute aus der Gesellschaft saßen, während hier sich ein solcher fremdartiger Mischmasch befand, daß zwei einzelne Frauen sich unmöglich schutzlos hineinwagen könnten. Und was die Natur beträfe, so seien diese Berge und Felsen, dieser See und seine Umgebungen schon ganz schön und gut, allein auf sie mache das Alles einen beängstigenden Eindruck und die Wallpromenade ihres Wohnorts sei ihrer Meinung nach ein weit angenehmerer Spaziergang als die schmale staubige Chaussee hier. Auch erfuhr ich, daß sie, die außer ihrer Wittwenpension nur ein geringes Vermögen besitze, den als so wohlfeil gerühmten Aufenthalt in der Schweiz so entseßlich theuer finde, kurz, noch ehe ich im Stande gewesen, Frau von Bergen unsere beiden Herren vorzustellen, war ich schon so ziemlich mit all' ihren Verhältnissen vertraut und die gute, aber schwache und hilflose Dame klammerte sich von jetzt ab an unsere Gesellschaft, als die einzige Stütze, die sie außer ihrer Tochter in der Fremde besaß. Außer ihrer Tochter, sage ich, denn Clara war überall in der Welt die Säule, welche Frau von Bergens ganze Existenz aufrecht erhielt.

Selten mögen Töchter ihren Müttern so unähnlich sein als es hier der Fall war, wo außer einer gewissen Gleichheit in den Formen der äußeren Erscheinung, die gegenseitige zärtliche Liebe das einzig gemeinsame Princip bildete. Im Uebrigen schien die Natur in seltsamem Spjel alle Schwächen der Mutter in eben so viele Stärken der Tochter umgebildet zu haben; wo jene zaghaft, unklar, unentschlossen war, gab sich diese entschieden, fest, ihrer Sache gewiß, wo die Mutter weitschweifig und unthätig klagte, fand sich die Tochter heiter zurecht, schnell und mit praktischem Blicke ordnend und bessernd oder das Unabänderliche mit schweigender Freundlichkeit ertragend. Wirkte alles Fremd-

artige auf Frau von Bergen störend und verwirrend, so wußte Clara jede Eigenthümlichkeit mit dem feinen Verständniß zu schätzen, das den gebildeten Geist verrieth und alles Schöne zu genießen, wie nur energische Naturen des Genusses fähig sind. Selbst die Liebe zwischen Mutter und Tochter zeigte sich in ihren Erweisungen dem gewöhnlichen Laufe der Dinge entgegengesetzt, indem Clara überall die Gebende, Leitende und Schützende, Mama die Empfangende und Behütete war. Aber Clara verstand es, diesem Verhältniß das Verletzende zu nehmen, da sie ihre hellere Einsicht und ihren stärkeren Willen in die schönere Form fürsorgender Liebe hüllte und zu dienen schien, wo sie herrschte.

Ueberhaupt besaß dies Mädchen eine so frische Kindlichkeit, daß dieselbe sie vor jeder Gefahr der Verbildung und zugleich vor dem orakelhaften Wesen bewahrte, das so oft das unerquickliche Ergebnis einer anerkannt hervorragenden Stellung im Familientreife ist. Offen und empfänglich, wie sie war, verschmähte sie es nicht jung und glücklich zu sein, eine Fähigkeit, welche zwischen all' ihrem andern Wissen und Können und den tausenderlei Rücksichten des Lebens unserer heutigen Jugend abhanden gekommen zu sein scheint, und sich nur noch sporadisch bei einzelnen ursprünglichen Naturen vorfindet. Clara, in ihrer geistigen Frische und Gesundheit, ihrem raschen und warmen Gefühl, gemahnte mich oft wie der heitere Sonnenstrahl, unter dessen Berührung Blumen und Blätter emporsprießen, während Marianne neben ihr wie das bleiche Mondlicht erschien, das mit zitterndem Glanz eine unendlich rührende Lieblichkeit verbreitet, aber kein fröhliches Leben zu wecken im Stande ist.

Es war ein anmuthiger und zugleich interessanter Anblick, die beiden Mädchen, so verschieden und doch gleich reizend und das Auge des Beschauers fesselnd, mit einander zu sehen. Was Schönheit der Formen, Feinheit der Züge und Zartheit der Farben betraf, mußte Marianne entschieden den Vorrang behaupten, aber Niemand, der in Claras große braune, von Verstand und Herzengüte strahlende Augen blickte und ihr Antlitz beobachtete, während eine erhabene Anschauung ihre Seele erfüllte und eine dunkle Gluth ihren gewöhnlich etwas blassen brünetten Teint röthete, Niemand, der die etwas kühne, aber vollendet schöne Haltung ihres von den vollen, beinahe schwarzen Flechten umrahmten Kopfes ins Auge faßte, konnte der kleinen Unregelmäßigkeiten ihrer Züge tadelnd gedenken. Und dabei genoß sie den Vorzug, sechs Jahre

jünger als Marianne und von Leid und Kümmeriß unberührt zu sein, außerdem aber alle jene Hilfsmittel der Liebenswürdigkeit inne zu haben, welche Erziehung und Ausbildung, vereint mit einem edeln Geschmacke, verleihen, und welche Clara auch in ihren lebhaftesten Momenten nicht verließen. Unbewußt und einfach machte sie von ihnen Gebrauch und kein Mädchen konnte ferner von jeglichem Kokettiren und Minaudiren sein als sie es war. Im Allgemeinen behandelte sie die Männer etwas stolz und gleichgiltig, doch fühlte ich mich überzeugt, daß, wenn sie einmal liebte, es mit Leidenschaft sein werde und ich fragte mich zuweilen, ob sie wohl schon gefunden haben möge, was dies anscheinend so freie Herz fesseln konnte. Gern mochte ich sie mir als Herrin eines großen Hausstandes, als emsige Wirthin und Mutter vorstellen, durch die Nähe eines kräftigen und geliebten Mannes vor der Gefahr unweiblicher Entschiedenheit und Selbstgenugsamkeit bewahrt, und stets aufs Neue schloß ich derartige Betrachtungen mit dem Bedauern, daß Freund Robert sein so lange unberührtes Herz nicht bis hierher frei erhalten habe, um es vor derjenigen niederzulegen, in welcher ich Alles zu erblicken meinte, was er in Mariannen nur voraussetzte.

Indessen möge der Leser nicht glauben, daß meine Zuneigung für Letztere durch neue Eindrücke verringert oder meine Theilnahme für sie erstickt worden sei. Im Gegentheil hatte dieselbe nur einen größern Aufschwung, eine sorglichere Bedeutung gewonnen, seitdem ich auch für ihr körperliches Befinden ernstere Besürchtungen zu hegen begonnen. Je mehr Tage dahinschwanden und uns dem entscheidenden Zeitpunkte näher führten, desto ungestümer ebte und fluthete das Blut in die durchsichtigen Wangen und zurück zu dem armen Herzen, auf das sie zuweilen meine Hand zu legen pflegte, um die stürmischen Schläge zu fühlen. Dabei wollte der Husten nicht weichen, aber das war, wie sie sagte, ein altes, stets wiederkehrendes Uebel und was das Herzklopfen betraf, so ward es ja durch die freudige Erwartung veranlaßt. Allein ihre eigenen hoffnungsvollen Ansichten konnten meine Besorgniß nicht beschwichtigen und ich sah, daß auch Robert ängstlicher als je über sie wachte. Immer unermüdelicher wurde sein Bestreben sie zu zerstreuen, nichts destoweniger aber mußte er es geschehen lassen, daß sie öfter in Frau von Bergens Gesellschaft daheim blieb, wenn eine anstrengendere Unternehmung uns ins Weite führte. Die beiden Damen, die vor unserer Ankunft aus Mangel einer passenden Begleitung noch so gut wie nichts von

der Umgegend gesehen, auch ganz direct ohne Aufenthalt über Basel und Neuchâtel hierher gereist waren, schlossen sich uns nämlich auf allen Partien an, welche für die Mutter ohne Mühe zugänglich waren, und bei andern, größere Kräfte beanspruchenden Ausflügen erhielten wir die Erlaubniß, Clara mit uns zu nehmen und dem entzückten Mädchen zuerst die Schönheiten der Schweiz zu zeigen.

Unverwüßlich in Ueberwindung von Schwierigkeiten war sie uns meist in Roberts Geleit weit voraus und kein Vorsprung in dem Garten des hochgelegenen Hôtels Mirabeau, der Nighi vaudois genannt, keine Zacke der dent de Naye waren ihr zu steil und schwindelerregend, um sie zu erklettern und uns lachend von ihrem Gipfel zu begrüßen.

Mittlerweile suchte Marianne in bescheidener Freundlichkeit bei Mama die Stelle der Tochter zu vertreten und in Geduld die ewigen Lamentationen der guten Frau anzuhören, welche allerdings ihre Gesellschafterin nicht als ganz ebenbürtig betrachtete, jedoch ihrer lieblichen Zuorkommenheit alle Gerechtigkeit widerfahren ließ und sich des Trostes erfreute, bei Niemand so viel Anerkenntniß der Mängel waadtändischer Zustände zu finden, als bei Mariannen, die Schweizerin genug war, um den fremden Canton gründlich zu mißachten.

Clara hatte von Anfang in ihrer einfachen natürlichen Weise Marianne wie ihres Gleichen behandelt und als ich ihr, natürlich ohne Roberts Geheimniß zu berühren, die Geschichte des armen Wesens erzählte, sah ich in ihren klaren Augen zwei große Thränen stehen; sie, die gewiß niemals einer solchen empfindsamen Täuschung unterlegen sein würde, begegnete dem unglücklichen Opfer derselben von diesem Moment an mit einer so zarten Theilnahme, einer so herzgewinnenden Zuorkommenheit, daß sie Roberts Dankbarkeit und Bewunderung erregte.

„Clara ist ein prächtiges Mädchen,“ sagte er eines Tages zu mir. „So frei von kleinlicher Eifersüchtelei und beschränkten Rücksichtnahmen, eine wahrhaft großartige Natur.“

„Und dabei so gut und redlich,“ setzte ich hinzu. „Ihr Herz, dafür möcht' ich stehen, ist eben so warm als ihr Verstand klar und gesund ist.“

„Aber das Alles ein Wenig im grandiosen Style, ein Wenig selbstherrlich und gebieterisch. Ganz das Mädchen, um einen Mann unter den Pantoffel zu bringen.“

„Ach, Unsinn! Wer so selbstlos und harmlos

wie Clara ist, kann nicht auf die Dauer herrschüchtig und eigenwillig sein. Und erfahren sie es nicht an Frau von Bergen, daß gerade hilflose und abhängige Menschen Andere durch ihre Schwäche und ihren Egoismus tyrannisiren? Stellen Sie an Claras Seite den rechten Mann, den sie lieben und ehren kann, und Sie werden sehen, wie sie von ihrer Höhe herabsteigt, um sich hinzugeben und zu beugen. Eben die kräftigsten Frauennaturen haben ein wahres Bedürfnis sich in den Staub zu werfen und dem Geliebten die Füße zu küssen.“

„Und dann?“ fragte Robert lachend. „Diese reizende Situation kann doch unmöglich ein ganzes Leben dauern.“

„Nun, dann,“ entgegnete ich, „wird der angebetete Gegenstand sie aufheben und das normale Verhältniß gegenseitigen Herrschens und Dienens oder vielmehr gemeinsamen Wollens wird eintreten, vorausgesetzt nämlich, daß dieser Gegenstand der rechte ist. Haben solche Frauen einmal dem Unrechten die Füße geküßt und sie werden ihres Irrthums inne, so steht es freilich schlimm.“

„Lassen Sie uns denn Clara von Herzen den Rechten wünschen; ich bin überzeugt, daß sie alles Glück verdient,“ sagte Robert. „Aber wollen wir nicht Marianne auffuchen?“

„Wie sehr würde ich mich gefreut haben, wenn unser Freund in seiner Werthschätzung Claras weniger objectiv gewesen wäre!“ —

Der October war mittlerweile herangekommen, wir hatten die meisten erreichbaren Punkte an diesem Ende des Sees besucht und die uns noch bleibenden wenigen Tage sollten noch andern Schönheiten des Leman gewidmet werden, als deren Mittelpunkt wir Lausanne zum Hauptquartier erwählt hatten. Die Luft war, nach wenigen regnerischen Tagen, so sonnig und warm, selbst heiß, wie im Sommer, und nur der immer frühere Einbruch der Dunkelheit, die zunehmende Süße der Trauben, welche an die Nähe der Weinlese mahnte und das Fallen eines und des andern gelben Blattes, das selbst in diesem glücklichen Klima nicht mehr der Vergänglichkeit trotzte, verkündete die Nähe des Spätherbstes. Unter diesen günstigen Umständen durften wir es Frau von Bergen vorschlagen, ihrem schwächlichen Körper eine weitere Excursion zuzumuthen und uns für einige Tage nach Lausanne zu begleiten, um ihrer Tochter einen Genuß zu verschaffen, der ihr ohne unsere Gesellschaft unzugänglich geblieben sein würde. Schoben wir doch auch gern die Stunde der

Trennung von dem lebenswürdigen Mädchen noch länger hinaus und hatten wir uns doch auch an die peinliche Aengstlichkeit und das müßige Geklauer ihrer im Grunde gutmüthigen und harmlosen Mama der Art gewöhnt, daß uns die Anwesenheit derselben nicht mehr lästig fiel.

Ueberrascht durch unsern Vorschlag, hatte Frau von Bergen anfänglich allerdings mancherlei Einwendungen erhoben, als sie aber nach ihrer beständigen Frage:

„Clärchen, was meinst Du dazu?“ in den Augen der Tochter deutlich genug Wunsch und Bitte leuchten gesehen, fügte sie sich wie gewöhnlich ohne Widerstreben, wenn auch nicht ohne bedenkliche Aeußerungen, den Anordnungen Claras. Und so betraten wir denn Alle vereint an einem sonnigen Vormittage das Dampfschiff, das von Villeneuve kommend, bei Bernex landet, und das uns in wenigen Stunden an der lieblichsten Scenerie vorüber nach Duchy, dem Hafen von Lausanne, führen sollte.

Die Luft war so rein, jede Contour des Gebirges so klar und scharf gezeichnet, der See so glatt und blau, Alles um uns her von einem so anmüthigen Lächeln umspielt, daß wir uns in die heiterste Stimmung versetzt fühlten und selbst Marianne freier und fröhlicher dreinschaute als sonst. Keiner von uns ahnte an diesem Morgen, wie nahe wir dem Vorhange standen, hinter welchem die schmerzlichsten Eindrücke unserer warteten! —

Liebliches Lausanne, umhüllt wie du auch in meiner Phantasie durch wehmüthige Erinnerungen bist, denke ich doch deiner, wie ich dich an jenem ersten Tage unserer Ankunft gesehen, strahlend im ganzen Schmuck deiner Reize, die keine Spur jener puritanischen Strenge an sich tragen, welche in deinen Mauern, wie man sagt, wohnen soll. Sitz schweizerischer Gelehrsamkeit, Aßyl manches großen und geehrten Namens, mischest du zu dem Zauber südllich-sinnlicher Schönheit den feinen Blüthenduft des Geistes, gleichwie der edle Bau deiner Kathedrale seine reinen Umrisse ernst von den lachenden, mit Weinlaub gekränzten Höhen des Borat abhebt, den Blick fesselnd, aber nicht beengend. Wie gern erzählte ich noch lange von deinen Herrlichkeiten, von der entzückenden Aussicht des sogenannten Signals, das wir schon am ersten Nachmittage auffuchten und das den See und seine Ufer in einem Ueberblick erscheinen läßt, wie ich ihn weiter nirgends so vorthelhaft gesehen — wie gern, sage ich, möchte ich bei diesen köstlichen Erinnerungen verweilen, nur um dem Ge-

dächtniß an die schmerzliche Katastrophe zu entgehen, welcher wir unaufhaltsam entgegenseilten. Allein meine Aufgabe will gelöst, das Ende erzählt sein und ich kehre zu der Darstellung unserer persönlichen Erlebnisse zurück.

Das Hotel Gibbon hatte uns aufgenommen und nachdem wir sein feines Diner von seinen silbernen Schüsseln gespeist, war das herrliche Wetter von uns zur Fahrt nach dem eben erwähnten Signal, einem in eine kleine Anlage verwandelten Bergvorsprunge, benützt worden. Zurückgekehrt begaben wir uns in das Gärtchen des Gasthofs, dessen einer Pavillon die Wohnung des verbannten Historikers gewesen sein soll und ich bat Mariannen, die über Beklemmung klagte und von den Anstrengungen des Tages ermüdet schien, den Thee in ihrem Zimmer einzunehmen und sich früh zur Ruhe zu legen. Fügsam wie immer versprach sie meinem Rathe zu folgen und als wir Uebrigen den Speisesaal betraten, wandte sie sich in die Seitenpforte des Hauses, die zu unserer Wohnung führte und ihr eine freundliche gute Nacht zrufend, verloren wir sie aus den Augen.

„Meine holde Marianne, unser Aller Verzug und Schützling, wie stehst Du vor meinem geistigen Auge noch heute, wie ich Dich damals sah, umflossen vom matten Mondlicht, Du, die ich selbst meinen Mondschein zu nennen liebte, in Deinem hellen Kleide, mit unnachahmlicher Grazie uns zunicke und dann verschwindend! Es war wie die Erscheinung eines freundlichen Geistes, der in den Aether zerfließt und wenn meine Gedanken Dich heute suchen, so ist es ein ähnlicher freundlicher Geist, der ihnen mit mildem, aber weniger traurigem Lächeln begegnet.“

Im Saale war ein reges Kommen und Gehen. Die Omnibus von Dampfsschiff und Eisenbahn waren vor einer Viertelstunde angelangt und hatten sich ihrer Insassen entladen, die nun nach und nach aus den mühsam eroberten Gemächern zurückkehrten, um sich an einem mehr oder weniger reichlichen Abendimbiß von des Tages Last und Hitze zu erholen. Vor ein Paar englischen Familien dampften bereits einige große Theemaschinen, ein schwächlicher Franzose regalirte sich trotz der späten Stunde mit einer Tasse Kaffee, in einer Ecke hatten sich zwei deutsche Studenten oder Künstler ein nahrhafteres Abendessen und einige Gläser Bier austragen lassen und lachten und plauderten miteinander aufs Ungenirteste, recht im Gegensatz zu den Söhnen und Töchtern Albions, die ihre Lippen nur öffneten, um Thee und Toast, der sie hier ganz leidlich

an die Heimath erinnern mag, zwischen dieselben einzuführen. Wir unsererseits hatten uns an einer ziemlich entfernten und unbefetzten Stelle der Tafel vor unsern Speisen niedergelassen und da wir zwar leise aber doch munter miteinander plauderten, so war es uns nicht sonderlich angenehm, als ein neu eintretendes Paar sich dicht neben uns niederließ. Dasselbe, augenscheinlich eben von der Reise gekommen, bestand aus einem kräftig gebauten, aber etwas verlebt aussehenden jungen Manne von etwa dreißig Jahren, dessen ursprünglich joviales blondes Gesicht so deutlich die germanische Abkunft zu verrathen schien, daß es mich Wunder nahm, ihn mit seiner Gefährtin im geläufigsten italienischen Geplauder zu vernehmen. Freilich konnte das Vaterland der jungen Frau an seiner Seite ohnehin keinem Zweifel unterworfen sein. Sie trug das unverkennbarste Gepräge einer Römerin, aber ohne jene Idealität, welche wir, Dank unsern Malern und Dichtern, allemal diesem Begriff beizulegen geneigt sind. Es war eins jener wachsbleichen Gesichter, denen man in Italien so oft begegnet, mit starken regelmäßigen Zügen, die selbst bei großer Jugend schon etwas Hartes und Trockenes zeigen, und schwarzen Augen, die allerdings wie Pechfackeln glühen, aber von keinem innern, seelischen Feuer belebt erscheinen. Die junge Frau war, wie wir später erfuhren, erst siebzehn Jahr alt und seit einem Monat verheirathet, dennoch fehlte ihrem Antlitz der zarte Hauch der ersten Jugend, die üppige Gestalt, deren Umrisse allerdings etwas Antikes hatten, schien einer Fünfundzwanzigjährigen anzugehören und die laute Ungeniertheit ihres Benehmens trug nichts von der erröthenden Zurückhaltung unserer Neuvermählten an sich. Auch ihre Kleidung zeigte wenig Achtbarkeit, die volle Büste schien noch keine Bekanntschaft mit einem Schnürleib gemacht zu haben, sondern war nur lose durch die weiten Falten des gelben Kleides von roher venezianischer Seide verhüllt, das starke, aber nicht glänzende schwarze Haar so nachlässig aufgenestelt, daß es, als sie den großen Reisehuth abgeworfen, jeden Augenblick auf den Nacken herabzufallen drohte, der ohne durch einen Kragen, eine Spitze oder irgend eine Verzierung gehoben zu werden, aus dem Ausschnitte des Kleides stattlich genug herauswuchs. Die meisten Italienerinnen nehmen es sehr leicht mit der Toilette, besonders im Sommer, wo jede nicht dringend gebotene Zuthat unnöthige Hitze macht, sie haben und knöpfen sich einfach ihr Kleid zu, und sind fertig; während wir, arme Sklavinnen der Mode und Etikette, ungezählte Stun-

den unseres Lebens allein mit dem Befestigen von Kragen und Schleifen, dem Zuknöpfen von Unterärmeln und Manschetten verbringen. In so weit sind die Südländerinnen praktischer und naturgemäßer als wir, vielleicht aber im Grunde auch nur eitler, indem sie ihrer Person allein zutrauen, was wir durch kleine Hilfsmittel zu erreichen suchen.

Sei dem wie ihm wolle, ich weiß nicht worin es lag, daß mir von allen italienischen Frauen, die ich gesehen, diese nonchalante der Erscheinung bei dieser am meisten mißfiel, sie mich überhaupt so unangenehm berührte. Ihr Gatte war jedenfalls sehr verliebt in sie und ließ sich auch durch die Gegenwart Fremder in seinen Schäkereien durchaus nicht stören, ebenso wenig erwartete das Paar eine Aufforderung von unserer Seite, um sich in unsere Unterhaltung zu mischen. Der junge Mann machte in vollständig gutem Schweizerdeutsch, wie es seinem Aussehen entsprach, die gebräuchlichen Bemerkungen über Gegend, Wege und Communicationsmittel und als die Signora erst inne geworden, daß wir, mein Mann und ich, das Italienische wenigstens zur Genüge verstanden, so schwatzte sie bald so unbefangen, als ob sie sich unter den nächsten Bekannten befunden hätte.

Noch ehe ich eine zweite Tasse Thee geleert, konnten wir die meisten Verhältnisse der jungen Eheleute, erfahren, daß Antoninos Vater ein Haus in der Nähe der Tiberbrücke besitze, daß Enrico schon lange um sie gefreit, aber die Einwilligung ihrer Eltern erst erhalten habe, nachdem sein reicher Onkel gestorben, daß er sie jetzt seinen Verwandten zuführen und ihr alle Liebenswürdigkeiten seiner Schweizer Heimath zeigen wolle. Morgen, fügte der Gatte hinzu, gedächten sie die Umgegend von Lausanne zu durchstreifen und Nachmittags nach Chaud de fonds aufzubrechen, wo er einen Theil seiner Jugend verlebt und Freunde besitze.

Ein furchtbarer Verdacht, nein, mehr als das, eine entsetzliche Gewißheit stieg in mir auf, und in den Augen meines Mannes las ich deutlich, daß er von dem gleichen Gedanken ergriffen sei, während Robert weiter unten am Tische in lebhaftem Gespräch mit Clara und ihrer Mutter und obenein des Italienischen nicht mächtig, nur Bruchstücke der Unterhaltung aufgefaßt hatte und keinen Argwohn hegen konnte.

Uns von der Wahrheit unserer Vermuthung zu überzeugen, mußte unsere erste Sorge sein und in der Frühe des nächsten Morgens, als unsere Reisegefell-

schafter noch sämmtlich ihre Lagerstätten nicht verlassen, war mein Mann bereits hinuntergeeeilt, um einen Blick in das Fremdenbuch zu werfen, das am gestrigen Spätabende die Kunde in den Zimmern der Neuangetommenen gemacht. Nach wenigen Minuten stand er bereits wieder vor mir und der Ausdruck seines Gesichts sagte mir hinreichend, was er gefunden. Hatten wir doch auch kaum daran gezweifelt, daß unser Bekannter vom vorigen Abend „il Capitano Enrico Graeber da Roma“ sei, wie er sich im Fremdenbuche bezeichnet! Was aber mit dieser Entdeckung thun, einer Entdeckung, die unter den obwaltenden Umständen den niederschmetterndsten Eindruck auf Marianne hervorbringen mußte?

Wir wollten berathschlagen, uns für irgend eine Handlungsweise entscheiden, aber mein Gatte legte den Finger auf den Mund und erinnerte mich daran, daß die leichtgebauten Gemäcker eines Hôtels mit ihren spaltigen Thüren und weiten Schlüffellochern die ungünstigste Dertlichkeit zur Besprechung eines Geheimnisses seien und um uns nur sammeln und fassen zu können, bevor wir Mariannen wieder entgegen traten, entschlossen wir uns schnell, ehe die Frühstücksstunde schlug, einen stillen Gang über die nahe gelegene Promenade zu machen. Für den Augenblick schien uns keine Begegnung zu fürchten, wahrscheinlich schlief die arme Marianne noch und sicherlich würde sie den Speisesaal nicht ohne unsere Begleitung betreten. Auch Robert wollten wir vor der Hand noch nicht in unsere Entdeckung einweihen, von der ich nicht bestimmt wußte, wie er sie aufnehmen werde und so schritten wir denn allein dahin, immer und immer wieder uns die Frage aufwerfend, was am besten zu thun sei?

Natürlich konnte nicht die Rede davon sein, es dem Zufall zu überlassen, das unglückliche Mädchen über die gänzliche Zertrümmerung ihrer mit ihrem Herzblut genährten Hoffnungen, die vollständige Treulosigkeit ihres Geliebten aufzuklären — jedes Zusammen treffen mußte zunächst vermieden werden und so beschloffen wir denn, da der „Capitano“ und seine Gattin am Nachmittage abzureisen gedachten, schon heute den Ausflug nach Morges zu unternehmen, den wir ursprünglich für einen der nächsten Tage bestimmt. Wenn wir am Abende zurückkehrten, war ja die Luft rein und wir hatten wenigstens den Augenblick gerettet. Aber war es edel und freundschaftlich gehandelt, sie unvorbereitet der zuletzt doch unausbleiblichen Enthüllung entgegengehen zu lassen, würde es nur möglich

sein, ihr fernerhin unbefangen entgegenzutreten? Sollte ich allmählig den Schleier vor ihren Augen lüften und das unsägliche Weh, vor dem ich schon in Gedanken zurückbebt, tragen helfen, so gut es Liebe und Theilnahme vermochten? Sollten wir ihre Verwandten um Beistand in Anspruch nehmen? Aber von diesem Beistande hatten wir ja eben so wenig erwartet, diesen Umgebungen hatten wir uns ja so weit überlegen an Trost- und Hilfsmitteln gefühlt. Und vornehmlich hatte das Robert, seine Fürsorge mußte auf diese Krisis einigermaßen gefaßt sein, er mußte raten, entschieden handeln. Eine Unterredung mit ihm war das nächste, was uns zu thun oblag, während bis zur Abfahrt nach Morges Marianne leicht in ihrem Zimmer gehalten werde konnte.

Wir waren unter diesen Erwägungen und hier und da gefesselt durch den Zauber der Morgenlandschaft vor unsern Blicken, ungefähr eine Stunde abwesend gewesen, die Frühstückszeit hatte bereits geschlagen und mit beschleunigten Schritten und einigermaßen erleichtertem Herzen wandten wir uns zum Hotel zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Fenilleton.

(Eine Huldigung Goethes.) In den Memoiren des Schauspielers Genast, deren wir bereits Erwähnung gethan, finden wir noch folgende heitere Anekdote: Eine Fleischersfrau aus Berlin war nach Weimar gekommen in der Absicht, Goethe persönlich kennen zu lernen. Sie schien aber entschiedenes Unglück zu haben, denn so oft sie auch in Goethes Wohnhaus pilgerte und von dem Bedienten Sr. Excellenz verlangte gemeldet zu werden, wurde sie von diesem abgewiesen. Endlich erbarmte sich ihrer ein Spatzvogel, der ihr die Stunde verrieth, zu welcher Goethe gewöhnlich auszufahren pflegte, wobei er ihr zugleich den Rath gab, sie solle sich leise die Haupttreppe hinanschleichen, auf dem obern Absatz sich hinter der dort zur linken Seite befindlichen Doppelstatue verbergen und, wenn Goethe aus seiner Thür heraustrete, hervortreten und ihn vassend begrüßen. Sie werde gewiß freundlich aufgenommen werden, denn Goethe liebe derartige Huldigungen.

Die Fleischersfrau befolgte pünktlich alle Anweisungen und als Goethe erschien, trat sie sogleich aus ihrem Versteck hervor und rief ihm entgegen:

„Bin ich endlich so glücklich, den großen Dichter vor mich zu sehen?“

Goethe sah sie verwundert an und fragte sie:

„Kennen Sie mich, Madame?“

„Tott, wer sollte Ihnen nicht kennen?“ rief die Frau. „Festgemauert in der Erde steht die Form, aus Lehm gebrannt!“

Goethe lachte und erwiderte: „Es freut mich, daß Sie meine Werke so kennen. Adieu, Madame!“ und damit ging er an ihr vorüber.

Ueberglücklich kam die Frau in den Elephanten, dessen Wirth ein höchst jovialer Mann war. Entzückt rief die Frau Fleischersfrau ihm entgegen: „Nun habe ich ihn gesehen und gesprochen!“

„So?“ erwiderte der Wirth. „Haben Sie Goethe gesehen und gesprochen? Was haben Sie denn mit ihm gesprochen?“

„Na, wovon annersten denn als von seine Werke? Ich habe ihm gleich vordeclamirt: „Festgemauert in der Erde.““

„Das haben Sie ihm gethan? Das verzeiht Goethe Ihnen im Leben nicht.“

„Wieso?“ rief die Frau etwas beunruhigt; „er hat mir doch gesagt: es freut mich, daß Sie meine Werke so gut kennen.““

Der Wirth machte ihr nun die Verwechslung, deren sie sich schuldig gemacht, klar. Die ästhetische Fleischersfrau fiel fast in Ohnmacht, sich so blamirt zu haben und verließ in höchster Eile das deutsche Athen.

— r. —

(Marshall Castellane.) Es ist gewiß eine herzerwärmende Empfindung, mit der man, sei es unter den bedeutenden Männern der Vergangenheit oder der Gegenwart einem Charakter begegnet, der sich als Mann im vollen Sinne des Wortes zeigt und die meist durch eigene Kraft errungene Stellung im Leben würdig ausfüllt. In unserer Gegenwart sind solche Gestalten freilich etwas selten geworden, aber ganz ausgestorben ist dieses Geschlecht der Männer noch nicht.

Ihnen scheint z. B. der jüngst zu Lyon gestorbene französische Marshall Castellane angehört zu haben, so weit man seinen Charakter nach den von ihm umlaufenden Anekdoten und Charakterzügen beurtheilen darf. Seine Jugend gehörte noch der ersten französischen Revolution an und wie alle Kriegsmänner jener Zeit, hatte auch er von der Pike auf gebient. Kaum sechszehn Jahr alt, trat er 1809 als Freiwilliger in einem Husarenregiment ein, avancirte schnell zum Lieutenant, Rittmeister und Major und machte alle Feldzüge Napoleons mit. Beim Uebergange über die Berezina hätte er beinahe das Schicksal seiner Kameraden getheilt, denn er war gestürzt und lag bereits unter einem Haufen von Leichen, als einige Freunde ihn fanden und retteten. Als Andenken an jenen furchtbaren Tag blieb ihm seine linke Hand lahm, die er erfroren. Unter der Restauration ging er unter dem Herzog von Angoulême nach Spanien; unter Louis Philipp nahm er 1832 an der Beschießung von Antwerpen und später an den Feldzügen in Afrika Theil; zur Zeit der Februar-Revolution stand er mit seiner Division in Rouen, wo er schwere Tage zu verleben hatte, denn die Stadt war fast ganz von revoltirten Arbeitern besetzt, während Castellane vor der Stadt lagerte. Zur Zeit des Staatsstreichs commandirte er in Lyon, wo es damals noch schlimmer zugeing

als früher in Ronen. Drei Tage und drei Nächte soll Castellane nicht aus dem Sattel gekommen sein; er rettete aber auch durch seine energischen Maßregeln die Stadt vor Plünderung und Brand. Großes Glück machte damals seine eben so lakonische als kräftige Proclamation bei den Soldaten, welche nur die Worte enthielt: „Ein Schuß, wer zurückweicht!“ Der neue Kaiser aber ernannte ihn zum Senator und Marschall, hatte Castellane ja seine Macht im Süden befestigt, denn Lyon ist für den ganzen Süden Frankreichs, dem es die Lösung giebt, ein zweites Paris.

Der neue Marschall ward mit der Zeit ein Liebling der Soldaten, obgleich er von Natur streng und wortkarg, auch gegen seines Gleichen stolz war; der Bürgerstand haßte ihn wegen jener Strenge. Es war als wenn er das Wort „Vergebung“ gar nicht kenne. Als Militair galt ihm die Disciplin über Alles, der geringste Fehler wurde mit Arrest geahndet. Saß ein Czako schief: Arrest; trat ein Soldat um einen halben Fuß im Gliede vor: Arrest; wer irgend ein Metallstück nicht spiegelblank gepußt: Arrest. Diese Strenge setzte den Marschall zuweilen bedenklichen Scenen aus. So hatte er einst einen jungen Soldaten wegen eines kleinen Versehens zu acht-tägigem Arrest verurtheilt. Der junge Mensch fühlte seine Ehre dadurch gekränkt und schwört ihm Rache. Bald nach seiner Befreiung aus der Haft ist Revolte im Feuern. Der Soldat ladet sein Gewehr mit einer Kugel und schießt auf den Marschall, der kaum zwanzig Schritt von ihm hält. Ein Ungefähr läßt das Gewehr einen Moment früher losgehen und die Kugel schlägt dem Marschall in den Hut. Dieser sprengt sofort vor die Fronte und ruft voll Entrüstung: „Welch ein Lump, der seinen Mann auf zwanzig Schritt verfehlt!“ Später jedoch vertuschete er die Sache, ließ den Soldaten zu sich kommen, redete ihm ins Gewissen und der Bursche wurde bald dem Marschall auf Tod und Leben ergeben.

Man erzählt sich auch noch folgende Anekdote: „Ein Barbier, der den Marschall wegen seiner Strenge haßte, ließ sich einst zu den Worten verleiten:

„Da, wenn ich nur einmal diesen Pizgand von Castellane zu rasiren bekäme, ich schnitte ihm wahrhaftig den Hals ab!“

Der Marschall, der davon gehört hatte, stellte sich schon folgenden Tags beim Barbier ein, aber in voller Uniform, damit er kenntlich sei, setzte sich ruhig auf einen Stuhl und verlangte rasirt zu werden. Der Barbier, der nicht weiß, wie er diesen Besuch nehmen soll, und nur seine bramarbafrenden Worte im Gedächtniß hat, ist mehr todt als lebendig, seift aber doch den entseztlichen Kunden ein, wegt sein Messer und fängt an zu schaben, bringt aber nicht viel fertig. Da springt endlich der Marschall vom Stuhle auf und fährt ihn an:

„So schneid er doch zu, Halkunte! Schneid' er mir doch den Hals ab, wie er sich gestern noch gerühmt!“

Zitternd vor Angst steht der Barbier vor ihm.

„Siehst Du wohl,“ fuhr der Marschall fort, „was für ein

erbärmliches Geschlecht Ihr seid? Prahlen könnt Ihr, aber Muth habt Ihr nicht, Ihr feiges Gesindel.“

Der Barbier sank ihm weinend zu Füßen, denn er sah sich schon vor den Affsen.

Da fing der Marschall an laut zu lachen, beruhigte ihn und meinte:

„Schon gut, schon gut! Ich bin nicht mehr böse. Jetzt rasire mich, aber sieh Dich vor, daß Du mich nicht schneidest!“

Als der Barbier fertig war, gab er ihm ein reiches Entgelt und entfernte sich.

In dieser Weise konnte er bald beliebt werden, was er denn auch bei der Straßenjugend Lyons in großem Maße war. Ueberall, wo er sich zeigte, wurde er umringt und *Vive le Maréchal! Vive Castellane!* begrüßt. Der alte General, der seine Reitpeitsche weidlich unter der Jugend tanzen ließ, dabei aber auch kleine Silberstücke fallen ließ und über die Purzelbäume seiner kleinen Verehrer lachte, die nach dem Gelde hasteten, während er ihnen zurief: „*Voulez-vous bien sauver, gré-dins? voulez-vous bien me laisser tranquille!*“ ließ so seiner Laune freien Lauf. Einst ward er von einem Haufen Jungen dem Laden eines Pastetenbäckers gegenüber angegriffen, als ihm plötzlich ein lustiger Gedanke kam. „*Prenez-moi ça à l'assaut!*“ ruft er den Jungen zu und zeigt auf die hinter den Fenstern stehenden Kuchen und Torten. Die lassen sich das nicht zwei Mal sagen, stürmen in den Laden hinein und in zehn Minuten ist von all' den Herrlichkeiten keine Krume mehr zu sehen. Der Pastetenbäcker stürzt um Hilfe schreiend auf die Straße, denn er glaubt schon eine neue Revolution im Anzuge, wird aber von dem lachenden Castellane beruhigt, der die Rechnung verlangt und bezahlt.

— 1. —

(Die Mysterien der Toilette) heißt es im „Morgenblatte“ sind unsäglich und ihre Wirkungen bewundernswürdig. Trittst Du in einen Kleiderladen, der das Schönste aufgespeichert hat, so ist dort Alles in hohem Grade bedeutungslos und todt. Legt aber ein hübsches Mädchen dieses Häubchen auf ihr Haupt, dieses Tüchlein um ihre Schultern, so gewinnt beides sogleich Leben und Geist. Ihre Persönlichkeit haucht den Gewändern Amuth und Grazie ein. Es ist als wenn dieselben ein Theil ihres Selbst würden. Eine halbe Elle von den seidenen Bändern, die im Magazin rollenweise da liegen — als ein profaischer Stoff, wie poetisch, welcher schönen Verse würdig, wenn sie am Hute einer Holden flattern!

Etwas Aehnliches geschieht mit den Worten, die ein Dichter zu seinem Klang und Sang sich aufgelesen. Auch sie sind todt und glanzlos, so lange sie im großen Magazin der Sprache lagern oder auch wenn ein Unberufener sie sich aneignet. Sind sie aber mit einem Paar kunstgerechter Griffe in die gehörige Verbindung, an den rechten Fleck gebracht, so scheinen sie in Gold verwandelt, wirken auf uns wie die Blumen in den Loden der Geliebten und sind uns unvergeßlich.

Allgemeine Mode-Zeitung



Redacteur:
Dr. A. Diezmann.
Leipzig.

Verlag:
Baumgärtner's
Buchhandlung.
Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.,
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Zwischen Bergen und Seen.

Erzählung

von

Mathilde Quednow.

(Fortsetzung und Schluß.)

Kurz ehe wir dasselbe erreichten, erblickten wir den Capitain Gräber, der in fliegender Eile und mühsam gefolgt von einem andern Herrn, in der Thür des Hauses verschwand. Die unverkennbare Hast und Aufregung seiner Erscheinung zeigte etwas Schreckhaftes und ohne mir über meine Empfindungen Rechenschaft geben zu können, fühlte ich mein Herz von einer bangen Ahnung ängstlich zusammengezogen. Allein es blieb mir keine Zeit, Betrachtungen darüber anzustellen, denn kaum hatten wir die Vorhalle betreten, als wir Gräber bereits wieder aus der Thür eines der untern Zimmer hervorstürzen sahen, bleich und mit allen Zeichen des Schreckens. Als er uns gewahrte, fuhr er heftig zurück.

„Kommen Sie endlich?“ rief er uns zu. „Man hat nach Ihnen gesucht, Madame, meine Cousine Marianne — o santissima madre!“

Und beide Hände vors Gesicht gedrückt, rannte er an uns vorüber, die Treppe hinauf.

„Wo ist sie? Was ist geschehen?“ riefen wir ihm angstvoll nach und mein Mann wollte ihn mit Gewalt festhalten, als sich dieselbe Zimmerthür abermals öffnete und Robert todtenbläß und mit dem Aus-

druck tiefer Erschütterung in seinen männlichen Zügen uns entgegentrat.

Wozu die Scenen, die Empfindungen schildern, die in rascher Aufeinanderfolge auf uns einstürzten! Wer, der Aehnliches erfahren, wüßte nicht, daß solche Dinge in einer traumartigen Bewußtlosigkeit durchlebt werden, die uns zwar alle Spannkraft für die Forderungen des Moments erhält, nach dem Abschlusse der Begebenheit jedoch einen nebligen Schleier über dieselbe legt, so daß wir nicht mehr zu sagen wissen, wie und in welcher Weise wir damals gelitten und gehandelt, Schreck überwunden und Schmerz ertragen haben.

Während wir gesonnen und gerathschlagt, wie unsere kurzsichtige Weisheit den drohenden Schlag für Mariannen lindern und beseitigen sollte, hatte der Finger des Allmächtigen bereits die Aufgabe unsern schwachen Händen entnommen und eine Lösung herbeigeführt, weit über alle Anschläge der sorgfältigsten Freundschaft hinaus. Der arme Vogel hatte seine Freiheit gefunden, unerreichbar für die bittere Enttäuschung, die ihm so nahe drohte, die Thränen wurden getrocknet, noch ehe sie fließen konnten und die Wunde geheilt, die so lange heimlich geblutet.

In dem Zimmer, aus welchem die beiden Männer getreten, fanden wir auf einem Ruhebetto Dasjenige, was von Marianne, der reizenden Marianne, noch auf Erden zurückgeblieben, noch nicht von Todeskälte, wohl aber von Todesblässe angehaucht, die durch einzelne leise vom Munde herabrieselnde Blutstropfen

nur noch greller hervortrat. Es gab nichts mehr zu helfen, zu erleichtern, der von Gräber herbeigeholte Arzt hatte das Leben bereits erloschen gefunden und entfernte sich stumm, Robert, Clara, mich und meinen Gatten allein bei der stillen Gestalt lassend, deren Antlitz von uns Allen gewiß den heitersten Ausdruck trug. Ein unendlicher Friede, ein seliges Lächeln ruhte auf den noch immer lieblichen Zügen, die uns so theuer gewesen, daß wir neben dieser Leiche vergaßen, wie unbekannt uns noch vor zwei Monaten die Existenz des holden Geschöpfes gewesen und eine Lücke empfanden, als ob eine Schwester von uns geschieden sei.

Allmählig von den Einzelheiten des schmerzlichen Ereignisses in Kenntniß gesetzt, erfuhren wir, daß Clara am vorhergehenden Abende mit Mariannen ein Zusammentreffen im Garten in früher Morgenstunde verabredet, daß die beiden Mädchen, ungestört durch andere Gäste, von den Logenfenstern des Pavillons aus sich der herrlichen Landschaft erfreut, wie sie aus Morgendunst und Nebel heraus allmählig ihre Auferstehung gefeiert, daß sich später Robert zu ihnen gesellt, andere Fremde den Garten betreten hätten und man, da Frau von Bergen auf ihrem Zimmer frühstückte, nur noch unsers Erscheinens gewartet habe, um sich in den Speisesaal zu begeben.

Da hatte ein Zufall den Fremden von der gestrigen Abendtafel an den Eingang des Pavillons geführt, er hatte sich, als er die drei jungen Leute erblickt, wieder zurückziehen wollen, aber Mariannens Blicke waren bereits auf ihn gefallen. Mit dem lauten jubelnden Aufschrei: Heiri! Heiri! war sie von ihrem Sitze emporgeschneilt und mit ausgestreckten Armen auf den Bestürzten zugeeilt, als, noch ehe sie ihn erreicht, ein rother Blutstrom zwischen ihren Lippen hervorgequollen, ihr Schritt unsicher geworden und sie in des herzuspringenden Roberts Arm gesunken war. Zum Tode erschrocken, doch mit schneller Fassung und Selbstüberwindung, hatte sich Clara bemüht, dem unaufhaltsam dahinfluthenden Lebensblut Einhalt zu thun, allein vergebens, nur einen kurzen Augenblick trat die Welle zurück und für diesen Augenblick war das Antlitz der Kranken von einem so seligen Liebeslächeln überzogen worden, daß der bis dahin starr dreinschauende Gräber in diesem Lächeln alle Erinnerungen längst vergessener Jugendtage auftauchen sehen mußte, denn mit dem Ausrufe: Marianne! sich vor die Stirn schlagend, war er dicht zu der Sterbenden hingetreten. Aber fast wild hatte Robert ihn zur Seite geschoben und ihm zugerufen, wenn er sich nüt-

lich machen wolle, möge er zu einem Arzte eilen, möge er mich und meinen Gatten aufsuchen lassen. Wie es schien, war der Capitain nicht ungern der schmerzlichen Scene entgangen und Mariannens Augen waren bereits von dem sich schnell verdichtenden Schleier berührt, der sie das Fortgehen des Geliebten nicht mehr gewahren ließ. Halb besinnungslos, schmerzlos murmelte sie einige kaum verständliche Worte und ließ es unbewußt geschehen, daß sie von den zahlreich Herbeieilenden vorsichtig auf das Ruhebett eines der nächsten Zimmer getragen wurde. Hier hatten, da man uns nicht aufgefunden, nur Robert und Clara und eine ab- und zugehende Dienerin sie umgeben, hatten sich in Erweisung jeder erdenklichen kleinen Liebeshilfe gemüht, sehnuchtsvoll der Erscheinung des Arztes harrend und hatten, wenige Minuten vor dem Eintritt desselben in Gräbers Begleitung, den letzten mühsamen Athemzug der wogenden Brust empfangen. So still und kampfslos und wenig zerstörend aber war der Tod aufgetreten, daß es erst des ärztlichen Ausspruchs bedurfte, um die beiden liebenden Freunde zu überzeugen, daß das arme kranke Herz, von so viel Weh erschöpft, der Freude erlegen sei und aufgehört habe zu schlagen. Wie wir gesehen, war Gräber von diesem Ausspruch und dem bleichen Bilde der Jugendliebten erschüttert, vielleicht ahnungs- und reuevoll, entflohen, nicht so wir, die wir uns das Zeugniß geben durften, die letzten Tage der Entschlafenen nach Kräften erleichtert und erheitert zu haben. Eine unendliche Behmuth, der sich indessen mehr und mehr das Gefühl einer milden Beruhigung beimischte, erfüllte den kleinen Kreis und wir nahmen uns vor, wie treue Geschwister beisammen zu bleiben, bis die schöne Hülle der Erde übergeben sei, eine köstliche Saat auf den Tag der Garben.

Robert, aufs Tiefste bewegt, aber zugleich in seinem uneigennütigen Gefühl vollkommen zugänglich für den Trost, seinen so zärtlich behüteten Schützling allen Schmerzen und Gefahren entnommen zu wissen, fand eine traurige Genugthuung darin, alle Vorbereitungen für das Begräbniß aufs Sorgfältigste zu treffen. Er hatte wenige Stunden nach Mariannens Tode eine Depeche an ihren Bruder nach Interlaken gesendet, mit einem Geistlichen Lausannes Verabredungen getroffen und die letzte irdische Ruhestätte für das arme ruhelohe Wesen selbst ausgesucht. Nur mit dem Capitain — wir gönnten ihm großmüthig diesen Titel, ohne sein Anrecht darauf näher zu untersuchen — lehnte er jede Verhandlung ab und erklärte es auf

meine Anfrage auch nicht für gerathen, denselben in die rührende Herzensgeschichte weiter einzuweißen, deren unbewußter und unbedachter Urheber er gewesen. Solche Männer, meinte Robert, erblickten in dergleichen Erfahrungen nur den Triumph ihrer eigenen Unwiderstehlichkeit und Mariannens Andenken sei ihm ein viel zu heiliges, um es als Trophäe männlicher Kletterie preiszugeben.

War die Ansicht unseres Freundes vielleicht eine zu strenge, so schien Gräber andererseits wenig geneigt, unangenehme Erinnerungen aufzufrischen und wenn er auch eine anständige Trauer über den Tod seiner Verwandten zeigte und bei seiner Abreise nach Chaux de fonds den Entschluß aussprach, zu der für den dritten Tag festgesetzten Beerdigung zurückzukehren, während seine Frau bei seinen Freunden verweilen sollte, so äußerte er doch keinen Wunsch, die liebliche Leiche noch einmal zu sehen, die wir unterdessen mit Asten und Monatsrosen geschmückt. Und ich freute mich dieser Gleichgiltigkeit, denn wie der Sage nach die tödtliche Wunde in der Nähe des Mörders aufzubrechen pflegt, so würde ich gefürchtet haben, daß bei Henris Erscheinen das gequälte betrogene Herz in einem neuen Blutstrom all' seine Schmerzen, all' seine verrathenen Hoffnungen noch einmal ausströmen werde. Eine ganz besondere Genugthuung aber gewährte es mir, daß das kalte Feuer — ich weiß keinen andern Ausdruck — der Augen Antoninas nicht über diese heilige Gestalt hingelodert war und als vor ihrer Abreise am Abend sie mir auf dem Corridor begegnete und mit einem Paar Redensarten und dem bedauernden Ausruf: *Povera Signora! Fu la cugina del mio marito!* über das Vorgefallene hinwegglitt, da überkam mich Etwas wie Haß gegen das junge gedankenlose Geschöpf, das ja nicht einmal ahnte, welchen Sieg sie über die Todte errungen.

Vielleicht war ich erbittert an jenem ersten Tage und es bedurfte des milden Friedens der beiden folgenden, die wir in stillem Genuß der Natur, der treuen Freundin in trüben und heitern Stunden, verlebten, um mir das Gefühl sanfter Schonung zurückzugeben. Empfingen doch diese Tage auch noch eine besondere Beimischung wehmüthiger Stimmung durch den Umstand, daß sie unmittelbar der Auflösung unseres kleinen Freundeskreises vorangingen, der durch die gemeinsame ernste Erfahrung eine besondere Festigkeit erlangt hatte. Jedes Glied desselben war dem andern hilfreich, tröstlich, nothwendig geworden, selbst Frau von Bergen, wiewohl anfänglich durch das Er-

lebte vollständig überwältigt, hatte ihre mütterlich freundliche Natur erwiesen und die gutmüthigste Theilnahme gezeigt. Clara aber, in der Stunde der Noth kräftig, zuverlässig, selbstlos, bewährte in diesen Tagen nach jeder Richtung das edle, tiefe Gemüth, das ich ihr von Anfang zugetraut. Beide Damen gedachten gleich nach dem Begräbniß nach Vernez zurückzukehren, mein Mann und ich aber gleichzeitig den Heimweg nach Deutschland einzuschlagen. Robert dagegen hatte eine Aenderung seiner Pläne eintreten lassen, denn was hätte er noch in Interlaken zu suchen gehabt?

Ohnehin war ihm, wie er sagte, ein Brief seines Werkmeisters gekommen, der ihn benachrichtigte, daß seine Gegenwart zu Hause noch für eine etwas längere Zeit entbehrlich sei und da er sich nicht fähig fühlte, unmittelbar in das Getriebe des gewöhnlichen Lebens zurückzukehren, so war er entschlossen, einige Wochen in Genf, in Chamounix, vielleicht in Turin umherzustreifen und dann über Lyon, das ihm noch fremd war und Paris, das er seit Jahren nicht mehr gesehen, im Beginn des Winters nach Hause zu reisen. —

Und so standen denn wir Vier, die wir so manchen fröhlichen Ausflug zusammen gemacht, an einem der letzten sonnigen Herbstmorgen vor dem offenen Grabe, um uns her die beginnende Todtenfeier der Natur. Es war über Nacht fröstelnd kalt geworden, die Baumzweige ließen welke Blätter vor unsere Füße herabrieseln, die Blumen erschienen matt und farblos, gleich der geknickten Blüthe, die wir hierher begleitet.

Unser kleiner Kreis war durch die Gegenwart zweier Personen erweitert, welche Beide den schwarzen Flor und ernste Gesichter zur Schau trugen und der Ceremonie nicht ohne aufrichtige Herzensbewegung beiwohnten. Es waren Gräber und Mariannens Bruder, welcher Letztere, wenn auch nicht trostlos, doch in warmer brüderlicher Theilnahme herbeigeeilt war, um der Schwester die letzte Ehre zu erweisen und sich in freundlicher Dankbarkeit gegen uns auszusprechen. Trotz aller Erschütterung beruhigte er sich über das plötzliche Ende durch die Ueberzeugung, daß der Himmel Alles am Besten zu fügen wisse, ein Trost, der uns so geläufig ist, wo wir keinen wirklichen Verlust erlitten haben, der aber in diesem Falle augenscheinlichere Anwendung fand, als es für den bloßen Sinn des Sterblichen an den meisten Gräbern zu geschehen pflegt.

Wie es schien, hatte unser ehemaliger Wirth, nachdem beide Männer am Vorabende des Begräbnißes in Lausanne zusammengetroffen, mit seinem Vetter, dem Capitain, eine längere Besprechung gehabt, in

welcher er ihn vermuthlich von Mariannens Erwartungen und Gefühlen in Kenntniß gesetzt, denn während der ergreifenden Handlung zeigte er eine scheue Verlegenheit, die ihm ein wahrhaft bemitleidenswerthes Ansehen verlieh. Auch ließ er es an Nührung und verschiedenen in seinen Hut gemurmelten Gebeten nicht fehlen, denen mehrmals das Zeichen des Kreuzes folgte, ein Umstand, aus welchem wir erfahen, daß er ebensowohl dem Glauben als der Liebe seiner Jugend abtrünnig geworden.

Hätte Marianne das Wiedersehen des Gegenstandes ihrer sehnsüchtigen Treue überlebt, sie würde in Antoninas Gatten vielleicht keine Spur mehr von dem heißgeliebten Jugendgefährten wiedergefunden haben!

Die Erbitterung, die ich Anfangs gegen Gräber genährt, war einem schmerzlichen Bedauern gewichen, welches mehr den Wegen der Welt im Allgemeinen, als seiner Person galt; ich mochte ihn nicht anklagen, am wenigsten an dieser Stätte, die den Frieden predigte. Hatte er denn auch etwas Anderes verbrochen, als jene unzähligen Gedankenlosen, die erst, mit allen Waffen der Liebe und Huldigung gerüstet, ein weibliches Herz angreifen und erstürmen und, nachdem sie die Hingebung desselben bis auf die Erinnerung von sich geworfen haben, erstaunt das Unheil betrachten, daß sie angerichtet und zu ihrer Entschuldigung versichern, daß sie „nichts gemeint“ hätten, als den Zeitvertreib einiger müßiger Stunden? Sollte er allein die Verantwortung dafür tragen, daß solche Männer das Herz für einen empfindungslosen Fangball, Liebe und Treue für hochtrabende Bezeichnungen eines ganz gewöhnlichen Einsatzes im Lebensspiel halten, den man nach Belieben und ohne Schaden auswerfen oder zurückziehen kann? Trug er die Schuld jener eigenthümlichen, immer wiederkehrenden Erfahrung, wonach es eben diese leichtsinnigen Spieler sind, welche am Heißesten und Dauerndsten geliebt werden? Meine Gedanken verwirrten sich in diesen Fragen, die ich nicht zu entscheiden vermochte und nur die eine konnte ich nicht unterdrücken, bei welchem der beiden Männer, die so einträchtig vor ihrem Sarge standen, Mariannens geläuterter Geist verweilen möchte, wenn er aus der Region, wo alle Irrthümer und Täuschungen schwinden, hernieder Schaute, — ob bei ihm, der ihre Liebe durch eine so vorübergehende Neigung vergolten oder bei jenem Andern, der ihr eine uneigennützig Hingebung bewiesen, wie das Leben sie nur selten darbietet? Und ich empfahl dem Herrn über Lebendige und Todte die

Seele der Hingeshiedenen nicht mit größerer Inbrunst, als ich zu ihm für Roberts Seelenfrieden und das Glück seiner Zukunft betete.

Ich fürchte, daß ich unter diesen Betrachtungen der französischen Leichenrede des reformirten curé nicht volle Aufmerksamkeit widerfahren ließ, aber als er dieselbe mit dem feierlichen *ainsi-soit-il* schloß, da sprach ich das Amen in tiefster Brust mit der freudigen Uezeugung, daß unsre Liebe, unsre Thränen und Gebete nicht umsonst gewesen, sondern emporgestiegen seien zum Urquell aller Liebe. —

Monate waren seit jener Stunde verstrichen und die oben erzählten Ereignisse in das Gebiet der Vergangenheit zurückgetreten, mit deren Freuden und Schmerzen sich meine Phantasie gern beschäftigte, während, längst wieder heimisch in meiner Häuslichkeit, ich emsige Vorkehrungen für das herannahende Weihnachtsfest traf. Die Schneedecke, welche das Pflaster unsrer Straße belastete, mochte auch das Grab am Leman bereits eingehüllt haben, und noch war uns keine Kunde von Robert zugegangen, dessen Wanderungen um diese Zeit längst ihr Ende erreicht haben sollten. Zweimal hatte mein Mann sich schon nach der eine Stunde von unsrer Stadt belegenen Eisenhütte des Freundes hinausbegeben, ohne Näheres über sein Ausbleiben, das auch dem Werkführer auffällig zu werden begann, in Erfahrung zu bringen. Bornehmlich hatte es diesen zuverlässigen Beamten stusig gemacht, daß sein Prinzipal, ganz gegen seine Gewohnheit, ihm seit mehreren Wochen keine Adresse für die Berichte, die er ihm während seiner Abwesenheit regelmäßig zu machen pflegte, mitgetheilt. Der letzte Brief, Anfang November aus Turin datirt, hatte sich in Bezug auf seine fernere Reise ganz unentschlossen ausgesprochen, ein Verfahren, das weder der Geschäftsmann noch die Freunde mit Roberts sonstiger festen und geordneten Handlungsweise in Einklang zu bringen wußten.

Wir fingen demnach an, uns ernstlich zu beunruhigen. Hatte das so kräftig beherrschte, in seiner Hoffnungslosigkeit so deutlich erkannte Gefühl für Marianne nichtsdestoweniger so tiefe Wurzeln in seinem Herzen geschlagen, daß ihr Tod diese starke, einfache Natur so ganz aus ihrer Bahn geschleudert, um aus dem ruhigen, thätigen Manne einen ziellosen Weltwanderer zu schaffen? Oder konnte ihm ein Unfall zugestoßen sein? Wir hatten schon hin und her überlegt, wie und wo sich am Besten nach ihm forschen

lasse, als ich plötzlich, etwa acht Tage vor dem Feste, den lange Vermissten in mein Zimmer treten sah.

Die frühe Dämmerung des Decembernachmittags hatte mich soeben meine Arbeit zusammensetzen und meine Hände in den Schoß legen lassen, als die wohlbekannteste Gestalt in die Thür schlüpfte, die, wie Robert wohl wußte, ihm jederzeit offen stand. Wie groß meine Freude war, brauche ich nicht zu sagen; ich sah mit Vergnügen dem Moment entgegen, wo meinem nach Hause rückkehrenden Manne die gleiche Ueberraschung zu Theil werden sollte, und dennoch mischte sich nach den ersten Begrüßungen eine Art Verlegenheit in meine Anrede, da ich nicht wußte, welche Gemüthsstimmung den Freund uns so lange entfremdet hatte und es mir, soviel die einbrechende Dunkelheit mich erkennen ließ, scheinen wollte, als ob sein Gesichtsausdruck nicht völlig frei und unbefangen sei. Ich gab ihm daher in einer gewissen Hast Auskunft über unsre eignen Erlebnisse, konnte aber doch endlich nicht umhin, ihn nach seinem Verbleiben auszufragen.

„Und nun,“ sagte ich, „erzählen Sie mir recht viel von Lyon und Paris, das Sie ohne Zweifel so ungebührlich lange festgehalten.“

Robert zuckte die Achseln und es kam mir beinahe vor, als erröthete er, da er erwiderte:

„Sie werden Ihre Wißbegierde für einen andern Berichterstatter aufheben müssen, denn ich bin weder in Lyon noch in Paris gewesen.“

„Nicht dort gewesen? Nun, gleichviel, dann wahrscheinlich in Genua und Venedig, gar in Rom — —.“

„Keineswegs, liebe Freundin. Nachdem wir uns getrennt, ging ich, der Erquickung recht bedürftig — denn ich fühlte meine Seele von den verschiedenartigsten Empfindungen bedrängt, wie noch nie — meinem Vorsatz getreu, bis an den Fuß des Montblanc und von dort nach Turin. Dann kehrte ich nach Genf zurück und — habe in den letzten sechs Wochen den Jemand nicht wieder verlassen.“

„Wirklich? O dann haben Sie vermuthlich auch von Bergens gehört, die mich so unverantwortlich auf den verheißenen Brief warten lassen.“

„Ich bringe Ihnen dies Schreiben von Clara mit,“ sagte Robert, einen Brief hervorziehend, „und nach seinem Umfange zu urtheilen, wird er sie für die lange Zögerung entschädigen.“

Es war in der That ein ziemlich dickes Packet,

welches ich erfreut vor mich hinlegte, worauf ich Robert bat, mir Weiteres über seine Reise mitzutheilen.

„Nun,“ versetzte er, „von Genf aus begab ich mich zunächst nach Lausanne, um mich zu überzeugen, daß das kleine Kreuz, welches ich vor meiner Abreise dort bestellt, auf Mariannens Grabhügel aufgerichtet sei. Ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß ich mit dem Erfolg meines Auftrages ganz zufrieden bin und mir nur der Wunsch übrig blieb, ich hätte das Denkmal in meiner eignen Hütte gießen lassen können.“

Er sprach diese Worte, obzwar ernst und wehmüthig, doch so ruhig und freundlich, daß ich mich er-muthigt fühlte, seine Hand zu ergreifen und aus voller Seele auszurufen:

„Robert, Sie haben das treueste und edelste Herz, das auf Erden schlägt und Gott wird Ihnen noch in diesem Leben lohnen, was Sie an dem armen Mädchen gethan. Aber,“ fuhr ich fort, nachdem er meine kleine Lobrede abwehrend unterbrochen, „aber was thaten Sie später und so lange am Genfer See, den Sie ja schon gründlich kennen gelernt?“

„Ich lehrte nach Montreux zurück, das ich erst vor drei Tagen wieder verließ.“

„Nach Montreux? Was konnten Sie dort noch suchen?“

„Warum nicht meine Gesundheit, wie so viele Andere?“ versetzte der Freund lächelnd. „Aber wollen Sie — es war während unsers Gesprächs nicht gebracht worden — wollen Sie nicht Claras Brief lesen? Er möchte Ihnen die beste Auskunft auf Ihre Frage geben.“

Es war ein so eigenthümlicher Ausdruck in seinem Gesicht, indem er dies sagte, daß ich in einem Augenblick Alles begriff.“

„Robert!“ jubelte ich auf, „wäre es möglich, daß mein Lieblingswunsch für Sie sich erfüllt hätte? O, ich sehe es Ihnen an den Augen an, daß es so ist. Clara ist Ihre Braut!“

„Ja,“ sagte er mit feuchten Augen, „seit kaum einer Woche. Und nun bin ich hier, um einmal wieder nach dem Rechten in meinem Geschäft zu sehen, das ich während dieser wunderlichen Krisis in meinem Innern so unverantwortlich versäumt habe, wie noch nie. Am Weihnachtsabend aber habe ich versprochen,

im Schwan zu Berner einen deutschen Christbaum auszuputzen. Nach Neujahr geht es dann ans Schaffen und Einrichten hier und im Frühjahr führe ich Ihnen, so Gott will, mein liebes Weib zu.“

„Sie glauben nicht, wie glücklich mich diese Nachrichten machen, mein Freund, Clara ist ein treffliches Mädchen und ganz für Sie geschaffen.“

„Sie wissen,“ sagte Robert, „daß sie mir von Anfang an wohlgefiel, so fern ich auch damals von dem Gedanken war, mich in sie verlieben zu können. Das Bündniß unserer Herzen schreibt sich aber, glaube ich, uns Beiden unbewußt von der Stunde her, in welcher Mariannens sterbendes Haupt an Claras Schulter ruhte.“

„Das war der Segen der Scheidenden, der sich auf Sie herabsenkte. Sehen Sie, wie meine Weissagung von dem Lohne, der Ihrer warte, sich bereits erfüllt hat!“

„Aber werden Sie das Lob meiner Treue, das Sie so bereitwillig spendeten, nicht wieder zurücknehmen müssen, liebe Freundin?“

„Durchaus nicht, denn Sie sind sich selbst und allem Wahren und Schönen treu geblieben. Und,“ fügte ich, um dem Gespräche die allzuernste Richtung zu nehmen, hinzu, „Sie hängen auch nicht vor dem Pantoffel, den Sie früher einmal in Claras Händen witterten?“

Robert lachte.

„Clara läßt mich glauben,“ erwiderte er, „daß ich der Rechte sei, der ja nach Ihrer Meinung ihn nicht zu fürchten brauchte, wenn ich auch von vornherein auf das Füßeküssen verzichte, das ich als eine unbequeme Procedur für beide Theile betrachte.“

Ich wollte antworten, als mein Mann eintrat und Begrüßungen, Freudenrufe und Glückwünsche von Neuem begannen. Robert blieb bis zum Spät- abende bei uns und als wir vor seiner Abfahrt im wärmenden Punsch sein und seiner Verlobten Wohl getrunken, da erhob der Glückliche in schöner Bewegung das Glas und ließ uns ein stilles Andenken dem sanften Herzen weihen, das, von der Freude gebrochen, zwischen Bergen und Seen seiner Heimath den langen Schlaf schläft.

Feuilleton.

(Willie Collins,) Verf. von „Die Frau in Weiß“
Wir theilten kürzlich das Portrait von Willie Collins mit und versprachen später Biographisches über ihn nachzutragen. Jetzt sind wir in den Stand gesetzt, unsern Lesern über den Romanschriftsteller der neuesten realistischen Schule in England nach einem Aufsatze des Baron Ernouf in der Revue Contemporaine (1862. 31. Aug.) und directen Mittheilungen des Dichters folgende biographische Skizze zu geben. Es sind überhaupt die ersten Data, welche über ihn bekannt werden.

Willie Collins ist der Sohn des seiner Zeit in England sehr angesehenen und geschätzten Künstlers William Collins, Landschaft- und Genremaler. Sein Pathe war Sir David Willie, ebenfalls ein berühmter Künstler, dessen Schwiegersohn und Schüler William Collins war.

Willie Collins wurde am 8. Januar 1824 in New-Cavendish-Street am Portland-Platz zu London geboren. Seine erste Erziehung erhielt er in einer Privatschule. Als er dreizehn Jahre alt war, ging sein Vater nach Italien; der Sohn begleitete ihn dorthin und blieb mit zwei volle Jahre dort. Diese italienische Reise war von der größten Bedeutung für seine geistige Entwicklung. „Was ich unter den Kunstschätzen und Naturschönheiten jenes Landes kennen gelernt habe, ist mir nützlicher gewesen, als Alles was ich in den Pensionen hätte studiren müssen,“ sagt Collins in einem Briefe an Baron Ernouf. Nach England zurückgekehrt, sollte Collins nach dem Wunsche seines Vaters einen ernstern Beruf ergreifen, Theologie oder eine andere Wissenschaft studiren. Collins entschloß sich nach langem Schwanken für die Handlung. Er hielt es aber im Comtoir nicht lange aus. Sein Sinn stand nach andern Dingen als nach mercantilen Erfolgen. Der junge Handlungsbesessene von sechszehn Jahren hatte bereits einen Roman unter der Feder. Er fattelte nun um und versuchte es mit der Rechtsgelehrsamkeit. Er machte seine Studien in dieser Wissenschaft, lernte die Praxis und wurde Mitglied von Pincols Inn, d. h. Advokat. Er absolvirte, wie gesagt, seine desfallsigen Studien, ohne die Absicht zu haben, die advokatorische Praxis wirklich ausüben zu wollen. Mitte der Vierziger Jahre erschien sein erster belletristischer Versuch, eine kleine Novelle „Boverino“ in dem „Court Journal“. 1848 begannen seine ersten größern Romane „Antonina oder der Fall von Rom. Aus der Zeit der Gotheninvasion.“ Als er den ersten Band vollendet hatte, starb sein Vater. Er ließ sofort die angefangene Dichtung liegen und schrieb voll Pietät zunächst das Leben seines Vaters. Es war mit solcher Wärme und Wahrheit dargestellt, daß das Publikum das Buch mit großem Beifall aufnahm. William Collins Bilder waren schon bei Lebzeiten des Künstlers sehr geschätzt, man bezahlte sie mit 100 bis 150 Pfd. St. Sir Robert Peel erwarb eine „Winter-scene“ von Collins um 500 Pfd. St. William Collins Hauptvorwürfe waren Küstencenerien und englisches Land- leben.

„Antonina oder der Fall Roms“ erschien 1850, zwei Jahre später „Basil“, die Schilderung eines jungen Mannes mit anfangs verfehltem Verufe. Collins konnte aus eigener Erfahrung sprechen. — Zwei Jahre darauf kommt „Verbergen und Suchen“ heraus [Hide and Seek, Held ist ein Maler Valentin Blijd, der eine Taubstumme zur Gattin hat.] Nun beginnt eine Reihe räthselhafter Romangeschichten, mit welchen der Dichter seinen Ruf recht eigentlich begründete: zuerst „Das tiefe Geheimniß“ [The Dead Secret, 1857; deutsch von A. Kretschmar, Leipzig, Voigt u. Günther, 1862, eine recht gute Uebersetzung], sodann „Die Frau in Weiß“ [The Woman in White 1860; in mehrere Sprachen übersetzt u. A. deutsch von Marie Scott, Leipzig, ebendasselbst, 1860 und 1862, zwei Auflagen einer sehr gebiegenen Uebersetzung.] An Beide schließt sich der neueste Roman, welcher lieferungsweise in der Wochenschrift von Charles Dickens „All the Year Round“ erscheint: „Namentlos“ (No Name, deutsch von Carl Wilhelm Whistling, Leipzig, A. S. Payne 1862, Heft 1—6). Dazwischen kamen „Nach der Dunkelheit“ (After Dark, 1856) und „Die Königin der Herzen“ (The Queen of Hearts, 1859, heraus, eine Sammlung kleinerer Novellen. In den „Household Words“ von Dickens und „All the Year Round“ sind eine Anzahl kleinere Aufsätze und mehrere interessante Skizzen erschienen, welche wohl später gesammelt edirt werden dürften. Dies Jahr hat der Dichter auch seinen zweiten Roman „Basil“ neu herausgegeben.

Endlich gibt es drei dramatische Versuche von Willie Collins, welche theils auf dem Privattheater von Charles Dickens, theils auf öffentlichen Bühnen, und zwei mehr oder weniger erfolgreich in Scene gingen.

(Vor fünfzig Jahren.) Die Sitten und Gewohnheiten, die vor einem halben Jahrhunderte herrschten, würden jetzt Lachen oder Unwillen in allen Classen erregen. Die öffentliche Meinung scheint damals, wenn es überhaupt eine solche gab, machtlos gewesen zu sein. Der englische Capitain Gronow hat so eben in London ein Buch über das gesellschaftliche Leben vor fünfzig Jahren herausgegeben, das mit höchster Treue bekannte Persönlichkeiten schildert, welche uns aber jetzt als Caricaturen erscheinen. Die Modenwelt beklagte damals den Krieg mit Frankreich, weil er den Eingang Pariser Moden erschwerte, welche für die Damen kurze und enge Kleider fast ohne Leibchen und Hüfte von colossaler Größe erforderten, die wenigstens einen Fuß breit über das Gesicht vorragten; die Herren dagegen, blaue oder schwarze Fracks, die wie Säcke am Leibe hingen und bis an die Knöchel hinunterreichten und ungeheurer große Hüfte, die sich oben breit ausdehnten. Die Verschwendung, die damals herrschte, läßt sich mit den tollsten Ausgaben in unserer Zeit gar nicht vergleichen. Ein Verwandter Wellingtons heirathete eine Miß Thynney Pole, welche ein jährliches Einkommen von 50,000 Pfd. St. besaß, brachte dies große Vermögen aber in wenigen Jahren so ganz durch, daß er buchstäblich verhungert sein würde, wenn ihm der Better Wellington nicht ein Jahrgehalt von 300 Pfd. St. ausgesetzt

hätte. Von der Spielwuth in jener Zeit können wir uns kaum einen Begriff machen. General Scott, der Schwiegervater Georg Canninges, gewann 200,000 Pfd. St. im Whist im Toryclub und der berühmte Stuger Brummel an einem Abende 20,000 Pfd. St. Trotdem war das Spielen der englischen Aristokratie kein Spielen zu nennen im Vergleich mit dem in Paris. Während der Besetzung von Paris durch die Allirten rächten die Besitzer des Salon des Etrangers die Nationalehre durch Plünderung der Börsen der Sieger. Der Leiter dieses „Salon“, Marquis de Livry ga't für den artigsten Mann in Europa. Lord Chanet verlor hier 50,000 Pfd. St. jährliche Einnahme und an einem Abende beispielsweise 120,000 Pfd. St. In diesem Salon sah man den ungarischen Grafen Hunyady, den Hauptspieler seiner Zeit, der so fabelhaftes Glück hatte, daß ihm keine Bank widerstehen konnte. Er war klug genug, Paris mit den großen gewonnenen Summen zu verlassen, spielte aber weiter und nun erklärte sich das Glück gegen ihn. Er verlor nicht bloß alles was er gewonnen hatte, sondern auch sein eigenes großes Vermögen und sank so tief, daß er sich kleine Summen borgen mußte, um seine Spielwuth fortführen zu können. In diesem „Salon“ erschien auch Blücher häufig, um zu spielen. Er spielte sehr hoch und suchte fürchterlich, wenn er verlor, aber deutsch, so daß die Croupiers ihn nicht verstanden. Gewöhnlich verlor er alles Geld, das er bei sich hatte, so wie das, welches sein Diener, der im Vorzimmer warten mußte, in Bereitschaft hielt. Er stand bei dem Spiele an dem Tische, griff mit der rechten Hand in die Tasche, brachte einige Rollen Napoleons heraus und warf sie barisch auf Roth oder Schwarz. Gewann er das erste Mal, so ließ er das Geld stehen; erklärte aber der Croupier, daß die Bank nicht mehr als 10,000 Fres. halte, so brüllte Blücher wie ein Löwe und schimpfte so, daß schwerlich irgend ein Stücknecht es ihm hätte gleich thun können.

Wie man vor fünfzig Jahren ärger und höher spielte als jetzt, so trank man auch unmäßiger. In England trank jeder Herr mindestens zwei Flaschen Portwein bei dem Mittagessen, das Abends um sieben Uhr begann und selten vor ein Uhr in der Nacht zu Ende war. Manche brachten es aber auch auf vier und fünf Flaschen. Was würden die jetzt Lebenden von ihren Vätern denken, wenn sie dieselben in dem Zustande sähen, in welchem sie regelmäßig nach jedem Mittagessen sich befanden!

Wenn damals ein Stuger die Gemeinheit beging zu sterben, so hatten seine Freunde nichts Eiligeres zu thun als den zurückgelassenen Bedienten für sich zu erwerben. Der Oberstlieutenant Lacey galt in London in den Stugerkreisen für denjenigen, welcher die schönstgewachsenen Stiefeln trage, auf die er freilich auch unbefchreiblich eitel war. Er verlor sein Leben in den Flammen des brennenden Zollhauses, in dem er mit seiner Schwester wohnte und er verbrannte da, weil er seine schönsten Stiefeln aus dem Feuer retten wollte. Sobald seine Freunde die Nachricht von seinem Tode erhielten, wetteiferten sie seinen Diener zu gewinnen, welcher das wichtige Wicksgeheimniß be-

faß und Lord Plymouth gewann den Mann für einen Gehalt von 200 Pfd. St., für den er durchaus nichts zu thun hatte als die Stiefeln zu wischen.

(Der Marschall Castellane noch einmal.) Er war unbedingt das größte militairische Original unsers Jahrhunderts und gehörte zur Klasse der sogenannten „Avantgarde-Offiziere,“ das heißt, er verstand es weit besser, eine militairische That auszuführen als sie zu erdenken.

Ueber seine Excentricitäten könnte man ein Buch schreiben. Als er noch Husarenoberst war und in Moulins in Garnison stand, gab er eines Abends einen solennen Ball, zu dem sein ganzes Offiziercorps geladen war. Die Herren waren in Uniform, aber mit enganliegenden Beinkleidern und Escarpins. Draußen war ein Wetter, daß man keinen Gläubiger hinausgejagt hätte. Gegen drei Uhr Morgens wird plötzlich Generalmarsch geblasen, die Offiziere stürzen fort, um sich umzukleiden, aber es ist zu spät, denn schon begegnet ihnen das Avantgarde-Peloton und sie haben nur noch so viel Zeit, in ihr Quartier zu eilen und sich in den Sattel zu werfen. Die militairische Promenade dauerte volle zwei Stunden.

In Sachen des Dienstreglements war der Marschall beispiellos streng. Ein aus Afrika zurückkehrender Infanterieoberst hatte ein prachtvolles Pferd mitgebracht, in das sich der Marschall so verliebte, daß er es zu besitzen wünschte. Der Handel kam zu Stande und der Verkäufer lud hierauf den Käufer zum Frühstück ein. Der Gastgeber war in Civil, der Gast wie immer in großer Uniform. Als das Frühstück beendigt ist, hält der Oberst es für seine Pflicht, den hohen Gast bis vor die Hausthür zu begleiten, wo sein Pferd und sein Gefolge ihn erwarten. Ersterer tritt mit hinaus auf die Straße und verbeugt sich noch einmal vor dem Marschall, als dieser aufsteigt. Kaum ist er im Sattel, so blickt er nach dem Zifferblatt einer nahen Thurmuhr und sagt:

„Herr Oberst, es ist halb zwei und Sie sind in Civil aus dem Hause gegangen, Sie haben bis morgen Stubenarrest. Auf Wiedersehen!“

Der Marschall Castellane war der letzte Typus jener „hartgesottenen“ Offiziere, welche eben so streng gegen sich selbst wie gegen Andere. Er hat zwar in der Geschichte seines Landes nur eine untergeordnete Rolle gespielt, nach einem halben Jahrhundert aber wird er der Held zahlreicher Wachstubenaneboten geworden sein.

(Abschied! Wiedersehen.) In seinem neuesten Romane „Oberndorf“ (Leipzig, Brockhaus) sagt Rob. Prutz auch: Abschied, Wiedersehen! Es hört sich freilich an, als ob es gar nicht anders lauten könne — und doch, zwischen diesen beiden Wörtern, die so eng zusammengehören scheinen, die so leicht, so gefällig von der Lippe fließen, was für Berge von Mühseligkeiten und Beschwerden thürmen sich zu Zeiten dazwischen auf! Welche Abgründe öffnen sich, tiefer und unerfättlicher, als daß ein ganzes Leben, ein Leben voll Kampf und Arbeit und Ent-

sagung im Stande wäre sie auszufüllen! Man muß noch sehr jung sein und sehr unversucht vom Schicksal, um seine Abschiedsstunden mit Gläserklang und Scherzreden zu begehen; man muß noch sehr jung sein und noch einen sehr kindlichen Glauben an die Zukunft haben, um in dem untergehenden Abendstern des Abschieds bereits den aufdämmernden Morgenstern des Wiedersehens zu erkennen. Wir ändern, denen das Haar sich allmählig zu färben beginnt und die wir erfahren haben, erfahren unter tausend Schmerzen und Enttäuschungen, welch schweres Ding das Leben ist und wie viel Wünsche hinwelken, edle, fromme, gerechte Wünsche, einsam und unverstanden, ohne daß ihnen jemals die Sonne der Erfüllung lächelte — wir vermögen das nicht mehr. Mit jeder Hand, die sich uns zum Scheidegruß entgegenstreckt, sehen wir im Geiste alle die unzähligen Hände wieder, die sich uns im Laufe der Jahre ebenso entgegenstreckten und deren Druck uns dann nie wieder erfreut hat; mit jedem neuen Abschied, den wir nehmen, erwachen die Geister früherer Abschiedsstunden, denen auch kein Wiedersehen gefolgt ist; in jedem letzten Kuß, den wir auf liebe Lippen pressen, mischt sich für uns, je weiter wir im Leben vorschreiten, der Borgeschmack jenes letzten Abschieds, der uns allen gewiß ist und von dem noch Niemand zurückgekommen. . .

(Ein verfallendes Städtchen.) Es war ein armes verhuhtes Städtchen, eng zwischen die Berge geschachtelt, deren steiniger Rücken den Bewohnern für viele Mühe und Arbeit doch nur einen dürftigen Unterhalt gewährte. Die Häuser alt und baufällig, sahen einander verdrossen an, als fänden sie selbst es nachgerade langweilig, immer so auf einem Fleck zu stehen und immer dieselben Gebatter Schneider und Handschuhmacher, immer dieselben kläffenden Hunde, dieselben Tauben am Brunnen mit anzusehen. Auch schienen einzelne von ihnen allen Ernstes entschlossen, diese langweilige Stellung aufzugeben, selbst wenn es sie ihre Existenz kosten sollte: Erker und Pfeiler zeigten hier und da eine bedenkliche Neigung, von der senkrechten Linie in die wagerechte überzugehen und umgekehrt. Die vielen schwarzen Fensterhöhlen, die längst eines schützenden Glases entbehrten, waren wie eben so viel geöffnete Mäuler, mit denen die Häuser einander angähnten; Schornsteine und Giebel standen schief, wie ein ehrfamer Hausvater sich die Zipfelmütze schief rückt, wenn ihn unangenehme Gedanken durch den Kopf gehen, selbst der Bach, der das Städtchen durchfloß und dem die Sorge der Straßeneinigung ausschließlich überlassen war, wälzte sein trübes Wasser mürrisch und verdrossen dahin. Ja sogar die Kinder, die an diesem Bache spielten, hatten ein mürrisches, verdrossenes Gepräge, weit über ihre Jahre hinaus; ihre Spiele waren lautlos und einförmig, und auch die Schiffschen, welche sie auf dem schwarzen schlammigen Wasser schwimmen ließen, kamen gewöhnlich nicht weit, sondern blieben, zum großen Verdruß der jungen Fährleute, regelmäßig bei der ersten Krümmung des Weges stecken. (Prutz, „Oberndorf.“)

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Staatliche 6 Thlr.,
mit Staatlichen 8 Thlr.

Ellinor.

Skizzenblatt

von

Elise Polko.

Motto:

„Besser, daß das Herz dir bricht
Von dem Kuß der Liebe,
Als du kennst die Liebe nicht
Und stirbst liebelose —.“

Altes Lied.

„Ich bitte Dich, nimm diese kleine „affaire du coeur“ Deiner Frau nicht zu tragisch, sondern als Weltmann,“ sagte der Graf H. zu seinem Sohne, indem er die Asche seiner Cigarre vorsichtig in die kleine silberne Schale fallen ließ, die vor ihm stand. „Du hast fast fünf zärtliche Jahre auf Deinem Gute mit ihr verlebt, kommst nun auf meinen Wunsch für eine Winterreise nach B. und kannst es nicht ertragen, daß Deine Frau gefällt und — gefallen will. Es war Thorheit, Dich so wenig in der großen Welt leben zu lassen. Du bist in Deinen Wäldern und Feldern, in Deinem romantischen Schloßchen zum Schwärmer geworden, der, — pardon, mon fils, aber es ist so — auf dem besten Wege ist sich — lächerlich zu machen.“

„Aber ich liebe meine Frau und kann deshalb

nicht ruhig zusehen wie sie mir an einen Andern verloren geht!“

„Verloren geht? Liebster Paul, Du sprichst ja wie ein verliebter Dichter. Ich sehe nichts von einem Verluste. Deine niedliche Musikenthusiastin hat einen Musikenthusiasten gefunden, voilà tout. Er und sie spielen und singen miteinander. Wie lange hat sich Ellinor nach einer sympathischen Seele in dieser Beziehung sehnen müssen. Laß ihr also ihre Freude und freue Du Dich, daß sie sich wenigstens für einen Mann aus der Gesellschaft interessirt. Du hättest eben so zusehen müssen, wenn sie mit einem simplen Musiklehrer ihre Schwärmereien trieb.“

„Graf Podolsky ist nicht viel mehr!“

„Nun, er ist freilich ein Emigrirter und vis à vis de rien, aber er giebt doch Musikunterricht gleichsam nur aus Herablassung — hat die vornehmsten Schülerinnen, die alle für ihn schwärmen, fordert ein enormes Honorar, ist in der Mode und — bleibt eben der Graf Podolsky.“

„Sie kennen Ellinor noch zu wenig, bester Vater, sie ist sehr einsam aufgewachsen, ist ganz Phantasie und Herz, und solche Frauen sind dazu bestimmt unglücklich zu werden oder — unglücklich zu machen, und ich gestehe, daß ich das Eine so viel wie das Andere fürchte und um jeden Preis vermeiden möchte.“

„Sage lieber, solche Frauen sind es, die Thorheiten begehen müssen und uns dergleichen begehen lassen, sie sind's, die die Langeweile des Lebens reizend unterbrechen. Sie selber leiden zuweilen, wir leiden,

aber es geht bald vorüber. Zu großem Unglück hat Niemand mehr Zeit heut zu Tage, lieber Paul. Im Frühjahr gehst Du mit Deiner Frau nach Italien, Du weißt, Du bist ihr diese Reise gewissermaßen schuldig, ich begleite Euch vielleicht, und dies kleine Intermezzo ist vergessen.“

„Das sogenannte kleine Intermezzo dürfte also vier Monate dauern, denn jetzt haben wir November. Ich kann aber Ellinor keinen Tag missen, ich kann es nicht sehen und hören, wenn sie mit ihm lacht, plaudert und singt,“ murmelte Paul.

„Eh bien, so gib Deinen und meinen Freunden das ergötzliche Schauspiel eines eifersüchtigen Ehemannes, packe Deine Frau ein und geh' mit ihr morgen nach Hermsdorf zurück, verbiete aber dort, wenn Du consequent sein willst, auch Eurem jungen Pastor Dein Haus und — sieh zu wie Deine Frau entweder vor Langerweile in Deinen Armen stirbt oder eben so langweilig wird wie Du.“

„Vater, Sie sind grausam.“

„Nein, Du bist nur kindisch! Was thut Poldosky, was nicht tausend Andere in der großen Welt lebenswürdigen Frauen gegenüber thun? Er spielt und singt mit Deiner Frau, er bleibt nach dem Unterrichte noch eine Stunde plaudernd bei ihr, er macht ihr in Gesellschaften den Hof, tanzt mit ihr und benützt jede Gelegenheit sie mit den feinsten Aufmerksamkeiten zu überschütten. Sie müßte keine Frau sein, wenn ihr das nicht angenehm wäre. Uebrigens ist sie viel zu klug und auch, glaube ich, zu gewissenhaft, um seine Huldigungen für mehr zu nehmen als „den Duft, der nur den Augenblick verschönt.“ Willst Du sie unsicher machen durch Deine Eifersucht? Willst Du ihr durch Dein Benehmen zu verstehen geben, daß Du den Grafen für gefährlich hältst für Deine Frau? Willst Du eingestehen auf diese ungeschickte Weise, daß Du ihn für einen schöneren Mann, für einen vollendetern Cavalier, für einen eleganteren Tänzer hältst als Dich selber? Glaube einem Erfahrenen, das wäre das sicherste Mittel Deine Frau wirklich zu verlieren. Setze Dich selber vor ihren Augen herab und sie läßt Dich fallen. Sieht sie, daß Du Dich fürchtest in die Schranken zu treten mit einem Nebenbuhler, so bist Du verloren.“

„Ich verspreche Ihnen vernünftig zu sein, lieber Vater, aber ich bitte Sie dafür auch dann und wann ein wachsameres Auge auf Ellinor richten zu wollen, sie zu bewachen, zu warnen.“

„Ei donc, Paul, schäme Dich, mir das Commis-

forium zu übertragen, einer jungen hübschen Frau gegenüber den langweiligen Mentor und heimtückischen Spion zu spielen. Ich werde ihr selber gründlich den Hof machen, mein Junge, und ihr zureden ihr Leben zu genießen. Sieh zu wie Du mit uns fertig wirst und geh' aus dieser Prüfungszeit als Weltmann und als zufriedener Ehemann hervor. Dies ist nicht nur mein Wunsch, sondern auch meine feste Hoffnung.“

Etwa einen Monat nach diesem Gespräch saß Ellinor, Gräfin H., in der späten Nachmittagsstunde eines trüben Decembertages allein in ihrem Bouvoir. Sie hatte eben den Diener weggeschickt mit der Lampe und das Kammermädchen auch, das sie an die Toilettenzeit erinnern wollte, denn es war Ball beim Fischen Gefandten, sie wünschte allein und ungestört zu sein. Ihr Mann war noch nicht von dem Diner beim Obersten S. zurückgekehrt, sie hatte abgesetzt, angeblich des Balles wegen, im Grunde eigentlich um das seltene Glück der Einsamkeit zu genießen. Nach solcher Einsamkeit schmachtete ihre Seele oft bis zur Verzweiflung, die Saison war so glänzend, die Gesellschaften drängten sich, der Schwiegerpapa machte so viele Ansprüche an sie und ihr Mann verließ sie kaum, außer während des täglichen Musikunterrichts. Und es war ihr doch seit lange zu Muthe als hätte sie über alle Maßen viel zu bedenken, Kopf und Herz waren ihr oft so schwer, aber seit gestern war es nur eine Frage, die sie sich immer und immer wiederholte: „soll ich ihm heute sagen, daß wir in vier Wochen nach Italien abreisen?“

Nach Italien! Noch vor kurzer Zeit hätte diese Aussicht alle Pulse vor Entzücken fliegen machen. Von dem gelobten Lande des ewig blauen Himmels hatte sie schon als Kind geträumt, als sie die Mutter vor Heimweh nach dem geliebten Vaterlande sterben sah, und später noch glühender als erwachsenes Mädchen, als sie dem kranken Vater die Corinna vorgelesen. Paul H. war ihr nur interessant geworden durch seinen mehrwöchentlichen Aufenthalt auf Isola Bella, der Geburtsstätte ihrer Mutter und durch seine Reisen durch Oberitalien, deren er zufällig bei seinem ersten Zusammentreffen mit ihr erwähnte. Das Gut des jungen Grafen lag in der Nähe von M., wohin sich der pensionirte General L. mit seiner einzigen Tochter zurückzog.

Oft und öfter kam er herüber, den Eindruck be-

merkend, den seine Worte und seine Schilderungen auf Ellinor machten. Aehnlich mochte wohl Desdemona der Rede Othellos gelauscht haben — welche Lichter, welches reizendes Erglänzen flog über ihr feines Gesicht, wenn er von der bella Venezia erzählte, der wundersamsten aller Städte und von Genua la superba und dem stolzen Milano. So wie sie konnte Desdemona geblickt und gelächelt haben. Die großen dunklen Augen mit ihrem verhüllten Feuer hingen an seinen Lippen, der zierliche blasse Kopf mit dem reichen braunen Haar, die zarte Gestalt mit ihren Bewegungen voll versteckter Leidenschaftlichkeit neigte sich herüber, wie eine vom Thau schwere Blume, die seinen Hände lagen gefaltet auf den Knien. Aber der blonde weiche Paul war kein Othello, weder äußerlich noch innerlich, sondern ein liebenswürdiger Schmetterling des neunzehnten Jahrhunderts, der ohne den Frauen gefährlich zu werden doch von ihnen gern gesehen wurde. Schon verschiedene Male war er den Flammen zu nahe gekommen, die ihm aus schönen Augen entgegengeschlagen, aber nie hatte er sich seine Schwingen so versengt, um nicht nach kurzer Rast noch weiter flattern zu können. Ellinor v. L. sollte die Erste sein, zu deren Füßen er unheilbar verwundet niederstürzte. Sie wurde seine erste tiefe Neigung und er dünkte sich der Glückliche aller Sterblichen als er ihr Jawort erungen. Es war dies aber kein Jawort unter Thränen und Erröthen von bebenden Lippen genommen, sie war sehr ruhig und bleich als sie es ihm gab. Zuerst als er ihr von seiner Liebe und seinen Wünschen gesprochen, hatte sie ihn traurig und erschreckt angeblickt und ihn fast ohne alle Hoffnung entlassen. Als aber der kranke Vater lange mit ihr geredet von dem heißen Wunsche seines Herzens, sein vermögensloses verlassenes Kind in den Händen eines edlen Mannes zurückzulassen, wenn der Tod käme — als er ihr gestanden, daß sie ihm Leben und Sterben leicht zu machen vermöge, indem sie den Antrag des Grafen annehme, da war sie vor ihm niederkniet und hatte in seine Hände das Versprechen niedergelegt die Frau Pauls von S. zu werden. — Recht innig zog er sie dann in seine Arme, küßte ihre feuchten Augen und flüsterte ihr zu: „er wird mit Dir nach Italien gehen und Du wirst die Heimath Deiner armen Mutter sehen und mir eine Oleanderblüthe bringen aus dem Garten des Schlosses von Isola bella.“ Und über das Gesicht Ellinors flog ein Strahl von Freude und das blonde Haar des jungen Grafen erschien ihr nicht mehr so hell, seine blauen Augen nicht mehr so matt als

vordem und wenige Tage später war sie seine Verlobte.

Die ersehnte Reise sollte aber ein Traum bleiben: der alte General erkrankte am Hochzeitstage schwer und fast zwei Jahre lang wich die junge Frau kaum von seinem Schmerzenslager. Und als er endlich in ihren Armen, sein Kind segnend, hinübergeschlummert war, wünschte sie das Trauerjahr in dem reizenden Hermsdorf in aller Stille zu verleben, wo ja Alles sie an den Vater erinnerte und später dachte Paul gar nicht mehr an die Reise! Der alte Graf kam auch herüber von B., um einige Monate bei seinem bis dahin nur flüchtig gesehenen Schwiegertöchterchen zu verleben. Er nahm viel Aufmerksamkeit und Bedienung in Anspruch, obgleich er immer behauptete, Niemand sei ein bequemerer Gast als er, ließ sich mit seinem gichtischen Fuß in seinem Rollstuhl im Garten umherfahren, spielte zur bestimmten Stunde mit seinem Sohne Mariage und ließ sich vor Schlafengehen immer einige Lieder von Ellinor vorsingen, von deren Stimme er entzückt war. Beim Abschiede nahm er seinem Sohne das Versprechen ab, den Winter über mit seiner Frau bei ihm in B. zu verleben.

„Ihr könnt die erste Etage in meinem Hause beziehen,“ sagte er, „ich bin ja durch meinen abscheulichen Fuß zur Parterrewohnung verdammt. Deine Frau muß ein Stück Weltleben kennen lernen, das bist Du ihr schuldig, und ihre süße Stimme ausbilden. Ihr müßt beide Menschen sehen und hören, um Euch neue Ressourcen zuzuführen zu Eurer Unterhaltung in Eurer Einsamkeit. Ich sage Dir, die Kleine sieht gelangweilt aus.“

„Ich will lieber mit ihr nach Italien, lieber Vater!“

„Das kannst Du mit ihr im Frühjahr thun. Folge jetzt meinem Rathe und komm zu mir. Ellinor wird aufleben und Du wirst das angenehme Gefühl kennen lernen, um den Besitz Deiner Frau beneidet zu werden. Sie ist wirklich allerliebste.“

Und jetzt waren sie seit zwei Monaten in B. und Ellinor war aufgelebt, sie wurde gefeiert, sie sang wie sie früher nie gesungen und entwickelte eine so reizende Fähigkeit, zu jeder Zeit eine so harmonische Toilette zu machen, daß der alte Graf nicht müde wurde ihres Lobes. Neckend fragte er oft seine Schwiegertochter, was ihr in diesem neuen Leben am meisten gefalle, und sie antwortete in der ersten Zeit immer „mein Musikunterricht.“ Das war die erste Veranlassung gewesen zu den eifersüchtigen Gedanken Pauls. Sie un-

terließ auch bald genug diese Antwort, aber ihr Mann sah doch, daß sie eben an nichts so viel dachte, auf nichts sich so sehr freute, für nichts sich so sehr interessirte als für jene tägliche Uebungsstunde bei dem Grafen Podolsky. Als er ihr zuerst vorgestellt wurde der heimlich angebetete Liebling aller Frauen — es war im Salon der Marquise D., war es zuerst seine Stimme, die den Weg zu ihrem Herzen fand. Er sang ein deutsches Lied von Franz Schubert mit seltener Vollendung in Ton und Ausdruck, jenes tiefpoetische:

„Ein Mönch stand in seiner Zelle
Am Fenstergitter grau,
Biel Rittersleut' in Waffen hell,
Die reiten durch die Au.“

Kreuzfahrer — auf dem Zuge ins gelobte Land
sind es, mit ihrer flatternden Fahne.

Bei dem unendlich melancholischen Schluß:

„Des Lebens Fahrt durch Wellentrag
Und heißen Wüstenand,
Es ist ja auch ein Kreuzeszug
In das gelobte Land.“

Da hatten sich Ellinors Augen plötzlich mit Thränen gefüllt, ein nie gekanntes Gefühl der Verlassenheit war über sie gekommen, eine tiefe Müdigkeit als ob auch sie eben wandern müßte „durch heißen Wüstenand,“ und diese Stimmung war noch nicht gewichen als der Sänger vor ihr stand. Ihre Augen mußten sich aber senken vor seinem blitzenden Blicke, es waren auch blaue Augen, aber von welchem Glanze, welcher Färbung! Dunkles blondes Haar, ein gebräuntes edel geschnittenes Gesicht mit dunklem Barte und die schönste imposanteste Männergestalt waren die äußern Vorzüge Podolskys. Ueber die erste Jugend hinaus, von vollendeter Weltbildung und Meister im Umgang mit Frauen, aus seinem Vaterlande seit der letzten Revolution verbannt, seiner Güter verlustig erklärt, hatte er sich durch seine musikalischen glänzenden Talente eine Existenz zu gründen versucht mit Hilfe seiner vielen vornehmen Freunde. Die Frauen der höchsten Aristokratie betrachteten es als eine Ehrensache Schülerin des schönen Flüchtling zu werden, das Interesse für ihn war fast einer Epidemie gleichzuzahlen, zum Schrecken aller Ehemänner und Väter, und es schien kein Mittel wirksam genug jenem Podolsky-Fieber zu steuern. Die bösen Zungen erzählten Klatschgeschichten aller Art bald von dieser bald von jener Schülerin des gefährlichen Polen, bis man sich all-

mählig beruhigte, die Sache weniger beachtete und endlich alle Aufregung in dem Gerüchte unterging, der Graf werde sich mit der verwitweten reichen Nichte seiner Schützerin, der Marquise D., verloben. In diese „Meeresstille“ fiel die Bekanntschaft Ellinors mit ihm. Der junge Graf H. war es selbst gewesen, der den Polen bat sich der Stimme seiner Frau anzunehmen. Podolsky stellte sich sofort am Tage darauf ein, prüfte und war entzückt. Von Stund' an nahm jener Musikunterricht seinen Anfang, der für die junge Frau eine Quelle unendlichen Glücks geworden war, jener Unterricht, dessen Zauber sie von Tag zu Tage fester umspann. In seiner Stimme lag ein Reiz für Ohr und Herz, dessen Gefahr sie zwar dunkel ahnte, dessen Macht sie sich aber Anfangs nicht entziehen wollte, und gar bald nicht mehr entziehen konnte. Wenn sie mit ihm sang und die Töne des schönsten Baritons sich mit dem Klange ihres weichen Soprans vermischten, empfand sie eine Seligkeit, die sie wahrhaft berauschte. Und der Blick seiner Augen setzte fort, was die Stimme begonnen und wie ein goldenes Netz sank es über ihr ganzes Sein, sie fühlte sich gefangen, sie konnte nicht mehr entinnen mit ihren Gedanken, sie stand auf in der Erwartung jener einen Stunde und schlief ein mit der Erinnerung an sie. „Es ist eben nur das Glück über den erfüllten Lieblingswunsch meiner Seele, Singunterricht zu haben,“ sagte sie sich oft wie beschwichtigend. Aber ach, wie selten dachte sie über ihre Scalen und Solfeggien nach, wie oft aber an die Worte ihres Lehrers, wie er sie nach der Stunde oder in Gesellschaft an sie zu richten pflegte. Sie wiederholte sie sich, jene Worte, sie vergaß keins. Es waren Worte, die Jeder hätte hören können, Worte, wie sie zu tausend Malen geredet werden, aber es hing der Duft und Glanz leidenschaftlicher Blicke und eines bestrickenden Lächelns über ihnen und den eben Keiner und Keine empfinden sollte als sie.

Und dies wundersame Glück sollte sie jetzt aufgeben, aus den Händen lassen und zwar für immer! An diesem Morgen hatte Paul ihr mitgetheilt, daß er Anfangs Februar mit ihr nach Neapel abzureisen gedenke. Aber sie war ihm nicht, wie er es heimlich erwartete, in stürmischer Freude an die Brust geslogen, wie es einstmals geschehen wäre, sie hatte ihn nur erschreckt angeblickt mit der Frage: „in vier Wochen schon?“

„Ich konnte nicht erwarten, daß der Termin zu dieser Reise Dir als ein zu früher erscheinen würde,“ sagte er mit einem bitterm Lächeln.

„Verzeih, es giebt noch so vieles zu bedenken zu solch langer Reise,“ antwortete sie verwirrt.

Und als er von ihr ging, wünschte er den vorliegenden vier Wochen Flügel. „O daß es vier Stunden wären!“ murmelte er, „daß ich sie der vergiftenden Atmosphäre zur Stelle entreißen könnte.“

„In vier Wochen werden wir abgereist sein und heute Abend auf dem Ball will ich's ihm sagen!“ — so dachte sie immer und immer wieder, so flüsterte sie leise vor sich hin. Es giebt einen Zustand des Herzens, in dem wir gleichsam nur eines einzigen Gedankens fähig sind, alles Andere ist versunken und verschwommen und allein jener Gedanke ist da und steht unbeweglich und wir lesen ihn mit Flammenschrift auf dem dunklen Hintergrunde. Keine Vergangenheit, keine Zukunft ist da und die Gegenwart ist eben nur dieser eine unverrückbare Gedanke und man möchte wahnsinnig darüber werden, daß man ihn nicht verschrecken, auslöschen kann.

„Gnädige Gräfin, so eben ist auch der Laynes mit der Botschaft zurückgekommen, daß in der ganzen Stadt keine einzige weiße Camelia mehr aufzutreiben ist und die Veilchen, sagte der Schloßgärtner, hätten von Paris verschrieben werden müssen.“

„Es ist gut, bringe die Lampe, Lisette,“ antwortete Ellinor müde.

„Ich werde sogleich heraufkommen.“ Mit der Lampe brachte die Dienerin ein zierliches Carton, „vom Herrn Grafen Podolsky,“ meldete sie.

Die Gräfin öffnete es, ein prachtvoller Strauß weißer Camelien und frischer Veilchen leuchtete ihr entgegen. Auch ein Billet lag zwischen den Blumen. Als sie sich allein, sah entfaltete sie das Blatt mit zitternder Hand. Es war der erste Brief eines Mannes, der ihre Adresse trug. Gedankenvoll betrachtete sie das Siegel: ein Adler, der eine Taube in seinen Fängen hielt, dann die feste elegante Handschrift. Das Billet enthielt nur die Worte:

„Ein guter Engel, ich glaube wieder an Engel, gnädigste Frau, hat mir einen Ihrer Wünsche verrathen und noch nie fühlte ich eine größere Befriedigung als in diesem Augenblicke, wo mir die Macht geworden ihn zu erfüllen. Ich wage es die stillen weißen Blumen und duftenden Veilchen zu Ihren Füßen niederzulegen. Könnte ich die ganze Erde in einen Teppich für diese Füße verwandeln, ich würde ihn aus Veilchen und Camelien weben. Von der Hoffnung

eines Wiedersehens in wenigen Stunden lebt, gnädigste Frau,

Ihrer

Vasallen

Getreuester.“

Sie las diese Worte wieder und wieder, wie gebannt hingen ihre Augen an diesen Schriftzügen. Dann nahm sie den Strauß in die Hände und legte leise ihre glühende Wange an die kühlen Blumen. „Wer mag ihm diesen Wunsch verrathen haben?“ dachte sie.

In demselben Augenblicke wurde die Stimme des Grafen Paul im Vorzimmer laut, und Ellinor hörte Lisette antworten: „Die gnädige Gräfin sind noch nicht bei der Toilette“

Hastig ergriff die Gräfin das Billet Podolskys und ballte es fest in der kleinen Hand zusammen. Warum sie es that, sie wußte es selbst nicht, aber sie fühlte ihr Herz so heftig schlagen als ob sie die größte Sünde begangen. Noch fassunglos trat sie ihrem Manne entgegen. Er begrüßte sie zärtlich ohne ihre Aufregung zu bemerken und brachte ihr ein schönes frisches Bouquet.

„Du hast schon Blumen?“ fragte er enttäuscht und mit einem Zucken der Stirn.

„Graf Podolsky schickte sie eben, er hatte wohl davon gehört, daß ich mich vergeblich mühte passende Blumen zu meinem Anzuge zu bekommen.“

„Ich glaubte Dich schon in den Ballvorbereitungen zu finden.“

„Ist's so spät? Dann werde ich mich sofort zurückziehen. Also bis nachher, lieber Paul.“

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Mimi Pinson.) Die obere Hälfte der ziemlich unregelmäßig gebauten Häuser der Straße Dauphine in Paris entbehrt durchgängig des farbigen Schmuckes gewerblicher Inschriften und Emblemen. Dafür sieht's an den untern Etagen in der Rücksicht bunt genug aus, herrscht in dieser Sphäre eine Mannichfaltigkeit, die sich in den Nebenstraßen, bis zum Boulevard Sebastopol, bis zur Rue de Seine immer an einzelnen Stellen und höchst unvollkommen wiederholt. Es ist das Viertel Mimi Pinsons. Mimi Pinson war eine Blondine — klein, drall, niedlich — der Augapfel der lustigen Brüder in studio — der Magnet eines Koloristen, der durch sie zum Millionair geworden — das A und O manches Poeten

und das Sujet eines Studentenliebes, das noch heute gern gesungen wird, einen succès d'estime erhält, am Glänzendsten freilich eben im Quartier Latin. Mimi Pinson zu Ehren streift unser Blick also zuerst jenen Laden. Große goldene Lettern machen uns mit der Devise des Ortes bekannt. Hinter staubigen Fenster-scheiben thronen auf hölzernen Repositorien mancherlei Elementargeister in weiten, wohlverlockten Flaschen. Durch helles Glas schimmern im verlockendsten Liebreiz spiritusgefättigte Früchte: Birnen und Kirschen, Pflaumen und Pomeranzen (alias Chinesen). Eine Pflaume in Spirit ist der Pariser Studentin was dem Manne mit fühlender Seele ein schöner Gedanke im Gedicht. Letzterer liest das Gedicht zwei-, dreimal; den schönen Gedanken genießt er langsam erst hinterdrein. Mit Wohlbehagen schlürft die Studentin das „geistvolle“ Raß; die Pflaume, den Kern, faßt sie behutsam beim Stengel oder schießt sie bedächtig auf den silbernen Dreizack, um sie alsdann erst langsam und mit Muße zu verzehren. Hat die Pflaume schon Reiz für die Studentin — wie nicht erst der „Chineje“. Für eine in Branntwein gefüllte grünelbe (vulgo blonde) Pomeranze ginge Fräulein Titi durch's Feuer. Mit einer solchen in Aussicht ist Fräulein Titi die glücklichste Person von der Welt. Durch das Anbieten einer solchen erringt sich ihr Geliebter ihre Gunst in einem Grade, von dem 30 Grad Reaumur kaum einen schwachen Begriff zu geben vermögen...

Dann stehen da, luftdicht verschlossen, die Geister Absynth und Bermuth, Magenbitter und Cognac, Franzbranntwein und Rum. Der Absynth gilt auch im Lateinerland für magenreizend, weshalb derartige Libationen gewöhnlich kurz vor dem Mittagessen erfolgen. Beim ungleich herzstärkenden Bittern ist Aussicht vorhanden, daß er den Absynth einst völlig aus dem Felde schlagen wird. Rum und Franzbranntwein wie Cognac genießt der Student — auch sie — ohne Regel in Bezug auf die Tageszeit.

In der Thür steht — ist das Mimi Pinso? — ein charmantes Ding von Aufwärterin! Das hellblonde Haar frisiert a la Ninon de l'Enclos. Das schelmisch lächelnde Gesicht angehaucht vom subtilen Weiß des Poudre de Riz. Das eng die Taille umschließende Seidenkleid auf dem Busen verrätherisch durchbrochen, Kragen und Busenschlitze kokett besetzt mit erhaben sich rundendem Lülle, gewiß geschaffen, um ein junges Studentenherz mit den Gefahren der Attraction bekannt zu machen.

Wollten wir das Land dieses materiellen Spiritualismus betreten, könnten wir der Erscheinungen noch mehr wahrnehmen. Das ist der Tummelplatz für Student und Studentin in Stunden der Muße, kurz vor und nach dem Frühstück bis zum Abendessen; an gewöhnlichen Tagen, wo überhaupt „nichts los“, auch — wie im Café Mazarin — bis spät in die Nacht hinein. Sie sehen auf? Ja, ich verstehere Ihnen, da drinnen hinter den runden Blechtischen in dem engen Raume ist's nicht so unheimlich wie Sie wohl glauben. Amor und Bacchus verschießen um die Wette ihre Pfeile mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung. Wie man sagt, nicht immer umsonst.

Von den Götinnen, die dort mit „Sylphidentritt den Altar des Eiferismus umschweben“, tritt der Blick seine Wanderung durch die feineren Gesilde dieser Straßenphysiognomie entschieden an. Große, bedeutende Läden mit Spiegelfenstern fehlen ganz. Aber auch der kleinste Laden hat in seinem Aeußern jenen Chic, der in keiner Stadt als Paris und in Paris nur bei den Grisetten und Studentinnen angetroffen wird. Da ist kein plumpes Wesen, kein unbeholfenes Gepräge: Alles elegant, zierlich, kokett — in des Wortes umfassendster Bedeutung. Da ist keine Ueberhäufung von Pumphosen, kein brillantes Durcheinander ohne Ordnung und Regel: überall spartanisches Geſetz, die größtmögliche Einfachheit betreffs der Aufstellung und Exposition. Ja, dem aufmerksamen Beobachter entgeht ein gewisser Anflug von Ernst nicht, der die bunte Ladenreihe durchzieht wie die vorbereitende Laufbahn des Scholaren. (W. J.)

(Das Canalboot Nordamerikas), sagt B. Müllhausen in seiner neuen Sammlung von Erzählungen und Schilderungen, die (bei Costenoble in Leipzig) unter dem Titel „Palmbblätter und Schneeflocken“ eben erschienen sind, verdient als Mittel zum Transport von Reisenden und Gütern gewiß nicht weniger Interesse als Dampfboot und Locomotive, und die für dasselbe erbauten Canäle helfen das ungeheure Netz vervollständigen, welches durch Seen, Flüsse und Eisenbahnen auf dem colonisirten civilisirten Theile des großen Continents gebildet wird.

Mit Recht nennt man die Vereinigten Staaten, was das Reisen anbetrifft, das Land des Comforts; denn Gasthöfe können nie Anspruch auf Ruf und in Folge dessen auf zahlreichen Besuch machen, wenn nicht ausgesuchte Bequemlichkeiten den Gast in denselben erwarten; Dampfboote dürfen nicht auf fashionable Passagiere rechnen, wenn sie von andern, hinsichtlich der den Reisenden gebotenen Annehmlichkeiten übertroffen werden und sogar auf den Eisenbahnen scheut man größere Umwege nicht, wenn man sich dafür des Vortheils eines mit Biffet, Eiswasser und nicht selten mit Betten ausgerüsteten Wagens erfreut.

Weniger bequem als Hotel und Dampfboot, weniger schnell als die Locomotive, aber nicht weniger originell und in seiner Art comfortable ist das Canalboot. Man unterscheidet zwei Arten desselben, nämlich das Passagierboot und das Frachtboot, welchem letzteren man, seiner weiten Landreisen wegen, eine Amphibiennatur zuschreiben möchte. In Größe und äußerer Form sind beide einander sehr ähnlich, nur daß ersteres sich durch das zum Aufenthalt von Reisenden eingerichtete Verdeck, so wie durch die kleinen Fenster auszeichnet, welche in schmalen aber regelmäßigen Zwischenräumen die Seitenwände zieren. Außerdem wird dasselbe auch, statt wie das Güterboot von zwei, von drei Pferden gezogen, und diese eilen, statt im gewöhnlichen schweren Schritt, in leichtem Trabe mit ihrer Last von Station zu Station.

Wenn man nun z. B. nach langer Fahrt auf der Eisen-

bahn von New-York aus die großen Süßwasserseen erreicht hat, so ist es ein Genuß, sich auf einen der prächtig ausgestatteten Dampfer zu begeben, und auf diesem in weiten Bogen den Erie-, den St. Clair-, den Huron- und den Michigan-See, jeden einzeln, der Länge nach zu durchfahren. Steigt man dann nach fünf- oder sechstägiger Reise in Chicago ans Land und das Ziel liegt noch weiter südlich, so geht man hinunter zum Canal, wo Boote bereit sind, den Reisenden auf einer schmalen, aber sehr regelmäßigen Wasserstraße durch Wälder und Prairien, durch Städte und Dörfer an den Illinois-Fluß zu bringen, wo wieder mächtige Dampfer harren, um die Weiterbeförderung nach dem Mississippi und, je nachdem man es wünscht, bis an den Golf von Mexico zu übernehmen.

Nachdem man den stolzen Seedampfer verlassen, fühlt man sich freilich beeengt auf dem schlanken mastlosen Fahrzeuge, dessen Länge nicht fünfzig und dessen Breite nicht zwölf Fuß übersteigt, doch gleicht sich dieser Unterschied sehr bald wieder aus, wenn man die entsprechende Breite des Canals ins Auge faßt und vom Verdeck oder von den niedriger gelegenen Cajütentententern aus die Ufer zu beiden Seiten beobachtet, wo man jeden bunten Kiesel, jede schillernde Blume, ja jeden prächtigen Falter genau zu unterscheiden vermag, der, träge an den Blüthenkelchen hängend, dieselben ihres süßen Inhalts beraubt.

Fast der ganze innere Raum ist natürlich zur Cajütte eingerichtet, und nur im Hintertheil befindet sich ein Verschlag zum Aufbewahren der Matratzen, so wie im Vordertheil die kleine Küche, in welcher gewöhnlich einige Neger mit der Zubereitung von massenhaften und wohlschmeckenden Speisen beschäftigt sind, eine überaus wichtige Arbeit, von welcher vorzugsweise der Ruf eines solchen schwimmenden Speisehauses abhängig ist. Die sieben Fuß hohe Cajütte bietet, weil leicht bewegliche Tische und Stühle nicht zu viel Platz einnehmen, einen nothdürftigen Aufenthaltsort für ungefähr 30 Personen, und da durch Oeffnen der gegenüberliegenden Fenster eine beständige Zugluft erhalten wird, so entsteht nie eine ungesunde Atmosphäre und selbst im hohen Sommer wird auf diese Weise in dem verhältnismäßig beschränkten Raume eine ganz erträgliche Temperatur hergestellt. Wenn irgend das Wetter es gestattet, begeben sich übrigens die meisten Passagiere auf das Verdeck, wo Bänke, Stühle und Gepäc hinlänglich Sitze und wenn erforderlich, ein leinener Baldachin Schutz gegen die sengenden Strahlen der Sonne gewähren.

Die Zeit wird von den Passagieren auf verschiedene Weise hingebacht, größtentheils aber mit Lesen, Schlafen und Essen; denn der Amerikaner neigt zu wenig zum geselligen Verkehr hin, als daß er der bloßen Unterhaltung wegen mit fremden Menschen auf einige Stunden oder Tage Bekanntschaft schließen möchte und nur eine geringe Zahl wendet ihre ungetheilte Aufmerksamkeit der stets wechselnden Naturumgebung zu.

In einschläfernder Ruhe verstreicht daher die Zeit; plötz-

lich tritt ein Neger in die Cajütte und fordert die anwesenden Passagiere sehr höflich auf, sich aufs Verdeck zu verfügen und Raum zum Aufstellen der Tische und zum Anrichten der Speisen zu gewähren. Schweigend leistet jeder Folge, sucht indessen dort oben keine Ruhe, sondern einen günstigen Punkt, von wo aus er, auf das gegebene Zeichen, am schnellsten wieder hinabgelangen kann, um sich einen guten Platz am obern Ende der Tafel zu sichern. Endlich ertönt die Glocke; Alles stürzt hinab; einiges Schieben und Drängen folgt; man vernimmt Klappern von Tellern, Messern und Gabeln und fünfzehn Minuten später sitzen alle Passagiere wieder oben, um lesend, Nüsse knackend, kauend oder auch, was weniger ansprechend, die Zähne reinigend das Ausräumen der Cajütte abzuwarten. Dasselbe Schauspiel wiederholt sich gegen Abend, nur daß dann, nach Entfernung der Tische, die Neger zum Aufschlagen der Betten schreiten, welche an den Wänden zu dreien übereinander, angebracht werden, so daß sie an sinnig zusammengeletteten eisernen Stangen theils von der Decke niederhängen, theils sich auf den Boden stützen und nur einen schmalen Gang in der Mitte offen lassen. Wiederum erfolgt ein allgemeines Wettrennen, denn Jeder trachtet eins der obern Betten zu erlangen und weicht oft nur der Gewalt, um sich mit einem der untern zufrieden zu geben. In dem durch eine bewegliche Wand für die Damen abgeschiedenen Theile geht es dagegen still zu, indem der Amerikaner bei seiner lobenswerthen Hochachtung vor dem schönen Geschlecht, wo nur immer thunlich, demselben mit Freuden die größern Bequemlichkeiten gönnt.

(Die Fata Morgana in der afrikanischen Wüste.) In den fernen, fernen westlichen Regionen, wo der wolkenlose Himmel sich in selten getrübbter Klarheit über endlose Grasfluren und unabsehbare, dürre Sandwüsten wölbt; wo der einsame Wanderer die Richtung seines Weges nach der getreuen Magnetnadel oder nach den leitenden Gestirnen wählt und vergeblich nach einer Unterbrechung der weitgeschweiften Linie des Horizonts späht; wo kein Baum oder Strauch, kein Hügel oder Berg das milde irrende Auge grüßt, da schafft die Fata Morgana bald lockend und fesselnd, bald neckend und peinigend ihre trügerischen Bilder.

Schon in der Frühe beginnt sie ihr launenhaftes Spiel, denn wenn die Sonne, das nächtliche Dunkel verdrängt, sich leise dem Rande der Wüste nähert, dann entstehen im gerötheten Osten, wie von unsichtbaren Händen erbaut, zauberische Paläste, malerische Städte, schlanke Obelisken und regelmäßige Denkmäler, wie sie die kühnste Phantasie nicht wunderlicher zu entwerfen vermag. Es sind die verschobenen Formen von Berg, Hügel und Wald, welche, zu fern, um über den Horizont emporzuragen, sich in den obern Luftschichten spiegeln.

Wie nun allmählig die Sonne höher steigt, verkleinern sich die bizarren Außenlinien und die luftigen, aber scharf abhebenden Bilder erblicken, ähnlich scheidenden Träumen oder den aus süßem Duft gewebten Palästen der Elfen in den Zaubermärchen. Eilen dann die ersten Lichtstrahlen blitzend über die weite Ebene, so verschwimmen sie endlich ganz im sonnigen Ae-

ther und es zeigt sich dem Wanderer die Prairie wie ein grün schimmerndes Meer, die gelbe Sandwüste aber wie das starre, schreckenerregende Bild des Todes.

Wenn dunkle Schatten noch auf der Ebene ruhen, der Thau vereinzelt Halme perlenähnlich beschwert und den abgekühlten Sand leicht befeuchtet, dann schüttelt der kundige Wüstenreiter den Staub aus seiner Decke, sattelt sein geduldiges Thier und die erfrischenden Morgenstunden zur Reise benutzend, zieht er mit verdoppelter Eile dahin. Verwunderungsvoll schaut er hinüber nach den Städten und Schlössern, deren Zinnen ihm so einladend winken und den baldigen Aufgang der Sonne verkünden; er kennt die Erscheinung und berechnet die Tagereisen, die ihn noch von den schattigen Wäldern und aufstrebenden Bergen trennen, welche zwar noch tief unter dem Horizont liegen, deren Vorhandensein aber die Luftspiegelung verräth. Sein Begleiter, ein geborener Sohn der Steppe, wendet keinen Blick von den phantastischen Formen und flüstert auf geheimnißvolle Weise: „Das ist Manitou, der uns zur Geduld mahnt und uns die goldenen Wigwams in den seligen Jagdgebilden zeigt.“ —

Höher steigt die Sonne; tausendfach brechen sich die Strahlen in den glatten, buntfarbigen Kieseln, welche den Boden mosaikartig bedecken und schmerzhaft berührt der verstärkte Glanz das von allen Seiten geblendete Auge; mit gesenkten Häuptern ruhen die Männer im Sattel und mit gesenkten Häuptern schreiten die Thiere dahin, wie im Vorgefühl der Qual, welche ihnen durch die sich steigende Sonnengluth und den sich mehrenden Durst droht. Die Reiter vermeiden es zu sprechen, der letzte Trunk aus der Kürbisflasche wurde ja schon vorsichtig in der Frühe geschlürft und wer weiß, wo und wann sie wieder auf Wasser stoßen werden, denn ringsum, so weit die Blicke reichen, ist kein Zeichen wahrnehmbar, von welchem man auf die Nähe einer Quelle schließen könnte; selbst die tröstende Luftspiegelung, die von fernem Wäldern und Bächen erzählt, ist verschwunden und an ihre Stelle tritt die peinigende Mirage, welche in Afrikas Sandsteppen so bezeichnend „Durst der Gazelle“ genannt wird. —

Freundlich winkt in der Ferne eine kleine Wasserfläche; dürrer Sand saßt dieselbe zwar ein, doch doppelt lieblich spiegelt sich dafür der blaue Himmel in den klaren Fluthen, die, wie von einem sanften Lusthauch bewegt, leicht gekräuselt erscheinen. Aufmerksam schauen die Reisenden hinüber, aufmerksamer noch beobachten sie das Benehmen ihrer Thiere; doch diese vom Instinkt geleitet, verfolgen unbeirrt mit gesenkten Köpfen ihren mühevollen Weg und achten des Wassers nicht, welches gleichen Schritt mit ihnen haltend, neckisch voraußeilt.

Höher steigt die Sonne und fast senkrecht fallen die brennenden Strahlen auf den heißen Sand. —

Plötzlich beginnt der See sich nach allen Richtungen hin auszudehnen und buchtähnlich, wie beim Austreten großer Ge-

wässer, erstrecken sich die Fluthen in weitem Halbkreise um die Wanderer.

„Das ist das Gespenst der Wüste,“ sagte der weiße Reiter zu seinem rothhäutigen Gefährten.

„Es ist der böse Geist, der uns zu martern gedenkt,“ antwortet dieser, „er ladet zur Raft ein, um uns zu verderben, aber seine Mühe ist vergeblich, selbst unsere Thiere glauben ihm nicht.“

Der schmale Landstreifen, der den umfangreichen See vom Horizont trennt, schwindet immer mehr, zerreiht endlich ganz und wie auf dem ewigen Ocean, so schweift der Blick über eine Wasserfläche, welche in weiter Ferne mit dem sonnigen Aether zusammenfällt.

Die erhigte Atmosphäre hebt und flimmert und wie mit regelmäßigem, gleichförmigem Wellenschlag bewegt sich der See; Meile auf Meile legen die Reiter zurück und eben so schnell weicht vor ihnen der trügerische Wasserspiegel. Der Sand knirscht unter den beschlagenen Hufen und leuchtend bringt der Athem aus der beengten Brust; sonst herrscht Todtenstille überall; die Natur scheint wie ausgestorben und außer einigen goldbeschwingten Laufkäfern, die flüchtig über den losen Sand eilen, zeigt sich kein Leben in dieser niederdrückenden Einsamkeit.

Da tauchen plötzlich aus dem Wasser, in nicht allzugroßer Entfernung, zwei unförmliche Gestalten auf; man könnte geneigt sein, dieselben als halbverwandete Sphynge zu halten, wenn sie nicht durch mancherlei Bewegungen Leben und eigenen Willen verriethen. Scheinbar schwimmend nähern sie sich mit gewaltigen Stößen einander und trennen sich dann wieder und deutlich spiegelt sich ihr umgekehrtes Bild in den klaren zitternden Fluthen. Jetzt, wie durch Zauber, verwandeln sich die Sphynge in breite, plattgedrückte Schwimmbögel, die bald mit verlängerten, bald mit verkürzten Hälsen auf dem Wasser einhereschreiten. Mit jedem Augenblicke nähern sich die Reiter den wunderlichen Geschöpfen und wie sich ihre Stellung zu denselben verändert, so verändern diese ihre merkwürdigen Formen; denn nachdem sie zu beinahe unsichtbaren Punkten zusammengedrumpft sind, beginnen sie wieder in die Höhe zu schießen und zu wachsen, bis sie langgestreckten, spindeldürren Kranichen gleichen.

Die beiden Kraniche reifen mitten auseinander, und es erscheinen deren vier, von welchen zwei auf den Köpfen stehen, auf ihren hochhinausreichenden Füßen ihre eben so langbeinigen Doppelgänger tragen und deren kleinste Bewegung nachahmen.

Das Wasser scheint unter den gespenstigen Bildern fortzugleiten und nach wenigen Schritten erblicken die Reisenden zwei hungrige Krähen, die sich bei ihrer Annäherung von dem glühend heißen Sande erheben und verdrießlich krächzend über sie hinflattern.

„Das sind die bösen Geister,“ sagte der Indianer, „aber sie lauern vergeblich auf unser Fleisch.“ (C. Müllhausen.)

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.,
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Ellinor.

Skizzenblatt

von
Elise Polko.

(Fortsetzung.)

Sie hatte seinen Strauß achtlos auf den Tisch gelegt, nach einer Weile aber schickte sie den Diener, um beide Bouquets in frisches Wasser zu stellen und heraufzubringen.

Zwei Stunden später erschien sie „in full dress“ auf der oberen Treppenstufe. Der Graf trat aus seinem Zimmer, um ihr den Arm zu geben. Er warf einen bewundernden Blick auf seine Frau. Sie sah eben so lieblich als wahrhaft vornehm aus. Der duftige weiße Krepp über weißer Seide und der Kranz von weißen und blauen Veilchen im Haar schien die passendste Umhüllung der ätherischen Gestalt und der schönste Schmuck des zierlichen Kopfes. Sie wickelte sich fester in den weißen Burnus und Paul nahm ihr den Fächer und das kostbare Flacon mit vetit vert aus der Hand, ein Geschenk des Schwiegervaters. Im Wagen erst rief sie wie erschreckt auf:

„Lisette, mein Bouquet! — Aber wickle es in Seidenpapier, daß die Blumen von der Kälte nicht leiden!“

Erst in der Garderobe sah Paul, daß Ellinor das weiße Cameliensbouquet trug.

„Lisette hat es wohl verwechselt,“ sagte sie, seinen finstern Blick bemerkend, aber eine brennende Röthe strömte bei diesen Worten in ihre Wangen. Sie glaubte selbst nicht daran. Ach, Lisette hatte nur zu gut den geheimen Wunsch ihrer Herrin errathen!

Ein Ballsaal ist ein wunderbar aufregender Ort. Jene Gluth des Treibhauses weht dort, die alle fremden Knospen und Blüthen, die in einer kühlen Alltagsatmosphäre nie zur Entfaltung kommen würden, zu üppigen Blumen werden läßt. Die Klänge der Musik, der Anblick der geschmückten Gestalten, die erregten Gesichter, das Schwirren der Conversation, Alles reißt uns in einen seltsamen Taumel und wer in einem glänzenden Ballsaal nicht von jener leidenschaftlichen köstlichen Sehnsucht erfaßt wird sich „treiben“ zu lassen, wer da nicht die lockendste Melodie hört zu jenem Verse:

„Fahre zu — ich mag nicht fragen
Wo die Fahrt zu Ende geht —“

der ist nie jung gewesen.

Die prächtigen Räume des F'schen Gesandtschaftshotels waren glänzend erleuchtet und trotz des Winters mit Grün und Blumen eben so geschmackvoll als verschwenderisch geschmückt. Die Thüren nach den Gewächshäusern standen offen, bunte Lampen hingen in den Myrten- und Orangenbäumen und fremde

Vögel in zierlichen Käfigen flatterten hin und her. Der Tanzsaal war durch eine Art Halle von dem Wintergarten getrennt, die in der Weise eines Zeltes decorirt war. An den Wänden liefen breite Sammetpolster her zu Ruheplätzen. Man sah dort bequem die tanzenden Paare vorüberschweben, Wolken von Flor und Seide, flatternde Bänder, Kränze, wehende Locken, erhitzte Gesichter. Hinter dem Saale lagen die Spiel- und Speisezimmer, in die ersteren hatten sich geduldige Väter, ungeduldige Chemannner und frauenscheue Junggesellen friedlich zusammengefunden. Die Sammetborduren waren herabgelassen, um den Schall der Musik zu dämpfen, trotzdem klangen die lustigen Töne der Walzer, Polkas und Françaisen noch immer laut genug, um den Frieden dieses Asyls zu stören. Sie veranlaßten manche unruhige Kopfbewegung und noch eben das ziemlich ungeduldige:

„Aber spielen Sie doch nicht so gar zerstreut, lieber Graf,“ eines alten Generals, dessen Partner im Whist Paul H. war. „Ihre Frau Gemahlin ist zu allen Tänzen engagirt, wie sich von selbst versteht bei einer so reizenden Frau, Sie werden also durchaus nicht vermißt.“

Auf den schwellenden Divans des Zeltes hatte der größte Theil der Mütter und Tanten Platz genommen, um die Triumphe ihrer Lieblinge gegen die der Andern abzuwägen, um scharf zu beobachten und die Grundzüge jenes längern Berichts aufzuzeichnen, der noch in dieser Nacht den arglosen Vätern oder Brüdern vorgelegt werden sollte bei der Heimkehr. Geduldig und unbeweglich saßen sie da in ihren Feder-toquen, Turbanen, Hauben und gefrorenen Locken, in ihren starren Seidengewändern und blitzendem Schmuck, nur dann und wann durch ein leises Geflüster in das Ohr der Nachbarin das gepreßte Herz erleichternd. Die *Crème de la société* saß hier beisammen, aber in dem Ballsaal verfolgt die vornehmste Mutter genau dieselben Interessen wie die bürgerlichste, dieselben Intriguen spielt diese wie jene, dieselben Gespräche werden geführt, ob in elegantem Französisch und pikanter Weise oder in mangelhaftem Deutsch und derber Art. Der Grundton bleibt derselbe, nur die Farben, die aufgetragen werden, sind anders gemischt. — Wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, der begreift überhaupt sehr bald, daß die Frau im Gesellschaftszimmer und im Ballsaal, auf diesen großen Kampfplätzen des weiblichen Wesens, sich selten oder nie von jener Seite zeigt, die den Dichter zu dem süßen Glauben brachte, daß sie himmlische Rosen ins

irdische Leben zu flechten sich mühten. Von echten „himmlischen“ Rosen ist da wenig oder nichts zu sehen, desto mehr aber von gewöhnlichen irdischen spitzen Dornen. Es tritt nämlich daselbst eine leider fast allgemeine Fraueneigenschaft unverhüllt hervor, die dem Manne selten eigen, eine Eigenschaft, die vielleicht mehr als jede andere die Wurzel alles geselligen Uebels ist, nämlich der Neid. Aus dem Neid entspringen die lächerlichsten wie die tragischsten Conflictte der Gesellschaft, je nachdem nun zwei Augen die „Freundin“ um ein Band, um eine Stellung, um ein hübsches Gesicht, um ein blendendes Talent oder — um einen Geliebten oder Freund beneiden.

So schwirrte auch in dem eleganten Zelte des Fischen Gesandtschaftshôtels die Conversation wie folgt auf und nieder.

„Die kleine B. ist doch zu kokett, es hilft ihr aber hoffentlich nichts, der Attaché kümmert sich nicht sonderlich viel um sie.“

„Da trägt die R. wieder ein neues Kleid, woher sie's nur nehmen mag, da bekanntlich kein Vermögen da ist. Und immer vom schwersten Seidenstoffe. Unserer erscheint bescheiden in einem zwei Mal getragenen.“

„Wie empörend kurz ist das Kleid der R. Meine Louise möchte immer am liebsten Courschleppen tragen, das feinfühlende Kind wird sich entsetzen über diesen Anblick.“

Die mit dem Vorgnon bewaffnete Nachbarin theilte die Entrüstung links und pries jede Mutter glücklich, die eine so zartdenkende Tochter in dieser frivolen Zeit sich erzogen. Sie flüsterte nun gleich darauf ihrer Nachbarin zur Rechten zu:

„Die arme Comtesse muß wohl lange Kleider tragen, die kleine Däcstin! Sie würde ihr Kleid sonst sicherlich bis über die Grenze des Erlaubten schürzen, hätte sie nur halb so hübsche Füße wie die R.“

Die Toilette jeder einzelnen Tänzerin wurde in allen Details der schärfsten Musterung unterworfen und nur die eigenen Angehörigen bestanden diese kritische Prüfung, an ihnen allein war Alles wie sich's gehörte, elegant und schicklich zugleich. Aber auch die jungen Männer wurden auf das Unbarmherzigste kritisiert, so lange sie nicht Tänzer und Verehrer der Lieblinge und aufmerksame Cavaliere der Mütter und Verwandten. Da war der Eine zu groß, der Andere zu klein, der zu roth, der zu blaß, dieser zu keck, jener zu schüchtern, dem Einen stand der Bart schlecht, bei dem Andern ver-

mißte man ihn, der redete zu viel, jener zu wenig, dieser verbeugte zu sich tief, der andere zu nachlässig, kurz es hätte mindestens der Muth eines Faust und seines hinkenden Führers dazu gehört zu diesen Müttern „herabzusteigen,“ und sich ihren Blicken und Urtheilen auszusetzen. Eben neigte sich ein Paradiesvogel zu einigen untergeordneten, leider falschen Marabouts, eine Gesandtin zu einer Präsidentin mit den Worten:

„Bitte bitte, Liebe, da geht die kleine Gräfin H. vor aller Augen mit dem Podolsky in dem Wintergarten auf und ab, es ist doch ein wahrer Skandal. — Zu meiner Zeit war man nicht so nachsichtig gegen eine Frau, die sich so öffentlich den Hof machen ließ, wie heute zu Tage. Man hatte natürlich auch seine kleinen liaisons,“ hier wurde stark mit dem Fächer kokettirt, „aber davon merkte Niemand etwas. Welch ein schlechtes und gefährliches Beispiel für unsere jungen Mädchen! Ich ängstige mich, daß meine Kinder dergleichen sehen müssen!“

Und der Paradiesvogel warf einen etwas scheuen Blick in den Tanzsaal, wo in einer entfernten Ecke drei Grazien thronten, die mit ganz jungen Attaches einige Extratouren zu tanzen sich herabließen, Grazien, von denen die Jüngste aber bereits seit einem Viertel-Jahrhundert in das Licht der Welt leider etwas schielend geblickelt. Hätte die besorgte Mutter ahnen können, mit welcher brennender Sehnsucht jede ihrer Töchter von einer ähnlichen Promenade in dem Wintergarten träumte, sie würde die arme Ellinor einer plötzlichen Vergiftung unschuldiger Mädchenherzen nicht beschuldigt haben.

Das besprochene und beobachtete Paar schritt während dessen langsam den breiten Mittelweg des Gewächshäuses zwischen Palmen und blühenden Camellien auf und nieder. Berausender Duft füllte den weiten Raum, lockend klang die Tanzmusik herüber. Sie hatte ihre blaßlila Schärpe von den Schultern genommen, er trug sie ihr.

„Wie bezaubernd!“ rief sie vor einem riesigen blühenden Rhododendron stehen bleibend.

„Wie bezaubernd!“ wiederholte er und sah auf sie herab.

Sie fühlte ihn, diesen Blick, wie jedes Weib den Blick leidenschaftlicher Bewunderung fühlt, und die Hand, die jetzt das Armband zu lösen versuchte, das sich in die Spitzenberthe verschlungen, zitterte sichtlich. Wie ein Kind stand sie neben dem hochgewachsenen Manne und jetzt wie ein recht hilfloses, denn der Moment war gekommen, wo sie mit ihm von Trennung

reden wollte. Er sah wie sie kämpfte, er wußte, daß sie ihm etwas mittheilen wollte, was ihr schwer wurde, sie hatte es ihm während des Tanzes gesagt, aber er half ihr nicht mit einer Silbe. Düster und leidenschaftlich schaute er sie an. Und wie er so da stand mit verschlungenen Armen, mit der Stirn, auf der die Wolken schwerer Erinnerungen lagen, mit den Augen, die wetterleuchtend von heimgesetzten Gewittern redeten, da war das ideale Bild eines Mannes wie ihn die phantasievollen Frauen lieben, eine jener Erscheinungen, die wie ein Räthsel vor uns hintreten, hinter deren Lächeln sich Schmerzen zu verbergen scheinen und deren Blicke, wenn sie sich auf eine Frau heften, vorwurfsvoll zu sagen scheinen „ich habe gelitten, durch eine Frau!“

Als Ellinor jetzt ihre Augen aufhob und den seinen begegnete, fühlte sie sich von einem Schauer von Angst und Seligkeit durchflogen, aber ihre Lippen stammelten um so hastiger:

„Ich wollte Ihnen erzählen, daß wir in kaum vier Wochen nach Italien abreisen, dort bis zum Mai bleiben und dann nach Hermsdorf zurückkehren.“

Tief aufseufzend hielt sie inne und faltete unwillkürlich die Hände:

„Gott Dank, die Last war vom Herzen.“ —

„So wäre das vielleicht heute ein Abschied für immer,“ antwortete er nach einer langen Pause, „denn mich rief eine Depesche nach Posen, wo eine mir sehr nahe Verwandte schwer erkrankte und mich zu sehen wünscht. Ich hätte schon in dieser Nacht reisen sollen, aber — es war mir unmöglich — und wenn das Aeußerste auf dem Spiele gestanden.“

Sie war sehr bleich geworden. „Und Sie werden nicht nach B. zurückkehren ehe wir abreisen?“ fragte sie tonlos.

„Das hängt allein von dem Zustande der armen Kranken ab. Nehmen wir also lieber Abschied heute, gnädigste Frau.“

„Abschied!“ Hatte sie denn noch nie das Wort gehört. Es klang ihr so furchtbar, so entsetzlich hart, so über alle Maßen grausam. Sie wiederholte es zögernd, dann setzte sie aber rasch hinzu: „aber wer zwingt uns denn zu einem traurigen Abschied? Wer kann uns verbieten uns wieder zu sehen!“

„Verbieten? Fragen Sie lieber, wer wird uns erlauben einander wieder zu sehen!“

„O Sie werden uns in H. besuchen, wir müssen —“ hier stockte sie plötzlich, der Blick ihres Man-

nes auf das Camilienbouquet fiel ihr ein. Es war Wahnsinn zu hoffen, daß er ihn einladen würde in sein Haus. Eine tödtliche Angst fiel auf ihr Herz. Sie fürchtete sich vor einem Etwas das sie heranschleichen fühlte und wie um sich selbst zu beschwichtigen, sagte sie mit einem schwachen Versuch zu lächeln: „nun so werden Sie mir brieflich Unterricht und gute Lehren geben, ich kann Ihren Rath bei meinen Studien nicht entbehren, bereiten Sie sich auf die Briefe einer wißbegierigen Schülerin vor.“

„So glücklich mich diese Verheißung machen sollte, so gestehe ich doch, jetzt in diesem Augenblick, jetzt Ihnen gegenüber, daß kein Brief mir das zu ersetzen vermag was ich in diesem Moment noch besitze in dem Tone Ihrer Stimme. O Sie ahnen noch nicht, wie bettelarm das geschriebene Wort ist im Vergleich zu dem Hauche des gesprochenen, wie bettelarm gegen einen einzigen Blick!“

Sie fühlte, es war so wie er sagte, aber sie sträubte sich mit Riesenkraft gegen diese Empfindung.

„Wollen wir lieber einander nichts mehr sein?“ fragte sie.

„Nichts oder — das Höchste,“ antwortete er kaum hörbar und zog ihre Hand an seine Lippen. Glühend waren diese Lippen, glühend die Augen, die sich zu ihr aufschlugen.

Die Wogen unendlicher Seligkeit und unendlichen Schmerzes schlugen an ihr Herz. Sie hätte die Augen schließen und untergehen mögen, aber es war ein Etwas das sie noch über den Fluthen empörhielt und sie zu sagen zwang: „dann Nichts, wenn es nur eine Wahl giebt! Leben Sie wohl!“

„Aber wenn die Stunde kommt, wo Sie dies Wort bereuen —.“

Es hing wie ein Traum über ihr als sie ihn so reden hörte und ihm antwortete: „dann würde ich Ihnen schreiben. Aber bitten Sie für mich Gott, daß das nie geschehe!“

„O, ich werde auf den Knien alle Heiligen anrufen, daß es geschehe! Auch ich will meinen Antheil einfordern an irdischer Seligkeit. Und Sie werden es auch, Sie müssen es, Sie können mich nicht verzeihen —.“

„Will ich es denn?“ murmelte sie verzweifelt, denn die Todeschauer des Scheidens und Verstummens wehten sie schon an.

Dazwischen klang eine wilde Chopinsche Masurka herüber und das Schwirren vieler Stimmen und die Duftwellen des Wintergartens wallten auf und nieder.

„Noch einmal die Frage: Nichts oder das Höchste!“

„Nichts! So muß es sein!“

„Nun dann zum letzten Male, leben Sie wohl!“

„Auf Wiedersehen,“ flüsterte sie in halber Bewußtlosigkeit.

Fremde Gestalten erschienen jetzt in dem Wintergarten.

„Erlauben Sie mir, gnädige Frau, Sie in ein anderes Zimmer zu führen. Ihren Herrn Gemahl werde ich sofort von Ihrem Wunsche nach Hause zu fahren in Kenntniß setzen.“ Er führte sie durch mehrere Seitenzimmer in das Boudoir der Marquise. Ach, auf diesem Wege, stumm neben ihm herschreitend, die Hand auf seinen Arm gestützt, der von dem wilden Schlagen des Herzens bebte, da begriff sie erst, welche eine Aufgabe sie sich gestellt, welche steiniger sonnenloser Pfad jetzt vor ihr lag, und hätte er jetzt noch einmal fragen können: „Nichts oder das Höchste,“ sie wagte es nicht auszudenken, welche Antwort sie ihm gegeben. Die Marquise trat ihr entgegen, einige Herren und Damen in ihrem Gefolge drängten sich herbei, der Zauber war gebrochen, der Abschied genommen und als Ellinor am andern Morgen erwachte, war ihr von ihm nur — der welcke Strauß, das kleine beschriebene Blatt und — die Erinnerung geblieben.

Seit fast drei Monaten waren sie in Italien, zuerst auf Isola Bella, dann Genua und in Neapel und zuletzt in Rom. Der alte Graf hatte das Paar begleitet und schien sich zu vergnügen unter dem ewig blauen Himmel und in der köstlich warmen Luft. Er hielt es nur nicht sehr lange an einem Orte aus, dann war er fertig und verlangte nach Abwechslung. Paul fügte sich wie von Kindheit an den Wünschen des Vaters. Und Ellinor? Nun sie ließ sich führen, in den Wagen heben, in einer Sänfte tragen, in einer Gondel wiegen, wie man eben wollte, sie äußerte keinen Wunsch und zeigte keinerlei Freude. Mit großen todtmüden Augen schaute sie immer um sich, scheinbar aufmerksam die Wunder betrachtend, die an ihr vorüberzogen, aber ihr Gedanken waren weit weit entfernt von all' dem Schönen ringsumher. Auf der Isola Bella hatte sie sich in Jean Pauls Titan vertieft und eine Oleanderblüthe im Garten des Schlosses gebrochen, in Venedig war das Kloster der Armenier, die Insel San Lazare ihr Lieblingsaufenthalt gewesen. In Neapel saß sie Stunden lang am Fenster ihrer Hotelwohnung und schaute auf das Meer hinaus und auf den ernstesten Besuch in seinem leichtflatternden Schleiertuch von

Rauchwölkchen. In Rom wurde die Pyramide der Cestius, der Begräbnisplatz der Fremden und die Terrassen der Farnesischen Gärten vorzugsweise von ihr besucht. In den ersten acht Tagen nach ihrer Trennung von Podolsky hatte sie sich noch für eine Heldin gehalten, sie zeigte sich wie sonst, sie sprach und lächelte und lebte wie sonst, „ich that nur das Rechte“ sagte sie sich. Aber da war noch eine heimliche Hoffnung in ihr, die sie selbst sich kaum zu gestehen wagte: er mußte ja zurückkehren vor ihrer Abreise, das konnte ja kein letzter Abschied gewesen sein. Und als er nicht zurückkehrte und ein Tag nach dem andern verging als ob er unter den Todten, und als sie ihren Abschiedsbefuch bei der Marquise D. seiner Schützerin machte und diese ihr erzählte, daß er seiner todtkranken Verwandten wegen an keine Rückreise denken könne, da erlosch plötzlich die Heldenglorie und eine verzehrende Sehnsucht trat an ihre Stelle. Sie kämpfte gegen diese Sehnsucht mit aller Kraft, aber sie wurde vom Morgen bis zum Abend in so schneidender Weise an den fernen Freund erinnert. Mußte sie nicht an ihn denken so oft sie Pauls Stimme hörte, wie sympathisch war ihr der Klang seines vollen männlichen Organs gewesen, wie schwach und doch scharf Klang ihres Mannes Stimme. Die hellen dünnen Locken des Grafen erinnerten sie an das reiche dunkle Haar ihres Freundes, sie hatte von jeher eine Abneigung gegen blonde Männer gehabt. Und endlich der Blick Pauls und seine Augen.

Und als eine Woche nach der andern verstrich, eine Meile nach der andern sich zwischen sie und jenen Mann legte, dessen Erscheinung für sie unbewußt ein Lebensbedürfnis geworden war, da fühlte sie zum ersten Male, welsch eine Bedeutung das Wort hatte: „wir wollen einander Nichts mehr sein!“

„Aber du mußt ihn vergessen, denn du bist das Weib eines Andern,“ rief es in ihr. Doch, wer hätte je das Vergessen gelernt, wenn er sich danach gesehnt! Wenn wir den Tod herbeiwünschen, dann kommt er nimmer, wenn wir ringen nach dem Vergessen, so ist es vergebens. Je eifriger wir zu vergessen suchen, desto fester sammeln sich alle Gedanken um den einen Punkt, und um diesen Punkt kreisen sie, zuerst langsam, dann immer rascher, jagender, bis endlich die Besinnung aufhört und jener Schwindel uns erfaßt, in dem wir nur Eines noch wollen: unser Haupt an seine Brust legen und dann sterben. Man sagt, daß Wechsel der Umgebung und bezau-bernde Gegenden Genesung brächten solchem Leid, und

daß eine wunderschöne Natur allem Elend seinen Stachel nähme. Das ist aber ein Mittel, das nur in den ersten Anfängen einer Herzenskrankheit zur Genesung führt. Haben die Gedanken erst jenen schauerlichen Kreislauf begonnen, so ist keine Rettung mehr, und die höchste Schönheit um uns her verichärft nur das Weh, denn immer steigt der Seufzer auf: könnten seine Augen es mit dir sehen!“

Und so kämpfte sie weiter mit ihrem verlangenden Herzen und mit dem dumpfen Bewußtsein: du darfst nicht unterliegen. Wie der Soldat auf fremden Befehl in die Schlacht getrieben, sollte sie ohne jene Hilfsmittel der Erregung, die den Kämpfenden zum Siege treibt, ohne allen Beistand siegen. Da war Nichts das ihr helfen konnte wie dem Krieger die berausenden Klänge der Musik, der betäubende Duft des Pulvers, das tolle Lärmen, der wilde Trommelschlag, da war Nichts das sie gewaltsam vorwärts drängte, keine mahnende Stimme, keine leitende Hand. Die Zärtlichkeit ihres Gatten marterte sie, ach, sie fürchtete sich vor dem ersten Morgengruß, vor dem Kuß zur guten Nacht, denn sie sagte sich: es ist eine doppelte Sünde darin, ein Betrug an dem Gatten und ein Raub an einem Andern.

Mit fieberischer Hast suchte sie, seit sie in Rom angekommen, Zerstreuung in den ewigen Herrlichkeiten der Kunst. Tage lang durchwanderte sie die Galerien, besuchte die Ateliers und die deutschen Künstler, die sich damals, Anfang des Jahres 1846 in Rom aufhielten, schwärmte für die schlanke Landsmännin, die meistens in Weiß, bleich und zart wie eine Elfe an ihnen vorüberschwebte und deren träumerischen Blick Keiner vergessen konnte. Auch auf der Terrasse des Palastes Farnese sah man sie oft sitzen mit verschlungenen Händen, ein Skizzenbuch auf den Knien das aber immer leer blieb. Die Augen schauten hinaus über die ewige Stadt, über die Höhen von Trastevere weit weit nach dem fernen Norden.

„Ellinor langweilt sich,“ sagte Paul eines Tages zu seinem Vater, „sie sieht so matt aus und ist so still, ich denke wir kehren bald nach Hermsdorf zurück, ich bin ohnedem dort jetzt nöthig, der Bau des neuen Wirthschaftshauses soll beginnen und muß unter meinen Augen geschehen.“

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

(Ein Zug von Rothschild.) Das Londoner Haus Rothschild hielt es eines Tages für vortheilhaft einen auf ihr Frankfurter Haus gezogenen Wechsel von bedeutendem Betrage bei der Bank von England zu discountiren, der Wechsel wurde aber mit dem Bemerkten zurückgewiesen, die Bank discountire niemals Papiere von Privaten, sondern ihre eigenen.

„So, so, von Privaten!“ rief der Baron Nathan von Rothschild aus, als ihm der Bescheid überbracht wurde. „Nun, ich werde diesen Herren zeigen, was für eine Sorte von „Privaten“ wir sind.“

Nach Verkauf von drei Wochen, welche der Bankier dazu angewendet hatte, so viel Fünfspfundnoten einzuwechseln als sich in England und auf allen europäischen Handelsplätzen nur aufstreifen ließen, erschien er eines Morgens in aller Frühe an der Kasse der Bank und nahm eine Fünfspfundnote aus seinem Portefeuille, für welche ihm natürlich ohne Weigern fünf Sovereigns ausgezahlt wurden. Der Kassirer wunderte sich nur darüber, daß der Herr Baron sich wegen einer solchen Kleinigkeit persönlich bemühte. Dieser unterjucht jedes Geldstück genau und that es dann in einen mitgebrachten Leinwandbeutel, worauf er eine zweite, eine dritte, eine zehnte, eine hundertste Fünfspfundnote hervorzieht und gegen Gold verwechselt. Nachdem das erste Portefeuille geleert und der erste Beutel gefüllt ist, überreicht ein Livreebedienter dem Herrn Baron ein zweites gefülltes Portefeuille und einen zweiten leeren Beutel und dieses langweilige Manöver wird sieben volle Stunden bis zum Schlusse der Bureau fortgesetzt, wo der Bankier 4200 Pfd. St. umgewechselt hatte, da aber neun seiner Commis den ganzen Tag in gleicher Weise bei sämmtlichen neun Filialkassen der Hauptstadt beschäftigt gewesen waren, so folgt daraus, daß das Haus Rothschild etwa 42000 Stück Sovereigns aus der Bank gezogen hatte.

Jede Excentricität hat bekanntlich das Privilegium, den Engländern zu gefallen und so lachte man denn an diesem ersten Tage viel über die kleine Malice des Barons. Etwas weniger lachte man aber schon, als man ihn am andern Morgen wieder erscheinen sah, um das Auswechslungsgeschäft fortzusetzen. Die Heiterkeit legte sich vollends ganz, als der König der Bankiers sagte:

„Die Herren von der Bank wollen meine Papiere nicht nehmen — das steht ihnen frei, aber ich bin auch nicht gezwungen die ihrigen zu behalten. Sagen Sie ihnen, daß dieses Umwechslungsgeschäft ungefähr zwei Monate fortgehen wird.“

Zwei Monate! Das wären 2½ Millionen Sovereigns gewesen. So viel Gold hatte die Bank nie besessen! Die Bank von England bekam Angst und sie hatte guten Grund dazu. Deshalb las man in sämmtlichen Abendblättern und noch einmal in sämmtlichen darauffolgenden Morgenblättern, daß sie in Zukunft die Wechsel des Hauses Rothschild jeder Zeit discountiren werde wie ihre eigenen Papiere.

Baron Rothschild hatte ihr gezeigt, was die Rothschild für eine Sorte von „Privaten“ sind.

(Eine wohlverdiente Lection.) Es ist bekannt, daß in London das Virtuosenhum von den vornehmen Kreisen mit der größten Geringschätzung behandelt wird. Man miethet die Künstler gleichsam wie eine Musikmaschine, welche nur dazu da ist, ein gewisses Geräusch zu machen, das als Basis oder Begleitung für die allgemeine Conversation dienen soll, das man aber übrigens gar nicht weiter beachtet. So erging es auch kürzlich einem berühmten Clavierpieler, der bei einem reichen Lord gegen Bezahlung eingeladen war, um sich einer äußerst gewählten, den höchsten Rangstufen angehörenden Gesellschaft zu produciren.

Der Künstler spielt sein erstes Stück unter vollständiger Unaufmerksamkeit des hohen Auditoriums. Er faßt sich jedoch in Geduld, denkt, er habe vielleicht etwas zu früh begonnen, man sei noch nicht mit den Plägen im Reinen etc., und hofft, daß man sein zweites Stück aufmerkamer anhören werde. (Er bekam, beiläufig bemerkt, 120 Pfd. Sterling für diesen Abend!)

Beim zweiten Stücke, einer eigenen Composition des Vortragenden, dieselbe Unaufmerksamkeit, dasselbe laute Sprechen, dasselbe Ab- und Zugehen wie beim ersten. Jetzt reißt unserm gekränkten Künstler die Geduld, er hält plötzlich inne, steht auf und sagt zu der etwas verblüfft werdenden Versammlung:

„Meine Damen und Herren! Wenn ich Sie geniere und langweile, so bitte ich Sie es mir offen zu sagen, ich werde dann gehen. Wenn Sie mich aber in der Hoffnung hierher gerufen und bezahlt haben, daß ich Sie ein wenig interessiren möchte, so haben Sie die Güte still zu sein.“

Diese kühne Motion hatte einen unerwarteten Erfolg. Alles schwieg augenblicklich, setzte sich nieder und hörte zu und als der Künstler sein Stück zu Ende gespielt hatte, wurde er mit Beifall überschüttet. Damit noch nicht genug, sah er sich mit einem Male von mehreren Lords untringt und becomplimentirt, den Damen vorgestellt, kurz in einer Weise gefeiert, daß er sich vor Schmeicheleien und Einladungen nicht zu retten wußte.

(Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient) heißt das lang erwartete Buch von Claire von Glümer (Barth in Leipzig), das die Künstlerin wie die Frau in höchst anziehender Weise schildert. Da lesen wir auch:

Wilhelmine war auch die treueste Freundin der Armen. Tausend Beweise ihrer Güte und Großmuth sind bekannt; eben so viel, wenn nicht mehr, hat sie im Stillen gethan und es war nicht jenes gleichgiltige Hingeben von Almosen, womit so Viele genug zu thun meinen, nicht jenes hastige Sichloskaufen von den Ansprüchen, welche Krankheit, Alter und Armut nun einmal an die Besitzenden machen: — es war ein inniges schmerzliches Theilnehmen an den Leiden ihrer Mitmenschen, ein unablässiges Bestreben, nach Kräften dem Elend abzuhelpen, das sie auf ihren Wegen fand.

Die Wechselwirkung blieb nicht aus. Wilhelmine Schröder war die wohlthätige Fee, zu der sich alle Bedrängten flüchteten, der sie vertrauensvoll ihre großen und kleinen Sorgen ans Herz legten. Unter den Papieren der Verewigten finden sich eine Menge Bittschriften und Dankfagungen. Bald hat sie ein Concert zum Besten der Abgebrannten gegeben, bald den Ertrag eines Cassspiels den Ueberschwemmten zu Gute kommen lassen oder für die hungernden Spitzhändlerinnen im Gebirge, oder für den Hilfsverein der Deutschen in Paris gesungen. Ein armer Student bittet sie um ein Paar Louis'd'or, eine verzweifelte Mutter um Brot für ihre Kleinen, oder ein Schauspieler ohne Engagement schreibt ihr, daß er für sich und die Seinigen keine Rettung weiß, wenn sie nicht einschreitet. Viele junge Talente haben es nur ihrem Beistande zu danken, daß sie nicht im Kampfe mit Noth und Muthlosigkeit untergegangen sind. Einige derselben hat sie erst entdeckt und hat ihnen die Mittel zu ihrer Ausbildung gegeben und nie hat einer ihrer Kunstgenossen vergebens um ihren Beistand gebeten. Die letzten Concerte, in denen sie sang, waren zum Besten ehemaliger Collegen oder wohlthätiger Stiftungen. Noch im Winter 1858, als ihre Kraft schon durch Krankheit gebrochen war, unterrichtete sie ein Paar arme junge Mädchen, die sich zu Sängern ausbilden wollten und wenige Monate vor ihrem Tode scheute sie weder Unruhe noch Anstrengung, um einen jungen Künstler durch die Verloosung eines Bildes zu unterstützen, das sie nicht selber kaufen konnte.

Sie war aber nicht allein barmherzig und mildthätig, sie war auch großmüthig, wenn es galt Freude zu bereiten. So hatte sie sich einst einen neuen Flügel angeschafft, wollte ihr älteres Instrument verkaufen und ließ es im Anzeiger bekannt machen. Der erste Käufer, der sich meldete, war ein ziemlich dürftig aussehender junger Mann, ein Schulamts-candidat, der beim Anblick des schönen Instruments zwar sogleich erkannte, daß es nicht für ihn paßte, doch dem Verlangen es zu probiren nicht widerstehen konnte. Er spielte gut und während er sich mehr und mehr in seine Phantasien verlor, trat Wilhelmine Schröder-Devrient ins Zimmer. Verwirrt sprang er auf, als er sie bemerkte, aber sie knüpfte in ihrer freundlichen Weise ein Gespräch mit ihm an, ließ sich von seinen Verhältnissen erzählen und schloß dem Schüchternen so viel Zutrauen ein, daß er sie endlich fragte: ob sie ihm das Instrument unter der Bedingung überlassen würde, daß er ihr eine geringe Summe — seine ganze Baarschaft — anzahle und den Rest nach und nach abtrüge. Die Künstlerin erwiderte ziemlich kurz, daß sie sich darauf nicht einlassen könne und der arme junge Mann ging, in dem Bewußtsein eine Unschicklichkeit begangen zu haben, schweren Herzens an sein Tagewerk. Als er aber nach Hause kam, stand das Instrument in seiner Stube und darauf lag ein Billet Wilhelminens mit der Bitte, das Geschenk freundlich von ihr anzunehmen.

So lange Wilhelmine Schröder-Devrient in Dresden engagirt war, veranstaltete sie alljährlich eine große

Weihnachtsbescheerung für ihre Armen. Zuweilen waren 20 bis 30 Personen zu beschenken und gewiß fand sie für Jeden das heraus, was ihm am nützlichsten war. Wochen lang trug sie mit eigenen Händen alles Nöthige zusammen. Es war ein eigenthümlicher Anblick, die stattliche Frau im schwarzen Atlasmantel, den schwarzen Federhut auf den blonden Locken, mitten im Gedränge des Christmarkts zu sehen, in einem Arme einen Ballen Leinwand, im andern ein Packet rothen Flanell; dazu ein halbes Duzend Paar Filzschuhe an einem Bindfaden gereiht oder ein Paar leberne Knabenstiefeln, bunte wollene Shawls, Fausthandschuhe, Kinderklappen, Puppen, Pferdchen für die Kleinen — es war unbegreiflich, wie sie so viel auf einmal fortbringen konnte. Begegnete ihr ein Bekannter, so wurde er unbarmherzig mit Stiefeln, Flanell und Leinwandballen beladen, während sie sich selbst mit andern Dingen bepackte. Entschuldigungen wie „nicht Zeit haben,“ ließ sie nicht gelten. „Ihr könnt auch einmal was für die Armen thun,“ sagte sie, „denn ihr habt doch Euer Lebtag noch nicht daran gedacht;“ und die Furcht vor ihrem Spotte hat mehr als einmal einen eiteln Patron in Lackstiefeln gezwungen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und beladen wie ein Eckensteher bis zu ihrer Wohnung neben ihr herzugehen, während er vor Verlegenheit in die Erde sinken zu müssen glaubte. Zu Hause wurde eifrig zugeschnitten und genäht und fast alle Strümpfe, die Wilhelmine zu Weihnachten verschenkte, hat sie mit eigenen Händen gestrickt. Da es ihr sonst an Zeit dazu fehlte, hatte sie die Gewohnheit angenommen, für ihre Armen zu stricken, während sie sich fristren ließ — ein Gebrauch, dem sie viele Jahre lang treu geblieben ist.

Erst wenn Alles für die Armen in Bereitschaft war, kam das Suchen und Wählen für die Freunde an die Reihe; aber auch bei der Bescheerung am Weihnachtsabende hatten die Armen das Vorrecht. Ein ungeheurer Baum war für sie angeputzt, überladen mit den feinsten Süßigkeiten. „Die Armen sollen auch einmal wissen, wie die schönen Sachen schmecken, die sie sonst nur an den Schaufenstern sehen,“ sagte Wilhelmine, als einer ihrer Bekannten meinte, sie hätte besser gethan, statt dieser theuern Näsereien etwas Nützlicheres zu kaufen. Rings um den Baum wurden die Geschenke ausgelegt. Auch das besorgte Wilhelmine selbst. War Alles in Ordnung, so nahm sie ein Gläschen zur Hand, öffnete die Thür, ließ die ersehnten Töne erschallen und nun strömte die Schaar ihrer Pfleglinge herein, um geblendet vom Glanze wieder stehen zu bleiben, bis sie jedem Einzelnen mit einem freundlichen Worte, einem Scherze, einer Mahnung das ihm Bestimmte zuwies. Wenn der erste Jubel verklungen war, wurde der Baum geplündert — es war Wilhelminens Freude zu sehen, wie sich Alt und Jung um die besten Stücke rissen — und dann brachte sie die Dankfagungen, die von von allen Seiten auf sie einströmten, durch ein scherzhaftes: „Macht, daß Ihr fort kommt!“ zu Ende.

Einmal war sie auf die Nachricht hin, daß ihr jüngster Sohn erkrankt wäre, mitten im Winter in großer Eile nach

Hannover gereist. Sie hatte das Kind schon wieder außer Bett gefunden und kehrte nun eben so schnell nach Dresden zurück, wohin sie ihre Berufspflichten riefen. Sie fuhr mit der Schnellpost — Eisenbahnen gab es damals noch nicht — und kam ohne Abenteuer bis Magdeburg. Wie überall waren auch hier am Posthause eine Anzahl Menschen versammelt, um die Fremde ankommen zu sehen und unter der Menge erblickte sie eine jammervolle Gestalt, ein Mädchen von 10 — 12 Jahren, das statt aller Bekleidung einen schmutzigen zerfetzten Rock wie einen Mantel um den Hals gebunden hatte. Das Haar hing in wirren Strähnen um das blasse Gesicht, die nackten Arme und Beine waren von Hunger oder Krankheit abgezehrt und der ganze Körper des Kindes bebte vor Kälte. Auf ihre Erkundigungen erfuhr Wilhelmine, daß die Kleine in den elendesten Verhältnissen lebte, daß sie von ihrem Stiefvater entsetzlich gemißhandelt würde und nicht eher zu essen bekäme, bis sie eine gewisse Summe zusammengebettelt hätte. Der Künstlerin standen die hellen Thränen in den Augen; sie zog die Börse heraus und schüttete den ganzen Inhalt derselben in die Hände des Kindes, das mit starrer Verwunderung auf die Gold- und Silbermünzen blickte, während die großmüthige Geberin sich den Augen der Umstehenden entzog, um mit der Freundin, die sie begleitete, im nächsten Gasthose zu frühstücken. Erst als sie den Kellner bezahlen wollte, fiel ihr ein, daß sie ihr Geld bis auf den letzten Heller hingegeben hatte. Zum Glück fand ihre Begleiterin so viel zusammen, daß sie bis Leipzig kamen, wo sich Wilhelmine in einer befreundeten Familie das Geld zur Weiterreise borgen konnte.

Aber nicht nur vorübergehende Verlegenheiten hat sich die Künstlerin zugezogen, sie hat sich schwere, dauernde Entbehrungen auferlegt, um Andern beistehen zu können. Jahrzehnte lang ist sie die Vorsehung ganzer Familien gewesen, Alt und Jung hat sie gespeist und gekleidet, hat die Töchter erziehen, die Söhne studiren lassen, hat Badereisen für die Kranken und Vergnügungsreisen für die Gesunden bezahlt, während sie selbst umsonst nach Ruhe, nach Erholung seufzend, in den heißesten Sommertagen angestrengt arbeitete. Und wie oft ist sie von Gastspielen, die andern Künstlern goldene Früchte trugen, nicht nur mit leerer Kasse, sondern auch mit geleerten Koffern heimgekehrt, weil nicht nur ihre Börse, sondern auch ihre Kleider, ihre Theatergarderobe, ihre Wäsche sogar in die Hände einer ihr befreundeten Schauspielerin übergegangen waren!

(Eine Fastnachtsfeier.) Th. König, der schon mehrmals durch biographische Scenen die Zeit der Reformatoren dem Verständniß der Gegenwart näher zu bringen gesucht, hat seine Aufgabe, deren Lösung er übernommen, mit der romantisch-biographischen Schilderung Ulrich Zwingli's, des Reformators der Schweiz, weiter geführt. Mit richtigem Takte sucht er aber die bedeutendsten Epochen aus dem Leben seines Helden dem Leser dadurch näher zu führen, indem er sie mit Schilderungen der Zeit und seines Volkes verflücht. So verknüpft er denn auch das

erste Auftreten Zwingli's als Friedensstifter und Vertheidiger der uralten Landesitten mit einem Landesbrauch, der immer heilig gehalten worden war, nämlich mit der Fastnachtsfeier. Unsere Väter — und die Schweizer sind ja auch Deutsche — liebten heitern Scherz und frohen Sinn sehr und benützten jede Gelegenheit, sich solchen Scherzen hinzugeben und wie denn, namentlich in Süddeutschland, selbst den Schwänken eine ernste Form gegeben ward, so auch in der Schweiz. Die einzelnen Städte wetteiferten um den Ruhm, welche am heitersten bei irgend einer Gelegenheit gewesen, entführten, oder wie man sich damals ausdrückte, hoben einzelne Männer auf, die sich durch ihren Humor bereits einen Namen erworben und hielten sie in ihren Mauern gefangen, um durch ihre Scherze die fröhliche Fastnacht noch fröhlicher zu machen und schickten sich dann gegenseitig Fehdebriefe.

So geschah es denn auch zu Fastnacht des Jahres 1506. Damals lebte nämlich in Luzern ein im ganzen Lande bekannter und allbeliebter Mann, Bruder Frittschi genannt, ein wohlhabender, jovialer Bürger, der gar wacker zechte, viel verschenkte und bei öffentlichen Lustbarkeiten die lustigsten Schwänke erfand. Diesen hoben einige Basler in der Fastnacht des genannten Jahres auf. Sobald diese Gewaltthat ruchbar ward, schrieben Schultheiß und Rath von Luzern an die Basler einen Brief, der also lautete: „Mit großer Verwunderung haben wir vernommen, daß Bruder Frittschi, aufgehoben von den Baslern, sich bei Euch aufhält. Zwar zweifeln wir keineswegs an seinem Wohlbefinden, müssen aber doch dem Begehren seiner Freunde entsprechen und ihn holen kommen, wiewohl wir ein gar schreckliches Weinvergießen besorgen. Unsere Ehre zu wahren, künden wir daher den Baslern Fehde an und erklären, daß wir innerhalb von acht Tagen zu Pferde, zu Wasser und zu Fuß mit etlichen hundert Mann ausziehen und die von Basel wegen ihrer Gewaltthat angreifen werden.“

Die Basler antworteten sogleich, wie folgt: „Das Schreiben und die Drohungen der Luzerner haben uns keineswegs in Schrecken gesetzt, vielmehr erwarten wir den Feind mit standhafter Begierde und dem besten Rüstzeug, das in großen und kleinen Stücken in unseren Kellern liegt, und welches wir derart richten wollen, daß Mancher von Euch genug empfangen soll. Ja, wir sind so unerschrocken, daß je größer die Zahl des Feindes, desto willkommener er uns sein wird.“

Zur bestimmten Zeit verließen die Luzerner ihre Stadt, geführt von beiden Schultheißen und achtzehn Rathsherrn. Am Ausflusse der Viere wurden sie von den Baslern empfangen. Die Behörden der Stadt, prächtig gerüstete Krieger und Knaben geleiteten sie in die Stadt, wo aus einem geschmückten Hause Bruder Frittschi sie grüßte und vom Bürgermeister förmlich seinen Genossen ausgeliefert wurde. Und nun begann die Bewirthung. Schießen und Wälle folgten auf Mahlzeiten und Trinkgelage, an denen die Rathsherrn, Domherren und selbst der Bischof theilnahmen.

Allgemeine Frauen-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlfiche 6 Tblr.,
mit Stahlfichen 8 Tblr.

Ellinor.

Skizzenblatt

von

Elise Polko.

(Schluß.)

„Sie langweilt sich, meinst Du? Im Gegentheil sie amüsiert sich vortrefflich, mein Rath wäre Du ließe sie bei mir und gingst allein zurück. Wir verstehen uns ganz gut und wir folgen Dir in höchstens einem Monat.“

„Nun so lange kann ich's eben auch noch aushalten. Ich möchte sie nicht gern verlassen, sie sieht angegriffen aus.“

„Du bist und bleibst ein Gespensterseher, Paul. Sie hat nie viel Farbe gehabt.“

„Glauben Sie, daß Ellinor noch zuweilen an — ihren Musiklehrer denkt?“

„Gewiß, sie singt nicht mehr und das ist der klarste Beweis, daß sie ihn noch nicht vergaß. Aber laß ihr ruhig jeden derartigen Gedanken. Ein Mann, der einen Nebenbuhler fürchtet, der zwei hundert Meilen und noch weiter von dem Gegenstande seiner Neigung getrennt ist und nicht einmal schreibt und Briefe empfängt, ist ein Narr, liebster Zunge. Und überdem wird Podolsky so vernünftig sein über kurz oder lang die reiche Wittwe, die Nichte der D. zu

heirathen. Baron F. sprach noch in seinem letzten Briefe davon.“

„Daß man die Liebe eines Frauenherzens nicht für's Leben festhalten, versichern, gleichsam unter Verschuß bringen kann!“

„Das würde entsetzlich langweilig sein! In der Wandelbarkeit der Frauen liegt einmal ihr höchster Reiz, nur ein Etwas dessen Verlust wir jeden Augenblick zu befürchten haben, ist für uns jener prickelnde Reiz, um den sich's noch lohnt zu leben. Eine angenehme Ehe muß eigentlich eine ewige Schmetterlingsjagd sein, nur dann verschmerzt sich der Verlust der persönlichen Freiheit.“

Auch die Kirchen der ewigen Stadt besuchte Ellinor fleißig. Wie alle phantasievollen Frauen hatte sie eine heimliche leidenschaftliche Neigung zum katholischen Ritus mit seinem erwärmenden Glanze. Von seltsamen Träumen befangen lag sie oft in ihrem Betstuhl ohne zu bemerken, daß sich die Menge längst verloren und sie einsam zurückgeblieben war. Mit der Bibel auf den Knien saß sie Abends in ihrem einsamen Zimmer, aber es war immer und immer nur jene eine Stelle, die sie aufsuchte, jenes Wort der Barmherzigkeit, daß nur der Mund der katholischen Priester den beichtenden Sünderinnen zurief: wer viel liebet, dem soll viel vergeben werden.

Und unter diesem Worte wuchs jene unselige Liebe ihres Herzens wie eine Blume unter dem Sonnenlicht, höher und höher, als wollte sie in den Himmel hineinwachsen, der Kampf hatte sein Ende gefunden,

sie streckte langsam die Waffen. Immer allein mit ihrer heimlichen Qual, ohne Rath, ohne Trost kam endlich der Muth der Verzweiflung über sie. Was sollte sie, so fragte sie sich, ferner bei dem ungeliebten Mann, den sie nimmer zu beglücken vermochte? War ihr Platz nicht neben ihm, dem Geliebten? Fühlte sie nicht die Macht in sich ihn zu beseligen wie nur je ein Weib einen Mann beseligt? Galt solche hingebende Liebe nicht höher vor Gott als ein Leben voll starrer kalter Pflichterfüllung, das keinem Wesen auf Erden zum Segen geworden war? Er wartete ja auf sie, der ferne Geliebte, das sagte sie sich täglich und stündlich wieder und wieder und eines Abends trat sie denn mit einem festen Entschlusse in ihr Zimmer. Sie hatte ohne mit einem Laute zu antworten so eben ein Gespräch ihres Mannes und ihres Schwiegervaters über die wahrscheinliche Verlobung Podolskys mit der Nichte der Marquise angehört, aber sie wußte nun was ihr jetzt allein noch zu thun übrig blieb. An eine Andere ihn verlieren durch eigene Schuld, das war undenkbar, Alles stürzte zusammen vor diesem einem Gedanken. Noch in derselben Nacht schrieb sie ihm mit zitternder Hand folgende Worte:

„Nichts oder das Höchste,“ das war ihr Abschiedsgruß, ich habe ihn aber jetzt erst verstanden, da ich das Nichts zu tragen versuchte. Hier diese Zeilen bringen das Höchste was ein Weib einem Manne zu Füßen werfen kann: meine Liebe — und wenige Tage später bringe ich mich selbst mit Allem was ich bin und habe zu Deinem ewigen Eigenthum. Ich kann nicht anders, ich fühle, daß ich zu Grunde gehen muß ohne Dich. Ob mir mein Gatte, den ich für Zeit und Ewigkeit verlasse, verzeihen wird, weiß ich nicht, aber Gottes Sohn ist es, der da verheißt hat: wer viel liebet, dem wird viel vergeben werden. Ob ich Dich wohl viel liebte?

„Ich bin in einer Woche in S., der kleinen reizenden Bergstadt, kaum sieben Meilen von B. und werde Dich im Gasthause zum weißen Schwan erwarten. Ich schreibe diese Worte: „Dich erwarten“ und meine Sinne verlassen mich dennoch nicht, obgleich der Gedanke überwältigend ist in seiner Seligkeit. Dich erwarten, Dich sehen, Deine Stimme hören, ich kann nicht weiter. Gott wird mich nicht sterben lassen, ehe ich Dir mit meinen Lippen gesagt, daß ich — Dich liebe!“

Zehn Tage später etwa ging in dem kleinen Salonzimmer des Gasthauses zum weißen Schwan in S. eine schlank bleiche Frau in einem grauen Reisfelleide unablässig auf und nieder. Zuweilen blieb sie an der offenen Thür stehen, die auf den Altan führte und sah mit heißen trockenen Augen über die Gärten und Wiesen hinweg, die Fahrstraße hinab, die hinter dem Hügel, worauf die berühmteste Irrenanstalt des Landes lag, zwischen den Bergen sich verlor. Aber kein Reiswagen kam daher. Die kleine weiße Hand strich zuweilen hastig über die Stirn oder legte sich auf das pochende Herz, die feinen Lippen zuckten oft schmerzlich, in jedem Zuge des lieblichen Gesichts lag eine fieberhafte Spannung, und doch wanderten diese Füße rastlos hin und her. Ein bescheidenes Instrument stand geöffnet, dann und wann trat sie an dasselbe heran, die Finger glitten über die Tasten, immer war es aber nur jene düstere Melodie Schuberts:

„Ein Mönch stand in seiner Zelle
Am Fenstergitter grau.“

jenes Lied, das er gesungen als sie ihn zuerst gesehen. Sie dachte kaum daran was sie spielte, sie dachte nur immer: „wann wird er eintreten in das Zimmer?“ Die Brücke war abgebrochen, sie hatte sich von ihrem Manne getrennt, nach ihrem Abschiedsbriefe konnte er keinen Augenblick an die Möglichkeit einer Wiedervereinigung glauben, ihre Zukunft war fortan er. Und nun wartete sie auf ihn, auf diese Zukunft seit drei Tagen, wie leicht spricht sich das aus, wer denkt daran wie viele Secunden sie zählen und zu welcher qualvoller Ewigkeit eine Secunde werden kann, wenn wir warten, werden muß, wenn wir das Geliebteste herbeisehnen. Als Ellinor den Grafen Podolsky bei ihrer Ankunft in S. nicht fand, hatte sie sofort einen zweiten Brief an ihn abgesandt, auch auf diese Zeilen hätte er seit Stunden hier sein können, wenn er zur Stelle aufgebrochen. Er war krank, konnte da noch ein Zweifel sein? Ohne Speise und Trank zu berühren, wanderte sie nun hin und wieder immer nur mit der Frage: „wann wird er kommen?“ Bei jedem Geräusch bebte sie zusammen, jeder hastige Fußtritt ließ ihren Herzschlag stocken. Und da, zu dieser niedrigen Thür dort mußte er hereintreten, über diese zusammengesunkene Schwelle mußte er schreiten, der hochgewachsene Mann und das Licht vom Balkon her würde voll auf sein Gesicht fallen und seine Augen würden sich dann auf sie richten, o diese Augen, weiter dachte sie nichts.

Draußen aber lag der ruhige Sonnenschein auf

der Erde und die Wolken zogen am Himmel vorüber, und die Menschen auf der Erde wandelten ihre verschiedenen Wege, Alles als ob da Niemand wäre dessen Herz zu brechen drohte in verzehrender Sehnsucht nach dem Geliebten. So kam der vierte Abend heran. Die mitleidige Wirthin hatte Licht gebracht und frisches Trinkwasser und ein einfaches Nachtmahl aufgetragen.

„In zwei Stunden kommt die Post,“ sagte sie.

Und Ellinor lächelte müde und bat dann, nach einem Blick auf den Tisch, leise:

„Legen Sie noch ein Couvert auf, liebe Frau.“

Eine helle Röthe stieg dabei in ihre Wangen, ach sie hatte sich noch nicht mit dem Gedanken eines solchen süßen Beieinander vertraut gemacht. Als das geschehen war blieb sie einen Moment mit leuchtenden Augen an dem Tischchen stehen, dann wanderte sie geduldig zwei Mal sechzig Minuten unermüdetlich auf und ab.

Ob sie den Klang des Posthorns hörte, in der stillen Nacht? Sie zuckte weder zusammen noch hielt sie still in ihrer Wanderung. Nur als hastige Schritte kamen blieb sie plötzlich wie zu Stein erstarrt stehen, jeder Blutstropfen war aus ihrem Gesicht gewichen, die kleinen eisigen Hände klammerten sich Stütze suchend an die Lehne eines Stuhls. Die Thür sprang auf, die Wirthin brachte einen Brief. Sie hatte sich außer Athem gelaufen.

„Er kommt sicher Morgen!“ rief sie.

Und Ellinor schrie nicht auf, sie riß nur den Brief an sich, warf einen Blick auf die Handschrift, wo war der Cameliensstrauß und die Veilchen, die damals seine Zeilen begleiteten? Kaum hörbar bat sie dann:

„Laßt mich allein!“

Die gute Frau blieb aber doch draußen stehen, nicht aus Neugierde, nein aus wahrhaft warmer Sorge um die bleiche kranke Frau, deren Mann sie so lange warten ließ, aber sie hörte nur das leise Knittern des Papiers und das Rücken eines Stuhles, dann blieb alles ruhig. Da ging sie denn nach einer Weile auch ohne Sorge ins Bett.

Am nächsten Morgen aber, die Wirthin zum weißen Schwan mußte noch Jahre lang nachher immer weinen, wenn sie davon erzählte, da fand man die Fremde in tiefer Ohnmacht in den Knien liegen, das Gesicht war gegen das Polster des Stuhles gesunken. Sie hatte wohl die ganze Nacht schon so gelegen, denn ihre Glieder waren ganz steif. Man brachte sie zu Bett und der Herr Doctor und der

Herr Caplan wurden gerufen. Der Erstere, um sie wieder zum Bewußtsein zu bringen, der Zweite, um ihr auf den Wunsch der besorgten Wirthin den Brief aus der krankhaft geballten Hand zu nehmen und ihn unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses zu lesen. Beide kamen. Die Ohnmächtige erwachte auch nach langen Bemühungen aus ihrer Erstarrung, aber nicht zum Bewußtsein. Das kam eben nie wieder. Der gelehrte Herr Doctor meinte es sei nur eine winzig kleine Aber gesprungen im Kopfe der Kranken und das könne ja so leicht geschehen. Es sei immerhin noch ein Glück, daß die Irrenanstalt hier in nächster Nähe, somit seien den Angehörigen der Fremden doch wenigstens die Transportkosten erspart.

Den Herrn Caplan bat aber die gute Frau schluchzend um einige oberflächliche Mittheilungen aus dem verhängnißvollen Briefe. Und der ernste Mann antwortete mit sichtlicher Erschütterung:

„Es ist eine bittere traurige Geschichte und besser man kennt sie nicht, da doch alle Hilfe umsonst. Die Ärmste erwartete ihren Geliebten, um den sie ihren angetrauten Mann verlassen und ahnete nicht, daß dieser Eine, um dessen willen sie so schwere Schuld auf sich genommen, schon seit Jahren in seiner Heimath verheirathet. Solche Dinge sollen in der argen Welt da draußen oft geschehen, liebe Tochter. Der Mann scheint die ganze Sache gar nicht so ernst genommen zu haben als sie und seine Verzweiflung jetzt kommt zu spät. Mögen die Heiligen ihr armes Herz genesen lassen.“

„O hochwürdiger Herr, ich weiß, sie ist obendrein eine Ketzerin. Nun hat das arme Ding ihre irdische Seligkeit verloren und die ewige dazu!“ schluchzte die Mitleidige.

„Nach so schweren Erdenleiden wird sie dort Barmherzigkeit erfahren,“ antwortete der Caplan mit feinem Lächeln. „Auch für eine Ketzerin gilt der Spruch: wer viel liebet, dem wird viel vergeben werden. Aber behaltet das für Euch, liebe Tochter.“

In der großen Irrenanstalt zu S. konnte man viele Jahre später eine ältliche Frau ruhelos das ganze Haus durchwandern sehen, Trepp auf Trepp ab, durch alle Säle und Gänge. Man störte sie nicht, da sie sanft und ruhig war und Niemanden in den Weg trat. Wenn sie wieder in ihre kleine Zelle trat, setzte sie sich an das verstimmte alte Spinett das in der Ecke stand. Dann spielten die

durchsichtigen Finger eine Melodie, immer dieselbe und von den Lippen tönten dazu ganz leise die Schlussworte jenes Schubert'schen:

„Des Lebens Fahrt durch Wellentrug
Und heißen Wüstenand,
Es ist ja auch ein Kreuzeszug
In das gelobte Land.“

Alle Bewohner der Anstalt kannten dies melancholische Lied. Wer sang es wohl?

Der alte Graf H. erlebte es noch, daß sein Sohn sich mit einer eben so reichen als „vernünftigen“ Frau verheirathete und stellte nie mehr den Satz auf: daß die glückliche Ehe einer Schmetterlingsjagd gleichen müsse. Seine neue Schwiegertochter interessirte ihn durchaus nicht, aber sie war eben eine passende Gefährtin für Paul. Männer wie er konnten keine Ellinor gebrauchen. Und doch war der „wunderliche Mensch“ so thöricht gewesen, diese „davongelaufene“ Frau wirklich zu lieben und sich nur nach hartem Kampfe zu einer zweiten Ehe zu entschließen.

Und Podolsky? Nun, er führte ein unstetes Leben seit Ellinors geistigem Tode, ein Leben voll Qualen und Reue. Seine Frau, die sich damals, als er von Ellinor Abschied nahm, nach Posen begeben, um ihm näher zu sein und dort gefährlich erkrankt war, hatte er nach Warschau zurückgeschickt. Er sah sie nie wieder.

Der Gedanke an Ellinor wurde zu einer Furie, die ihn unablässig verfolgte. Hatte er damals die Bekanntschaft mit ihr und die in ihren feinen geübten Augen sich ja deutlich enthüllende Liebe nur hingegenommen wie Hamlet die Liebe Opheliens

„ein Dufte, der nur den Augenblick verschönt.“

wer weiß es? In Baden-Baden hatte er das Glück eine große Summe am Spieltisch zu gewinnen. Aber was sollte er mit dem Glück? Es ekelte ihn an in jeder Gestalt. So warf er denn das Geld einem armen Spieler zu, der mit dem geladenen Pistole in der Hand seine Abrechnung mit der „falschen Welt“ zu halten im Begriffe stand. Wie im Scherze tauschte er das Mordinstrument dagegen ein. Eine Stunde später fand man ihn an einer einsamen Stelle im Park mit zerfetztem Kopfe. Als sie den entstellten Leichnam in die Wohnung trugen, sang in derselben Stunde, weit weit von dieser Stätte, eine kranke gebrochene Stimme:

„Des Lebens Fahrt durch Wellentrug
Und heißen Wüstenand,
Es ist ja auch ein Kreuzeszug
In das gelobte Land.“

Aus der Fremde.

Novelle

von

Bernhard von Guseck.

1.

Eine mondheile Nacht lag still und friedlich über der Gegend. Vom milden Lichte verklärt ragte das alte Schloß mit seinen vier Ecktürmen auf dem runden und niedrigen Hügel, von wo es seine Umgebung beherrschte; viele Fenster standen offen, um die frische Nachtluft einzulassen, denn der Tag war heiß und schwül gewesen und die Gewitterwolken, auf deren Entladung man gegen Abend gehofft, hatten sich fernab nach Osten gezogen, wo noch jetzt von Zeit zu Zeit ein mattes Wetterleuchten aufflamte. Um den Fuß des Hügels dunkelte der tiefe gemauerte Graben, der von einem Arme des nahen Fließchens mit lebendigem Wasser versehen war; einst hatte man ihn nur auf einer Zugbrücke überschreiten können, aber seit die geflohenen Zeiten des Fehderechts und der Selbstwehr vorüber, hatte jene einer festen stehenden Brücke Platz gemacht, deren geschliffene Steinpfeiler heute im Mondlicht glimmten. Vor der Brücke in das Land hinaus führte eine imposante breite Allee uralter, jetzt in voller Blüthe stehender Linden, zu beiden Seiten noch eine geraume Strecke von einer hohen Mauer begleitet, welche das weitgezogene Schloßgebiet mit seinen Gärten und Anlagen, nebst dem hinter dem Schlosse gelegenen Hofe und seinen stattlichen Wirthschaftsgebäuden umschloß und nur am Ufer des Sees, der gegen Westen die Grenze machte, unterbrochen war, freilich erst in neuerer Zeit der Aussicht wegen. Früher, wo von dorthier über das Wasser auf Rähnen ein Ueberfall feindlicher Nachbarn möglich war, hatte auch hier die Mauer mit einem Wartthurm gestanden und war gar wohl bewacht worden, besonders zur Nachtzeit, weil in der Finsterniß der Feind mit beschlagenen Rudern geräuschlos sich nähern konnte — seitdem aber war die Mauer mit dem Wartthurme verschwunden. Der

breite Wasserspiegel des Sees lag grade in der Perspective der Westfront des Schlosses, wo von Alters her die Guts herrschaft ihre Wohnzimmer hatte; hier bot sich ein schöner Anblick über das reich angebaute, wellenförmige Land, dessen anmuthige Scenerie durch einen dunkeln Hintergrund mächtiger Waldhöhen gehoben wurde. Jetzt lag ein ungewisser Duft und Schimmer über der Gegend ausgegossen und die Umrisse waren zerronnen. Auf dem See, dessen spiegelglatte Fluth keine Welle kränzelte, schwamm ruhig und klar das Bild des Mondes, der hoch am dämmernden Nachthimmel stand. Feierliches Schweigen rings in der Natur, ein stiller Zauber, wohl geeignet, ein schlummerloses Auge, das etwa zu dieser Stunde in die mondbeglänzte Landschaft hinausschaute, mit einer Welt fremdartiger Gebilde statt der wohlbekanntesten Gestaltung zu überraschen und das Gemüth im schrankenlosen Spiel der Phantasie in Träume zu wiegen, Träume süßer oder auch schmerzlicher Erinnerung!

Auf der Westfront des Schlosses war ein Altan mit steinernem Geländer hinausgebaut, zu welchem sonst eine mit Eisenbarren wohl verwahrte Thür geführt hatte; diese war gegenwärtig mit der Gefahr auch verschwunden und helle Scheiben an die Stelle des schweren Eichenholzes getreten. Die Glasthür öffnete sich und eine Frau trat heraus. Es war die Herrin des Schlosses und der Standesherrschaft — kein Mensch, auch ihr Gemahl nicht, wenn ihm auch das Recht zustand, machten ihr das freitig. Jetzt hätte er es am wenigsten vermocht, denn er lag schwer krank, gesund war er schon seit Jahren nicht gewesen. Ob die Gemahlin um ihn Sorge trug? Ob diese Sorge den Schlaf von ihrem Augenlide verschonte? Sie trat auf den Altan hinaus, zog das Tuch, das sie übergeworfen, dichter über ihre Schultern und ihre ganze zarte Gestalt und ließ sich auf einem der Steinsitze nieder, welche an beiden Seiten des Altans angebracht waren. Ein Streiflicht des Mondes traf ihr Haupt, das von einem leichten Spizenhäubchen bedeckt war, der Silberstrahl ließ den Scheitel der Frau, der auch schon Silber trug, Silber des Alters, in reinem Schimmer glänzen. Das Alter hat das glückliche Vorrecht der Jugend nicht mehr, Sorgen im süßen Schlummer zu vergessen — auch ohne Sorgen und Krankheit fließt der Schlaf zuweilen die greise Wimper. Darum mag es nicht Wunder nehmen, die Dame um Mitternacht auf dem Altan ihres Schlosses zu erblicken.

Sie stützte das Haupt in die Hand und ließ ihr

Auge über die Parkbäume zu ihren Füßen, über die See und die in Duft verschwimmende Landschaft irren. Ihr feines Gesicht, dessen Züge der Mond nun auch erhellte, hatte den Ausdruck tiefster Ruhe — der Frieden, welcher draußen in der ganzen Natur waltete, schien sich in ihm wiederzuspiegeln. Allmähig nahm ihr Auge eine feste Richtung, doch war es wohl nur, weil ihre Gedanken sich auf einen Punkt richteten, der sie ganz in Anspruch nahm und es mochte vielleicht ein Bild aus längst versunkener Zeit sein, ein Bild aus den schönen Tagen der Jugend, welches dies sanfte Lächeln um die sonst immer streng geschlossenen Lippen der Matrone spielen ließ.

Da zuckte sie schreckhaft auf. Durch die Stille der Nacht, fernher vom Ufer des Sees glaubte sie einen Schrei vernommen zu haben. Sie lauschte mit verhaltenem Athem, ihr Blut pulsrte rascher. Alles war still — hatte sie sich getäuscht? Gehörte der Schmerzenslaut, den sie vernommen zu haben wähnte, ihrer innern Welt an? Nicht doch! Das Lächeln, das noch so eben ihre Züge verjüngt hatte, war Erinnerungen entsprossen, in denen der Schmerz noch keinen Raum gefunden hatte. — Da klang es noch einmal herüber, deutlicher und schneidender als zuvor, ein Schrei des tiefsten Weh's, als ob ein Herz vom Glück und vom Leben Abschied nehme. Die Dame stand rasch auf; entschlossen wie sie war, eilte sie vom Altan in das Zimmer und zog die Glocke, welche im Domestikenzimmer den Diener, welcher heute wachte, herbei rufen mußte. Bei der schweren Krankheit ihres Gemahls stand immer im Stalle ein Pferd gefattelt und wachte Einer von der Dienerschaft, um sofort den Arzt aus der Stadt zu holen, wenn es nöthig scheinen sollte. Die Dame wartete aber nicht ab, bis der Diener erschien, sondern ging selbst über den Corridor nach einem der Fenster, welche in den innern Schloßhof schauten, dort konnte sie den Wächter rufen, der seine Stätte unter dem Bogen des Thorwegs hatte und sich auch nach der Kunde in seltener Pflichttreue munter erhielt. Es bedurfte daher keiner Anstrengung, um von ihm Antwort zu erhalten.

„Erlaucht?“ schallte es herauf, als die Gebieterin mit ihrer hellen Stimme kaum seinen Namen genannt.

„Am See muß ein Unglück geschehen sein,“ rief die Dame hinab, „ich habe zwei Mal einen lauten Schrei gehört. Geht rasch hinunter, seht nach, nehmt den Hund mit! Ich werde Euch den Moritz nachschicken!“

Sie wußte um Alles, sogar wen von den Dienern heute die Reihe des Wachens getroffen. Der Wächter

im Hofe hätte gegen ihren Befehl wohl den begründeten Einwand erheben können, daß, wenn auch am See ein Unglück geschehen und vielleicht Jemand in das Wasser gestürzt sei, er jedenfalls zu spät kommen werde, um noch Hilfe zu bringen, indessen war er, wie die ganze Dienerschaft, ja wie die ganze Bevölkerung der Standesherrschaft Buchau, an unbedingtes Gehorchen schon seit langen Jahren gewöhnt. Gegen das Wort der Gräfin würde so leicht Niemand einen Einspruch gewagt haben. Der alte Mann weckte daher sogleich seinen Sohn, um während seiner Abwesenheit seinen Posten zu versehen, nahm den Spieß, den er noch nach altem Herkommen führte, auf die Schulter, pfiß seinem Hunde und machte sich auf den Weg.

Unterdessen hatte die Gräfin auch den Diener schon mit Anweisung versehen. Der Schrei, den sie gehört, hatte nach Gewaltthat geklungen, darum hielt sie es für nothwendig, dem Wächter noch einen andern Mann mitzugeben. Ihr Gemahl schlief ja heute, wie sie sich überzeugt hatte, so ruhig, an eine Krasis war, nach dem Ausspruche des Arztes, gar nicht zu denken. So unterließ sie es auch, statt des hinausgesandten Dieners einen andern bestellen zu lassen, begab sich vielmehr selbst in das Schlafgemach ihres Gemahls, um mit der Wärterin, welche seinen Schlummer bewachte, Rücksprache zu nehmen und kehrte dann, weil sie selbst nicht auf Schlummer hoffen durfte, auf den Altan zurück, wo sie sich wieder auf den Steinsitz niederließ und mit wachen Sinnen ihre Aufmerksamkeit in die Ferne richtete.

Der Diener hatte den Wächter schnell eingeholt und die beiden Männer verfolgten ihren Weg schweigend, als fürchteten sie, daß ein Meinungsaustrausch vom Schlosse aus noch gehört werden könnte. Endlich begann der Wächter, der sich mehrmals nach seinem Hunde umgesehen hatte, welcher mit hängendem Schweif dicht hinter seinen Fersen trollte, ohne nur Miene zu machen, weiter umher zu spüren: „Erlaucht werden am Ende wohl nur geträumt haben, Moritz. Sieh nur das Vieh an, es spitzt kein Ohr, es hebt die Ruthe nicht und geht mir nicht von den Hacken. Wenn etwas los wäre, hätte es lange schon Witterung.“

(Fortsetzung folgt.)

Fenilleton.

(Zwei Sängerinnen.) Im Winter von 1831 zu 1832 war die Schröder-Devrient an der italienischen Oper in Paris engagirt. Mit diesem Engagement trat sie in ganz neue, schwierige Verhältnisse. Man fand es gewagt, daß sie mit italienischen Sängern concurriren wollte, selbst die treuesten Freunde und Bewunderer waren bedenklich. Die Deutschen könnten nun einmal nicht singen, hieß es allgemein; ihre Sprache, die Rauheit des Klimas, in dem sie leben, die falsche Methode ihrer Gesanglehrer würde sie immer an einer vollkommenen Ausbildung hindern — und nun sollte sich eine deutsche Sängerin neben Rubini, Lablache, der Pasta und der Malibran behaupten!

Daß ihr die Italiener im Betreff der technischen Fertigkeit überlegen waren, hat Wilhelmine Schröder-Devrient stets anerkannt und hat es in ihrer einfach bescheidenen Weise oft genug ausgesprochen. Ihre poetische Gestaltungskraft dagegen, die Gewalt ihrer Leidenschaft hat keiner derselben übertroffen.

Rubini war Meister im Gesange und er wollte eben nichts anderes sein. Die Wahrheit der dramatischen Darstellung war ihm Nebensache. In jeder Rolle blieb er der schöne, edle, gefühlvolle Rubini, dessen unvergleichliche Stimme jedes Herz bis in die tiefste Tiefe erschütterte. „Singen wie er kann Niemand!“ pflegte Wilhelmine zu sagen. „Ich habe ihn nie ohne Thränen gehört, aber bei ihm, wie bei Jenny Lind lag der Erfolg hauptsächlich im Material der Stimme.“

In Bezug auf das Aeußere war die Pasta keine gefährliche Nebenbuhlerin für Wilhelmine. Ihre mittelgroße Gestalt war stark knochig, ihre Bewegungen waren ohne Grazie, ihre Züge markirt, beinahe männlich, ihr gewöhnlicher Gesichtsausdruck war finster. Maria Felicitas Malibran dagegen war nicht allein eine große Sängerin und Schauspielerin, sie war auch eine schöne anmuthige Frau, die unumschränkt über ihr Publikum geherrscht hatte. Aber nun erschien Wilhelmine Schröder-Devrient und Maria Malibran mußte erkennen, daß ihr die deutsche Künstlerin nicht allein ebenbürtig, sondern in mehr als einer Hinsicht überlegen war.

Ein maßloser Jubel dankte der Künstlerin für ihre tiefpoetische Schöpfung (Donna Anna). Das da capo Rufen wollte kein Ende nehmen, während Zerline-Malibran vor Zorn und Eifersucht weinend hinter den Coullissen stand, gleichsam wider Willen in die Worte ausbrechend: „aber sie singt doch schön!“ mit zuckenden Händen ihren Blumenstrauß zerriß und sich im Stillen gelobte, Alles daran zu setzen, um Wilhelmine Schröder-Devrient zu vernichten.

Schon den Winter zuvor, als Henriette Sontag die Pariser entzückte, hatte die ehrgeizige Frau, die Niemand neben sich dulden wollte, in ähnlicher Weise gelitten. Damals hatte sie ihrem Zorn durch allerlei spöttische, geringschätzigte Bemerkungen

lungen Luft gemacht. Die Malibran war's, die von der Sonntag sagte: „Sie ist groß in ihrem Genre, aber ihr Genre ist klein,“ eine Aeußerung, die so allgemeine Zustimmung fand, daß sich die eifersüchtige Künstlerin beinahe getrübt fühlte. Schlimmer erging es ihr mit Paganini, dessen Erfolge — obwohl sie nicht auf ihrem Gebiete errungen waren, sie abermals zur Verzeihung brachten. Sie hatte von ihm gesagt: Signor Paganini besäße zwar eine staunenswürdige Fingerfertigkeit, durch die sich die Menge verblenden ließe, aber es fehlte ihm an aller Wärme, und zu singen verstände seine Violine nicht. Paganini erfuhr diese Aeußerung und ließ die Sängerin fragen, ob sie es auf einen öffentlichen Wettstreit ankommen lassen wolle; er wäre jeden Augenblick dazu bereit. Marie Malibran hatte darauf eine hochmüthige Antwort gegeben, konnte sich aber nicht verbergen, daß sie durch ihre unvorsichtige Aeußerung nur sich selber geschadet hatte.

Gingeschüchtert durch diese Erfahrung beschloß die Malibran, Wilhelmine Schröder-Devrient mit andern Waffen zu bekämpfen, als mit Worten. Als die erste Aufregung vorüber war, sagte sie sich zum Trost, oder ließ sich von ihren Freunden einreden, daß Wilhelmine ihren Triumph nur der hervorragenden Rolle zu danken hätte, daß sie aber nicht im Stande sein würde, sich neben der berühmten italienischen Sängerin zu behaupten. Auf diese Ueberzeugung baute die Eifersüchtige ihren Racheplan.

Ihr Benefiz sollte in den nächsten Tagen stattfinden. Sie wählte dazu Rossini's „Othello“ und behielt sich selbst die Titelrolle vor, während die Partie der Desdemona Wilhelmine Schröder-Devrient übertragen wurde. Auf diese Weise wollte sie zugleich die Unerforschlichkeit des eignen Talents durch eine ganz neue Kunstschöpfung ans Licht stellen und die ungetreuen Pariser überzeugen, daß die Desdemona der Malibran von keiner andern Sängerin erreicht werden könnte.

Sie hatte sich verrechnet. Wilhelminens Desdemona war allerdings eine ganz andre, als die der spanisch-italienischen Künstlerin, aber sie war nicht minder wahr und schön, und das Träumerei-Innige, das die deutsche Frau der Shakespearschen Desdemona abgelaußt hatte und das sie trotz aller Leidenschaft des Ausdrucks immer wieder anklingen ließ, verlieh ihrer Schöpfung einen unwiderstehlichen Reiz. Die Malibran dagegen erschien als Othello so unvortheilhaft als möglich. Ihre zarte Gestalt, die im Männerkleide und neben Wilhelminens üppiger Schönheit fast dürftig ausah, paßte schlecht zu der gewaltigen Leidenschaft des Mohren und die wunderbare Grazie, die der Künstlerin sonst eigen war, ging in den Uebertreibungen verloren, durch welche sie in dieser Rolle die Manneskraft zu ersetzen suchte. Ihr Augenrollen, Stampfen, Kopfschütteln, das Verzerren der feinen Lippen, das Ballen der kleinen Hände machte einen beinahe komischen Eindruck, und sie hatte es nur der entschiedenen Vorliebe des Publikums, der Erinnerung an ihre sonstigen Leistungen zu verdanken, daß man sie nicht für ihren Mißgriff strafte. Ihre Freunde bemühten sich sogar, dem Beifall, den Wilhelmine Schröder-Devrient erntete, das Gegengewicht zu halten, aber Marie Malibran war eine viel zu geist-

reiche Frau, um nicht zu verstehen, daß sie trotz dieses scheinbaren Erfolges eine Niederlage erlitt. Ihre Verzeihung, ihr Zorn stieg von Scene zu Scene und beraubte sie endlich so ganz der Besinnung, daß sie zuletzt die todt Desdemona zu dicht an die vordere Lampenreihe schleppte und ihren Kopf so niederlegte, daß ihr der niedersinkende Vorhang unbedingt das Gesicht zerschlagen mußte. Glücklicherweise bemerkte der Maschinist die Gefahr und ließ den Vorhang nicht nieder. Das Publikum, das anfänglich applaudirt hatte, stuzte, wunderte sich, wurde ungeduldig und rief, des Anblicks der Leiche müde: „à bas le rideau!“ Wilhelmine lag in Todesangst, unverwandt zwischen den vorsichtig geöffneten Tüchern zu dem drohenden Vorhange emporstarrend. Plötzlich war ihr als sänte er tiefer und tiefer — sie ertrug die Angst nicht mehr und schob den Kopf so vorsichtig als möglich zur Seite. Aber das Publikum hatte die Bewegung mißverstanden. Man glaubte allgemein, Desdemona wolle sich überzeugen, ob Othello bei dieser hartnäckigen Unbeweglichkeit des Vorhanges seine Rolle als Todter noch immer fort spiele. Ein schallendes Gelächter brach los, während der Vorhang nun wirklich niedersank. Hatte Frau Malibran, wie Viele behaupten, ihren Fehler absichtlich begangen, so hatte sie erreicht, was sie bezweckte. Der Effect der Vorstellung war vollständig gestört. Sich in einen Wettstreit mit Wilhelmine Schröder-Devrient einzulassen, hat die Künstlerin aber nicht mehr unternommen. Ueberhaupt trat sie damals nur noch ein Paar Mal in der Pariser italienischen Oper auf und ging im Januar 1832 nach Italien, wo sie sich mit dem Violinpieler Beriot vermählte.

Wilhelmine hat der Malibran trotz dieser Feindseligkeiten allezeit die begeistertste Anerkennung gezollt und ihren frühen Tod — Marie Malibran starb in Manchester am 26. September 1836 — hat vielleicht keine ihrer Kunstgenossinnen so aufrichtig beweint, wie die von ihr gehaßte und verfolgte Schröder-Devrient.

(Rose Blätter.) Wenn unsere Zeit in scheinbarem Gegensatz Materialismus und Pietismus neben einander leidet und hervorrust, so ist der Grund davon, daß die Quellen Weiber nicht sehr weit auseinander liegen. Sie entspringen aus dem Stolz des Menschen, der den Gedanken nicht vertragen kann als ein zerfließendes Atom im Weltraume zu treiben.

Der Materialismus wendet sich ab von den überfinnlichen Dingen und richtet seine ganze Intelligenz auf den Stoff. Er beweist die Unvergänglichkeit der Materie und ist zufrieden mit dieser Unsterblichkeit. Und was ist der Glaube anders als eine ungeheure Kühnheit der Seele, die nicht zerfließen will in dem ewigen Urquell, aus welchem sie gekommen?

Die dogmatische Logik baut nur so sicher, weil sie weiß, daß auch der Materialismus ihr nicht beweisen kann, daß sie falsch sei. In der Beschränktheit menschlichen Wissens finden Beide ihre Berechtigung.

Der Geist wäre ein Product der Materie? Vielmehr erscheint der Stoff als die Form der Offenbarung des Geistes

gebunden an ihn während des Augenblicks, den wir Zeit nennen.

Das magnetische Fluidum ist die Seele des Metalls.

Nur das Bewußtsein stirbt.

Humor ist Wiß des Herzens.

Man darf Andere nicht mit dem eigenen Maßstab messen, es würde ein ungenaues Resultat liefern. Da man aber den Maßstab, der für eines Andern Eigenthümlichkeit paßt, nie ganz genau kennt, so muß stets ein Zweifel an der Richtigkeit der Messung überbleiben. Dieser Zweifel ist die Toleranz.

Wie gewissenhaft ist man gegen Autoren und wie wenig gegen Menschen! Man liest alle Theile ihres Werkes, um ein richtiges Urtheil zu gewinnen und wie oft verurtheilt man des Schöpfers Meisterwerk, den Menschen, wenn man kaum eine Seite seines Lebens gelesen hat!

Reiche besitzen die Erde; Denker die Welt.

Verachtung ist ein ruhiges Gefühl, Haß ein leidenschaftliches.

Männer sind geistvoll — Frauen geistreich. Das erstere ist bedeutungsvoller und geht immer in die Tiefe. Geistreiche Menschen treiben Handel mit Geist in kleiner Münze, geistvolle verschließen ihn sorgfältig in den eisernen Schrein und geben ihn nur in Goldstücken aus.

Es giebt eine Klasse von Menschen, die über keine Sache bestimmte Ansichten haben, ganz Gemüth sind, Unbequemlichkeiten aus Bequemlichkeit ertragen und sich jedem Menschen und jedem Verhältnisse leicht anpassen.

Es sind keine schlimmen, aber durch ihren Indifferentismus gefährliche Menschen. Sie pflegen viel Freunde zu haben.

Liebe kann man nicht suchen — man muß sie finden. Es ist die einzige Illusion, der man sich immer wieder mit vollem Glauben hingiebt.

Wer die Heranbildung und Gleichstellung der Frauen für unnütz hält, der muß auch zugeben, daß sich der Mann auf falschem Wege der Entwicklung befinde. Sie muß auch intellectuell seine Gefährtin bleiben; nicht das Männergeschlecht, das Menschengeschlecht folgt dem Gesetz des Fortschritts. Nur wo der Mann sich zu weit von seiner natürlichen Bestimmung entfernt, kann sie ihm nicht folgen, weil sie physisch fester an dieselbe gebunden ist.

Man sagt unsere Zeit biete Mangel an hervorragenden Geistern. Die Spitzen haben sich nicht gesenkt, aber das Niveau der allgemeinen Bildung ist gestiegen.

Die Illusionen sind die Bilder der *laterna magica* auf der weißen Wand der Realität. Und woher die entgegengesetzten Bestrebungen sich Illusionen zu machen und sie zu zerstören?

Das eine ist der Drang nach Glück, das andere nach Wahrheit. Oft schließen sich Beide aus — nur die Entjagung verjöhnt sie oder auch das Alter.

Verlust der Jugend ist Verlust der Fähigkeit sich Illusionen zu machen.

Nur in der Abwechslung liegt der Reiz des Lebens, im Gewinnen und Verlieren, Erreichen und Loslassen und aus Allem summirt sich zuletzt die Kunst — ruhig zu sterben!

Die meisten Sünden begeht der Mensch, ehe er sie als solche erkannt hat. Darum bringen die Früchte vom Baum der Erkenntniß Fluch aber auch Erlösung.

Jede menschliche Handlung birgt geheimen oder eingestanden Egoismus. Der Egoismus ist die Bedingung der Individualität, der Mittelpunkt des menschlichen Wesens, ohne welchen der Einzelne in das Allgemeine zerfließen würde, er ist ihm so wesentlich wie dem Planeten der Umschwung um sich selbst; aber darum wandelt dieser doch dienend um den Mittelpunkt der Sonne und leuchtet nicht in seinem, sondern in ihrem Lichte.

Es giebt einen doppelten Egoismus: den des Willens und den andern der Verstandes. Der erste ist der bewußtlose, den jedes organische Geschöpf besitzt, zu erstreben was ihm angenehm ist und abzustößeln, was es nicht ist.

Der zweite ist der gefährlichere und nur dem Menschen eigen. Im Wollen mit Erkenntniß liegt die Schuld. Es ist der Egoismus jener Philosophie, welche den Menschen von allen bindenden Beziehungen zu seinen Mitgeschöpfen befreit, indem sie ihn lehrt sich als Zuschauer zu betrachten und die Außenwelt als bloßes Schattenspiel der eigenen Vorstellung.

Nichts ist so relativ als der Begriff der Sünde. Die Natur weicht oft willkürlich ab von ihren Gesetzen, aber weil sie es unbewußt thut, ist es für sie keine Sünde. Für den bewußten Menschen aber sollte eigentlich nur das Abweichen von den natürlichen Gesetzen Sünde genannt werden. Man pflegt aber öfter den Verstoß gegen die Gesetze der Gesellschaft so zu bezeichnen und am häufigsten die Ausübung dessen, was natürlich ist, aber als eine Verletzung der vom Natürlichen bereits weit entfernten Formen der Gesellschaft erscheint.

Selbstbeherrschung ist der erste Schritt zur Beherrschung Anderer.

Sich einem Zwange unterzuordnen kann Stärke oder Schwäche sein, je nachdem es freiwillig oder unfreiwillig geschieht.

In der gleichmäßigen Entwicklung der Kräfte beruht alle Kunst der Erziehung.

Wo viel Licht ist, ist viel Schatten, aber auf der Mittagshöhe des Lebens verschwindet er oft ganz. A. St.

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.,
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Aus der Fremde.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

„Hilft aber doch nichts, Wächter. Wir müssen bis zur Seeschenke gehen.“

„Hat sie das gesagt?“

„Dir nicht? Mir hat sie's gesagt, wir sollten links um die Spitze gehen und bis zur Seeschenke, dorthin will sie's gehört haben — wenn wir nichts finden, sollen wir den Seeschenker wecken und ausfragen.“

„Sie hat schon immer was gegen den!“ versetzte der Wächter. „Gott weiß, wo es herrühren mag.“

Der Diener schwieg — vielleicht war er, der schon vierzig Jahre im Dienste seiner Herrschaft stand, besser unterrichtet, hielt es aber nicht für angemessen sich darüber auszusprechen.

„Mit dem Herrn geht es wohl sehr schlecht, Moritz?“ fragte der Wächter nach einer Weile.

„Nicht schlechter als seit zwei Jahren, obgleich von Ostern an alle Nächte gefattelt wird,“ erwiderte der Diener. „Der Doctor sagte mir gestern erst, als ich ihm Hut und Stock gab, es könne noch sechs, acht Jahre dauern.“

„Das ist ein Elend, Moritz.“ Dieser schwieg wiederum und der Wächter setzte hinzu: „Ja, ja, vornehme und reiche Leute haben auch ihr Kreuz zu tragen wie unser Eins.“

„Dir wird's doch nicht sauer gemacht, Wächter!“ bemerkte der Diener.

„Nun, ich klage auch nicht. Sage mir aber, Moritz, wenn nun der alte Herr stirbt, wird der Sohn in Buchau einziehen? Die Leute sagen, sie wird es zum Wittwenstü kriegen und der neue Herr bliebe in Rossenheim. Seine Frau möchte nicht gern herkommen.“

„Was wissen die Leute!“ entgegnete Moritz barsch. „Der Herr Reichsgraf denkt noch nicht ans Sterben und wenn der Fall eintritt, wird Alles anders kommen als die Leute denken.“

„Mich brauchst Du nicht so anzufahren, Moritz!“ brummte der Wächter. „Ich diene der Herrschaft eben so lange wie Du und bin ihr ergeben wie Du. Wenn ich auch am Tage schlafe, alter Kerl, so hat die Nacht auch Ohren und man hört da so Mancherlei, was andere Seelen nicht erfahren.“

„Sei still, Wächter! Für einen treuen Diener wie Du bist, schicken sich solche Reden nicht.“

„Ich habe nichts gesagt, Moritz, und werde auch nichts sagen.“

„Das weiß ich,“ erwiderte Moritz, indem er ihn auf die Schulter schlug. Der Hund, welcher das für einen Angriff auf seinen Herrn ansah, fing an zu knurren und Beide sahen sich rasch um, als sie aber

die Ursache bemerkten, lachten sie und setzten rascher, ohne weiter ein Wort zu wechseln, ihren Weg bis zu der Seespitze zur Linken fort, welche sie nach der Anweisung ihrer Herrin zu umgehen hatten. Von da lag die Seeschenke noch etwa eine Viertelstunde am andern Ufer entfernt, hart an der Landstraße, welche dort vorüber führte. Der Wächter hatte seinen Hund wiederholt angetrieben zu suchen, das Thier aber, welches dazu keinen Anlaß finden mochte, war dazu nicht zu bewegen gewesen. Jetzt hob es den Kopf und witterte hinaus. „Such', Tobel!“ rief der Wächter und die beiden Männer blieben erwartungsvoll stehen. Tobel schien sich jedoch getäuscht zu haben, er ließ Kopf und Schweif wieder sinken und drängte an seinen Herrn.

„Es ist nichts, Moritz,“ sagte dieser. „Sie wird geträumt haben — wir wollen nur ein Ende machen, daß wir thun, was uns befohlen ist.“ Nach einer geraumen Strecke, welche sie schweigend zurückgelegt hatten, fing er wieder an, als könne er es doch nicht lassen, den Gedanken, die ihn heute beschäftigten, Worte zu geben:

„Ein Wunder ist es nicht, wenn sie manchmal auf solche Einbildungen kommt!“

„Wächter, ich sage Dir, sie ist eine gute Frau!“ rief der alte Diener.

„Das ist sie!“ bestätigte der Wächter. „Aber —“

„Laß gut sein, wir wollen nicht weiter reden!“ unterbrach ihn Moritz. „Was Du meinst, das ist Alles schon lange vorbei und sie ist alt genug drüber geworden —“

„Wie alt mag sie denn eigentlich sein?“ fragte der Wächter.

„Achtzig!“ antwortete der Andere und der Wächter ließ einen Laut der Verwunderung hören. „Ja, das sieht ihr wohl kein Mensch an — rasch wie sie ist.“

„Da ist sie ja viel älter als der Herr,“ bemerkte der Wächter.

„In der Seeschenke ist Licht!“ rief Moritz plötzlich. „Da ist doch wohl etwas passirt, siehst Du!“

Sie beschleunigten ihren Schritt und wurden von Weitem schon durch den Hofhund in der Schenke mit lautem Gebell angekündigt, worauf Tobel vorausspringend antwortete. Ehe sie das kleine Haus erreichten, sahen sie einen Mann in den hellen Mondschein heraustreten, es war der Schenker, der sich nach der Ursache des Hundegebells umsah. Der Wächter rief ihn an und er kam ihnen verwundert entgegen.

„Was giebt's denn?“ fragte er schon von Weitem.

„Ja, was giebt's?“ versetzte der Wächter. „Was ist denn hier geschehen, daß Ihr jetzt auf seid und Licht habt?“

„Ich will baden —“ sagte der Schenker.

„Das ist nicht wahr,“ entgegnete Moritz. „Fischen vielleicht, weil Ihr denkt, jetzt liegt der herrschaftliche Fischmeister mit seinen Leuten auf dem Ohr und kann Euch nicht abfassen. Ist aber sonst nichts bei Euch oder hier herum vorgefallen? Etwa vor einer halben Stunde?“

„Was soll denn vorgefallen sein?“ fragte der Schenker, ohne sich auf die gegen ihn erhobene Beschuldigung des Fischdiebstahls einzulassen. „Ich weiß von nichts, bin eben erst aufgestanden und habe Licht gemacht.“

„Habt Ihr nicht schreien hören? Es muß Jemand im Wasser verunglückt sein oder sonst wie —“

„Wer soll denn jetzt an's Wasser kommen!“ erwiderte der Schenker. „Ich habe nichts gehört.“

Der Wächter, der schon ungläubig ausgegangen war, sah den herrschaftlichen Diener an, dieser forderte jedoch den Schenker auf mit ihnen zu gehen und am Ufer noch eine Strecke abzusuchen. „Ihr schlaft fest und es wäre doch möglich, daß sich etwas zuge tragen hätte, wovon Ihr nichts wißt,“ sagte er.

„Was meint Ihr denn eigentlich?“ fragte der Schenker, indem er sich ihnen zögernd anschoß. „Wenn Einer ins Wasser gefallen ist, vor einer halben Stunde, wie Ihr sagt, ist er jetzt lange ertrunken und wir können ihn nicht heraufholen. Oder — denkt Ihr gar — es ist einer angefallen worden? Mitten in der Nacht? Ich bin froh, wenn einmal am Tage Jemand auf der Straße vorbei kommt und mich in Nahrung setzt — bei Nacht findet Ihr hier keinen Menschen.“

Da schlug der Hund des Wächters wiederum an und stürzte dem dunklen Gebüsch zu, welches in einer Strecke weithin das Ufer des Sees bekränzte. „Tobel, such'! Faß'!“ rief der Wächter und die drei Männer eilten dem Hunde nach. Dieser bellte an einer Stelle, wo er stehen geblieben war, das Mondlicht das nur gebrochen, mit Schlagschatten wechselnd, in das Gebüsch drang, ließ keinen Gegenstand deutlich hervortreten — an des Wächters Fuß hing sich aber etwas und hielt ihn auf, daß er beinahe gefallen wäre, er bückte sich und hob ein Tuch empor, ein großes dunkles Frauentuch.

„Seht Ihr?“ rief Moritz. „Hat Erlaucht noch

geträumt? Es wird sich schon noch mehr finden! — Schaff eine Laterne, Schenker!“ herrschte er diesem zu. „Wir hätten sie gleich mitnehmen sollen!“

Ohne ein Wort zu sagen, machte sich der Schenker auf den kurzen Rückweg nach seinem Hause, während der Wächter eifrig im Gebüsch weiter suchte und seinen Hund auch dazu anfeuerte. Dieser schien jedoch seine Schuldigkeit gethan zu haben und nach dem Funde nichts mehr zu wittern, denn er folgte nur immer seinem Herrn und ließ sich auf weiter nichts ein. Moritz war in andere Richtung gegangen und fand sich, noch ehe der Schenker mit der Laterne kam, mit seinem Gefährten wieder zusammen, ohne etwas entdeckt zu haben — „Es wird schon so sein!“ sagte er. „Das Frauenzimmer, der das Tuch gehört hat, ist in den See gesprungen. Morgen mögen sie Netze nach ihr auswerfen.“

„Aber der Schrei, Moritz, der Schrei!“ äußerte der Wächter.

„Hast Recht! Es kann auch auf andere Weise geschehen sein — obwohl es Manchem, der sich gottlos das Leben nehmen will, nachher leid wird und er um Hilfe schreit. Da kommt der Schenker — sage mir, Gottlieb, traust Du dem Kerl mit seinem Brotpacken heute Nacht? Ich möchte wohl nachsehen, ob der Backofen geheizt ist.“

„Man muß seinem Nebenmenschen nicht Böses zutrauen, bis man es mit Händen greifen kann,“ erwiderte der Wächter.

„Dann ist es aber manchmal zu spät!“ versetzte der Diener.

Inzwischen rief der Schenker, den seine Laterne blendete, nach ihnen und half ihnen dann das Ufergebüsch in allen Richtungen absuchen. Sie fanden aber nichts. Wenn hier ein Unglück oder gar ein Verbrechen geschehen war, so ruhte sein Geheimniß tief verhüllt in der Fluth des Sees und es mußte dem Morgen oder einer spätern Zeit überlassen bleiben, dasselbe an das Licht des Tages zu bringen.

2.

„Erlaucht!“ hörte die Gräfin, welche während der Abwesenheit ihrer Boten auf dem Altane saß, mit demüthiger Stimme hinter sich rufen. Sie wandte sich um, es war die Wärterin ihres Gemahls.

„Was ist?“ rief die Dame, indem sie rasch aufstand.

„Seine Erlaucht verlangen nach Ihnen —,“ sagte die Frau mit ängstlichem Tone.

„Nach mir!“ tönte es unwillkürlich von den Lippen der Gräfin und ein Seelenkenner würde in diesem Worte, wie es klang, einen gewissen Zweifel zu hören geglaubt haben. Die Wärterin bemerkte das nicht, obgleich sie am besten wissen konnte, daß der kranke Graf seit Wochen nicht nach seiner Gemahlin verlangt hatte, sie folgte der Gräfin, welche der Anforderung schnell gehorchte.

Im Krankenzimmer brannte nur die Ampel, welche von der Decke herabhing, sie verbreitete durch ihre mattgeschliffene Schale ein mildes Dämmerlicht, das dem Auge wohl that. Die Gräfin näherte sich leise dem Bett ihres Gemahls, die Wärterin blieb an der Thür stehen.

„Bist Du es, Abelaide?“ fragte der Kranke mit flüsternder Stimme.

„Ich bin es, Albrecht,“ antwortete sie ruhigen Tones, wie immer. „Du hast mich rufen lassen.“

„Es ist mir lieb, daß Du gekommen bist —,“ sagte er zufrieden und sie setzte sich an seinem Bette nieder. Seine Athemzüge waren regelmäßiger als sie dieselben in letzter Zeit gehört hatte, sie erwartete, daß er sprechen werde, er schwieg aber und sie glaubte ihn fragen zu müssen.

„Dir geht es besser?“ unterbrach sie nach einem längern Harren die Stille.

„Sehr gut —. „Sind wir allein?“

Die Gräfin gab der Frau, welche noch an der Thür stand, einen Wink sich zu entfernen und als sie hinausgegangen war, hob sich der Kranke auf seinen Ellenbogen gestützt, halb empor. Aber sogleich sank er wieder zurück und seine Brust fing heftig an zu arbeiten. Die Gräfin sprach ihm sanft zu, er schien jedoch ihre Worte nicht zu hören und sie wurde auf einmal von einer großen Angst befallen. Wenn jetzt eine gefährliche Wendung der Krankheit eintrat, wenn das Leben vielleicht an Minuten hing! Sie hatte den Diener, der sich bereit halten sollte augenblicklich den Arzt aus der Stadt holen, selbst hinweggeschickt, Niemand wachte im Schlosse — sie wollte hinauslaufen, der Wärterin sagen, daß sie den Ersten Besten wecke. —

Da regte sich der Kranke: „Bist Du bei mir, Abelaide?“ fragte er schwach und als sie seine Hand ergriff und ihn beruhigte, sagte er: „Das ist gut!“ und wurde wieder still, ihre Hände hielt er aber fest.

„Wie ist Dir, Albrecht?“ fragte sie. „Willst Du mir etwas sagen?“

„Abelaide — wenn Paul wiederkommt, verzeihe ihm —“ hörte sie kaum vernehmbar und ihre Hand zuckte in der seinigen als wollte sie sich ihm entziehen, er hielt sie aber krampfhaft fest, es hätte Gewalt dazu gehört sie zu befreien und sie gab nach.

„Besinne Dich, Albrecht —“ erwiderte sie mit bewegter Stimme. „Paul kann nicht wiederkommen.“

„Ich werde ihn wiedersehen, bald, bald, Adelaide —“ war die Antwort und sie zuckte von Neuem, denn es lag eine Wahrheit, nur in anderm Sinne, in dieser Rede, welche sie, die Achtzigjährige, am wenigsten von sich abweisen konnte. Ehe sie darauf etwas zu erwidern vermochte, fühlte sie den Druck, der ihre Hand festhielt, wachsen, bis er unerträglich, schmerzhaft wurde und sie sträubte sich nun dagegen — es war aber schon der Moment, den sie so nahe nicht geglaubt, überraschend schnell eingetreten, sie bemerkte beim matten Scheine der Ampel die Veränderung, welche in den Zügen des Kranken vorging — mit einer heftigen Anstrengung befreite sie ihre Hand und rief die Wärterin herein. Hier war jedoch alle menschliche Hilfe umsonst, das erfahrene Auge der Frau sah es auf den ersten Blick, sie faltete die Hände und sank auf ihre Knie, wie es frommer Brauch ist und die Gräfin demüthigte sich, gleich ihr, vor dem Herrn und betete für die Seele, welche Er in diesem feierlichen Augenblicke zu sich rief.

Als die beiden Männer, welche in der Nacht ausgeschiedt worden waren, um die Ursache des unheimlichen Schreies am See zu erforschen, in das Schloß zurückkehrten, hörten sie von dem Sohne des Wächters, welchen es die Krankenwärterin aufgetragen, den Befehl, daß sie ihre Meldung, welcher Art sie auch sei, bis zum Morgen verschieben sollten. Sie fragten nach ihrem kranken Herrn, aber der Wärterin war durch ein strenges Verbot der Mund verschlossen und sie gab nur eine unbestimmte Antwort. So trennte sich der alte Diener von dem Wächter, der seinen Sohn zu Bett schickte und sein Amt wieder übernahm.

„Du hast doch das Tuch, Moritz?“ fragte der Alte und Moritz hob den Arm, über welchen er es geschlagen hatte. Es war Ein Uhr nach Mitternacht, der Sommermorgen mußte schon in zwei Stunden anbrechen — um fünf Uhr pflegte die Gräfin aufzustehen, dann fragte sie gewiß gleich nach ihren Boten. Ueberdem wurde am folgenden Vormittage Besuch erwartet und Moritz hatte trotz seiner Nachtwache Befehl, mit dem Wagen, der die Ankommenden von der

nächsten Eisenbahnstation abholen sollte, zu fahren. Es war also rathsam, sich wenigstens noch die kurze Zeit auszuruhen, etwas einzunicken konnte man ihm ja nicht wehren.

Das schien aber ziemlich fest geworden zu sein, denn die Wärterin hatte große Mühe ihn zu wecken, als sie beim ersten Morgengrauen von der Gräfin dazu nach dem Domestikenzimmer geschickt wurde. Beschämt leistete der alte Diener Folge und erschien vor seiner Herrin mit dem gefundenen Tuche über dem Arme, das er ihr übergeben wollte. Es war, wie sich nun bei Tagesbeleuchtung zeigte, ein ziemlich feines Gewebe von rother Farbe. Die Gräfin schien es jedoch nicht zu bemerken, ihr Auge richtete sich mit einem bekümmerten Blicke auf den treuen Mann, der vor ihr stand und sie theilte ihm mit, daß sein Herr in der Nacht verschieden sei.

Er war im höchsten Grade bestürzt, da er nach der gestrigen Aeußerung des Arztes an ein so schnelles Ende nicht geglaubt hatte. Die Gräfin hieß ihn vor der Hand noch den Trauerfall nicht zu verbreiten, sie selbst werde ihn im Schlosse bekannt machen lassen. Jetzt erst fiel ihr Auge auf das Tuch, welches Moritz über dem Arme trug und sie hörte seinen Bericht schweigend an, ohne ihre Meinung darüber zu äußern, dann nahm sie das Tuch von ihm in Empfang und entließ ihn mit dem Befehl, um neun Uhr, wie schon früher angeordnet war, mit dem Wagen zur Abholung ihrer Richte zu fahren, dieser jedoch nichts von dem zu erzählen, was sich hier zugetragen habe, auch dem Kutscher dasselbe in Bezug auf die Begleitung der Baronin einzuschärfen.

Als der Morgen weiter vorgerückt und Alles im Schlosse und dessen Bezirk wach war, verbreitete sich endlich die Kunde von dem Tode des Herrn, welche die Gräfin dem Oberbeamten zur weitem Bekanntmachung mitgetheilt hatte, und erregte allgemeine Theilnahme. Der Graf war wegen seiner Herzensgüte und Mildthätigkeit überall beliebt gewesen und manche Thräne floß ihm von den Armen, die in ihm einen unermüdblichen Helfer verloren hatten. Wessen sie sich von seinem Nachfolger, dem neuen Herrn, zu versehen hatten, das wußte ja noch Niemand — es war selbst zweifelhaft, ob er von seinem schönen Nossenheim, wo er schon seit seiner Verheirathung residirte, hierher nach dem alten, düstern Schlosse Buchau kommen werde.

Mit dem Schlage neun Uhr fuhr der Wagen, welchem Moritz beigegeben war, über die Schloßbrücke

und das stolze Biergespann brauste mit ihm durch die Lindenallee davon. Der Weg führte an der Seeschenke vorüber und Moritz sah schon von Weitem die kurze untersekte Figur des Schenkers vor der Thür stehen, um den Wagen, den er hatte kommen sehen, zu erwarten, auch hierher schon hatte sich die Nachricht von dem Ableben des Grafen verbreitet. — „Ist es denn wahr?“ rief er den beiden herrschaftlichen Dienern entgegen, welche zusammen auf dem Boock saßen und als der Kutscher nickte, fragte er weiter, ob sie nach Rossenheim führen, den neuen Herrn abzuholen. Moritz verneinte es im Vorüberfahren, ohne wie der Wirth ihn bat, einen Augenblick anhalten zu lassen.

„Ich habe Ihnen noch etwas zu sagen, Moritz,“ schrie er ihm nach. Moritz aber achtete nicht darauf und der Nachsatz, daß es von wegen der heutigen Nacht sei, ging ihm wahrscheinlich verloren.

Auf der Eisenbahnstation mußte der Wagen sehr lange warten, ehe der Zug ankam, der sich durch irgend einen Unfall bedeutend verspätet hatte. Endlich wurde er sichtbar; Moritz trat auf den Perron, um sich der Dame, die er abholen sollte und die er gar nicht kannte, bemerklich zu machen. Der Zug hielt, die Waggons wurden geöffnet und die Conducteure verkündigten einen abgekürzten Aufenthalt, die Reisenden, welche etwa hier abgingen, zur Eile ermahmend. Gerade vor Moritz schwang sich ein junges Mädchen, mit einem Kinde auf dem Arme, heraus — das Kind war ihm als Wahrzeichen genannt — und er täuschte sich nicht, als er vor der Dame, welche dem jungen Mädchen folgte, den Hut zog.

„Kommen Sie von Buchau?“ fragte die Dame, ihre lebhaften braunen Augen auf ihn richtend.

„Ihre Erlaucht, die Frau Reichsgräfin von Winddeck haben mir befohlen —.“

„Mich nach Buchau zu bringen? Rasch denn!“ Ein Bahnbeamter kam heran, für ihr Gepäck, das nicht unbedeutend war, zu sorgen, sie folgte mit ihrer Dienerin und dem Kinde dem vorauseilenden Moritz nach dem Wagen, der hinter den Bahnhofsgebäuden ihrer wartete. Viele Augen begleiteten sie, bis sie in der Thür verschwand, denn ihre Erscheinung war wohl geeignet Aufmerksamkeit zu erregen. Ein heftiges politisches Gespräch, das in einem Coupé entbrannt war, wurde sogar ihretwegen unterbrochen und das härtige Mitglied irgend einer Budgetcommission, das eben von Zahlen sprudelte, sah scharf durch seine blaue Brille der schönen Frau nach, welche mit leichtem schweben-

dem Gange an seinem Eckstuhle vorübergeschritten war.

„Das ist ja die Beaumont — wahrhaftig!“ rief er.

„Kennen Sie die Dame? Wer ist sie — was wissen Sie von ihr?“ fragten seine neugierigen Gefährten, auf welche der Blick, den die anmuthige Frau im Vorübergehen in das Coupé geworfen, einen zündenden Eindruck gemacht zu haben schien. Das Wärferspeichen gab aber das Signal zur Abfahrt und der grelle langgehaltene Pfiff der Locomotive, wie das Rasseln der angezogenen Wagen vertagten jede Mittheilung. Erst als der Zug im regelmäßig arbeitenden Gange war, erfuhren die Mitreisenden von dem Manne mit der blauen Brille, daß die Frau, deren Namen er genannt, eine junge Wittve sei, welche ihren Mann auf dem Schlachtfelde verloren habe und mit ihm wahrscheinlich auch ein großes Vermögen, weil all' seine Besitzungen Majorat gewesen. Dies schlug denn sofort wieder eine Brücke zu dem kaum verlassenen social-politischen Gebiete, indem die Nothwendigkeit alle Majorate mit den andern nicht mehr zeitgemäßen Institutionen abzuschaffen, an dem Beispiele dieser armen bildschönen Frau mit ihrem des Vatererbes beraubten Kinde, das sonach ein Mädchen war, zu deutlich einleuchtete.

Frau von Beaumont ahnte das Interesse nicht, welches sie eingelöst hatte oder legte wenigstens auf die Richtung, in welcher es sich äußerte, keinen Werth. Sie nahm Platz in dem eleganten und bequemen Wagen, den man ihr geschickt hatte, ließ auch ihr Mädchen mit dem Kinde einsteigen, das mit müden Augen still und gleichgiltig in die Welt hinausah und wendete sich dann an den greisen Diener, der noch immer mit dem Hute in der Hand an dem offenen Schlags stand. — „Die Gräfin ist doch gesund?“ fragte sie, was Moritz bejahen konnte — nach dem Grafen fragte sie zu seiner großen Erleichterung nicht. Er diente zwar schon vierzig Jahre im Hause und es geht nun einmal nicht anders, im Herrendienste muß manche Lüge ausgesprochen werden. Der alte Moritz hatte es aber noch immer nicht gelernt, das mit eiserner Unverschämtheit zu thun.

„In Buchau geht es sehr lebhaft her, wie ich höre?“ fragte die Dame wieder, nachdem sie dem Gepäckträger, der ihre Koffer nebst Zubehör brachte, mit einiger Ungebuld gewinkt hatte, sich zu begeben.

„Biel Gesellschaft — bisher, gnädigste Frau Ba-

ronin," antwortete Moritz, nicht ohne Besorgniß, daß sie das unbedacht geäußerte Wort „bisher" auffassen und eine Erklärung fordern werde.

Sie hatte es aber nicht beachtet und gab ihm jetzt erst Erlaubniß, sein graues Haar zu bedecken, was seine eigene Gebieterin, so streng sie sonst auf Autorität hielt, schon am Waggon gethan haben würde. Unterdessen wurde das Gepäck befestigt oder untergebracht und Alles war bereit.

„Avanti!" sagte die Baronin heiter vor sich hin, gleich aber schien das Wort italienischer Reiseerinne- rung eine verletzbare Saite in ihr zu berühren, sie wurde plötzlich ernst und bedeckte ihre Augen mit der Hand. Das Biergespann setzte sich in raschen Trab, sie saß noch lange zurückgelehnt und mit verhüllten Augen und als sie die Hand hinwegnahm, konnte das Mädchen, das ihr gegenüber auf dem Rücksitze saß, wahrnehmen, daß die Augen ihrer Herrin feucht waren. Sie blickte dieselbe mitleidig an, die junge Frau bemerkte das und der schmerzliche Ausdruck in ihren Zügen verschwand sogleich, sie richtete ihr Haupt stolz empor und ein Lächeln spielte um ihren Mund, als spottete sie über sich selbst. Das Kind, welches drei oder vier Jahre alt sein mochte, saß neben der Dienerin auf dem Rücksitze und sah mit dem immer gleichen Blicke gänzlicher Theilnahmlosigkeit vor sich hin; ein Blick der Mutter streifte die Kleine, doch wurde dieser weder eine Liebkosung, noch ein Wort zu Theil.

Der Wagen rollte auf der Chaussée leicht dahin, das Wetter war schön, die Sommerwärme nicht übermäßig — so konnte die Fahrt durch die reichangebaute Gegend nur angenehm sein. Das Gesicht der jungen Frau hatte seinen gewöhnlichen Ausdruck der Heiterkeit wieder gewonnen, ihre schönen Augen schweiften weit hinaus über die anmuthige Landschaft und weilten mit sichtlichem Behagen auf jedem interessantesten Punkte, den sie bot. Da kamen zwei Reiter dem Wagen gleichfalls im raschen Trabe entgegen, bogen rechts und links aus und warfen neugierige Blicke hinein. Als sie sich hinter der stattlichen Equipage wieder vereinigt hatten, hielt einer von ihnen plötzlich sein Pferd an und veranlaßte den Andern dadurch das Gleiche zu thun. „Was ist Dir, alter Freund?" fragte der Letztere lachend. „Waren es Bekannte von Dir?"

„Hast Du in den Wagen gesehen?" entgegnete der Erstere, dessen bleiches Gesicht einen rothen Schimmer gewonnen hatte und sein Auge verfolgte die

Staubwolke, welche hinter der fortrollenden Kutsche aufwirbelte.

„Freilich!" erwiderte der Zweite. Nach der alten Regel der Weltweisheit, wenn ein Wagen mit Damen kommt, schau nur immer auf den Rücksitz, da findest Du Jugend wenigstens, wenn auch nicht immer Schönheit, die Töchter, die Bonnen und Zosen, während im Fond das respectable Alter der Mütter und Tanten thront."

„So hast Du die wunderschöne Frau nicht gesehen, die ganz allein im Fond saß?" rief der Erste. „Ich muß wissen, wer sie ist und ob sie nach Buchau fährt, es war der Windeck'sche Wagen. Auf Wiedersehen, Koll, ich komme morgen zu Dir, Bericht abzustatten." Er hatte sein Pferd schon gewandt und jagte davon, ohne das laute Gelächter zu beachten, welches sein Freund hinter ihm ausschlug.

Als der Reiter dem Wagen so weit genahet war, daß er ihn nicht mehr aus den Augen verlieren konnte, setzte er sein Pferd wieder in Trab und folgte in angemessener Entfernung nach. Weder die Dame, noch die beiden Diener auf dem Bocke bemerkten ihn und wenn das Mädchen auf dem Rücksitze ihn auch gesehen hatte, wie er eine Strecke im vollen Lauf nachgejagt war, so konnte ihr das auf der belebten Chaussée, wo sie noch vielen Menschen begegneten, nicht auffallen, der Reiter hatte eben denselben Weg. Jetzt bog der Wagen in die Landstraße ab, die sich nun in einer andern Richtung durch die Fruchtfelder und ihr goldenes Halmenmeer schlängelte. Es war keine Frage mehr, die schöne Fremde, welche in hiesiger Gegend noch niemals gesehen worden war, fuhr nach Buchau, die Gräfin hat sie abholen lassen. Der Sicherheit wegen folgte der Reiter jedoch bis an den See und als das Gespann die Seefenke passirt hatte und bald nachher um die Südecke des Wassers bog, da gab er den weitem Ritt auf und hielt am Wirthshaus still.

Der kleine Schenker schoß wie ein Pfeil heraus, zu seinen Befehlen zu sein. — „Wollen der gnädige Herr absteigen?" fragte er dienstfertig und griff schon nach dem Steigbügel.

„Wer war die Dame, welche hier vorüberfuhr?" forschte der Reiter den Dienst zurückweisend.

„Ich habe sie nicht gekannt — sie ist abgeholt worden," berichtete der Wirth. — „Kommt auch zu einer schlimmen Zeit, der gnädige Herr wissen doch —?"

Der Herr wußte nichts und sah etwas verwundert auf, als er hörte, daß der Graf in der Nacht gestorben sei.

„Endlich?“ sagte er dann ziemlich gleichgiltig. „Ist der Sohn hier?“

„Noch nicht, aber es ist eine Estafette nach ihm geschickt worden,“ erwiderte der Schenker. — „Kann ich dem gnädigen Herrn mit nichts aufwarten?“

„Wenn Ihr nicht wißt, wer die Dame war, brauch' ich nichts,“ versetzte der Reiter und wandte mit einem vornehmen Kopfnicken sein Pferd, um den Rückweg anzutreten.

„Das kann ich gleich erfahren, Herr von Telnitz!“ rief der Wirth. „Wollen Euer Gnaden nur ein Weilchen absteigen und sich dort in der kühlen Laube niederlassen, ich werde den Kappen unterbringen und bin in einer Viertelstunde wieder hier.“ — Dem Herrn von Telnitz mochte aber doch der Gedanke kommen, daß er sich hier bloßstellte, er wies das Anerbieten daher kurz zurück und galoppirte davon. Demungeachtet machte sich der Schenker auf den Weg nach dem Schlosse, auch ihm war die fremde Dame, die noch niemals in Buchau gewesen war, aufgefallen und er mußte in Erfahrung bringen, wer sie war.

Als der Wagen in die breite Lindenallee gelangte und das Schloß mit seinen Thürmen sichtbar wurde, bog sich die junge Frau mit erwartungsvoller Seele aus dem Schlage.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Eine Pariser Hochzeitfeier.) Vor wenigen Tagen, erzählten Pariser Blätter, kamen Nachts zwölf und ein halb Uhr mehrere Studenten in Begleitung von Damen, mit denen sie den Abend zugebracht hatten, lustig und heitern Sinnes hinschlendernd, auf den Boulevard Sebastopol. Töne eines Orchesters, die von einer Seite erschollen, erweckten ihre Aufmerksamkeit und bald gewahrten sie, daß sie vor dem Hause einer Wein- und Speisewirtschaft standen, wo die Fenster des ersten Stocks hell erleuchtet waren. Die Thür des Hauses stand offen, sie gingen hinein, besetzten im Erdgeschoß einige Tische und verlangten Erfrischungen. Der Wirth verweigerte dieselben, weil in den obern Zimmern eine Hochzeit gefeiert werde, ging aber endlich auf das Verlangte ein, nachdem die Studenten ihn versichert hatten, sie würden sich ganz ruhig verhalten und nicht lange verweilen. Während die muntere

Gesellschaft hier saß, kamen und gingen mehrere Gäste der Hochzeitsgesellschaft und Einer derselben, der wahrscheinlich keine Tänzerin hatte, engagirte eine der Damen der Studenten, welche der Einladung auch entsprach. Dadurch aber glaubten sich auch die übrigen Studenten berechtigt an dem Valle Theil zu nehmen und begaben sich in den Tanzsaal, wo sie sich übrigens sehr anständig benahmen. Einer derselben, vielleicht in der Meinung, sich tactvoll zu benehmen, forderte die Braut zum Tanze auf, welche es nicht wagte die Aufforderung auszusprechen. Dagegen machte der Bräutigam, vom häufigen Genuß des Weines erhitzt, entschiedene Einsprüche. Er erging sich in beleidigende Worte und forderte laut und ungestüm, daß sämtliche Studenten den Saal verlassen sollten. Man stellte ihm zwar vor, daß sie sich sämtlich in keiner Weise unschuldig benommen hätten, vermehrte aber dadurch nur seinen Aerger. Er ergriff einen Stuhl und versetzte damit Demjenigen einen Schlag, der ihn hatte besänftigen wollen. So war das Signal zu einem Kampfe gegeben, der für die eigentlichen Gäste nicht siegreich enden sollte. Die Studenten griffen zu den Stöcken, die Hochzeitgäste traten auf die Seite des Bräutigams, die Tische wurden umgestürzt, die Flaschen und Gläser in Scherben zerschlagen, die Frauen, die sich im Tumult kaum zu retten wußten, rissen die Fenster auf und riefen um Hilfe. Endlich erschien eine Polizeipatrouille, der es nach einiger Mühe gelang, die Ruhe wieder herzustellen. Sie führte aber den Bräutigam und seinen Bruder als Anführer des Slandals mit sich fort. Am folgenden Morgen wurde er, nachdem er ein kurzes Verhör bei dem Bezirkscommissair bestanden hatte, nach der Präfectur gesandt und er hat alle Aussicht, die Hochzeitsnacht noch bitter bereuen zu müssen.

— r. —

(Trunkenheit als Heilmittel.) Daß in frühern Jahrhunderten das Verschlingen einer Masse starker geistiger Flüssigkeit bis zur totalen Trunkenheit in den meisten Ländern des europäischen Abendlandes zur charakteristischen Sitte des Volkes und zwar der niedrigsten wie der höchsten Stände gehörte, ist eben so bekannt, als das Gegentheil, nämlich das Beseitigen größerer Nüchternheit in den spätern Zeiten. Aerztliche Forscher in unsern Tagen scheinen die Ansicht bestätigen zu sollen, daß auch die rechtzeitig herbeigerufene Trunkenheit in gewissen Fällen eine Wirksamkeit auszuüben vermöge. Englische Reisende constatiren nämlich die Erfahrung, daß alkoholische Flüssigkeiten, bis zur Trunkenheit innerlich gegeben, das sicherste Mittel gegen die Folgen der Bisse giftiger Thiere, namentlich der Schlangen seien. So erzählt der Engländer George B. Kendall in seinem Reisebericht aus Texas: „Eines Tages kam in größter Eile ein Mann zu mir mit dem ängstlichen Rufe, er sei im Hote, kaum zehn Schritte vom Hause, von einer Klapperschlange gebissen worden. Der Gebissene, ein alter Soldat, Irländer von Geburt, hielt sein linkes Handgelenk, während zwei Blutströme aus seinen Fingern kamen. Die Behandlung bestand darin, daß, nachdem ein mit Hirschhorngeist getränkter Lappen auf die Wunde gelegt worden war, dem Manne selbst

innerhalb zehn Minuten in drei Gaben ein ganzes Quart Kornbranntweins mit 90 Tropfen Hirschhorngeist gemischt in die Kehle gegossen wurde. Nach einer Stunde zeigten sich alle Symptome bacchantischer Trunkenheit, worauf ein zwölfstündiger Schlaf eintrat, aus welchem der Mann am andern Morgen ganz wohl erwachte und wie gewöhnlich an seine Arbeit gehen konnte. Hier hatte also der Branntwein die Oberhand über das Schlangengift gewonnen und die Lebensteile des Gebissenen zuerst erreicht.“ Auch soll der Schlangenbiss auf be-räuschte Personen keine Wirkung ausüben.

— r. —

(Ein kleines Haus.) Nach einzelnen Berichten aus Paris scheint ein kleines Haus daselbst ein seltsames Aussehen zu erregen. Dasselbe liegt in Faubourg St. Honoré, dem modernen Faubourg St. Germain, d. h. wo die gesammte vornehme Welt der neuern Zeit sich niedergelassen hat. Das genannte Faubourg ist an sich schon merkwürdig genug durch die Masse von Palästen, die sich hier um das prächtige Elisee-Napoleon gruppiren und es gewissermaßen rings umgeben. Bekanntlich ging ja aus dem Elisee die ganze neuere Geschichte hervor. Napoleon baute es, unter den Bourbons und Orleans wurde es vergessen und gemieden und daher verfielen die Nebengebäude, der große, parkähnliche Garten verwilderte. Erst im Jahre 1848 gewann es sein früheres Ansehen wieder, denn Louis Napoleon bewohnte es als Präsident der Republik und von hier aus ging der Staatsstreich des 2. Decembers hervor. Und gerade nach dem Staatsstreiche gewann das „kleine Haus“, das dem Elisee gerade gegenüber liegt, seine Bedeutung. Einer der Thürhüter hatte nämlich schon seit einiger Zeit die beunruhigende Bemerkung gemacht, daß jedes Mal, wenn der Präsident ausritt oder ausfuhr, an einem der niedrigen Fenster des Häuschens die Vorhänge auseinandergingen und ein dunkles härtiges Gesicht zum Vorschein kam, auf die Straße hinabschaute, und der fortreitenden oder fort-fahrenden Hoheit nachsah. Der Thürhüter theilte seine Bemerkung seinen Collegen, diese den weitem Lakaien und Bedienten des Schlosses mit, von denen dann die Kunde an den Intendanten, Adjutanten und endlich bis zum Prinzen gelangte. Die Sache war gewiß höchst verdächtig. Man stand noch mitten in der Zeit der Attentate und ein günstiger gelegener Ort zu Construirung und Dirigirung einer Höllemaschine ließ sich gar nicht denken. Der Adjutant zog denn auch, natürlich ganz unter der Hand, Nachrichten über das kleine Haus ein, wer daselbst ein- und ausgehe, wer es bewohne, wie seine innern Räume angelegt seien u. s. w. Aber die Ergebnisse dieser Forschungen waren sehr wenig befriedigend. Das Häuschen hat ja nur 4 Fenster in der Breite, das untere Stock zwei kleine Läden, eine lingerie und eine cremerie, zu beiden Seiten der schmalen Hausthür, die auf einen langhingedehnten, schmalen Hausflur sich öffnet. Ueber den Fenstern des ersten Stocks ist das Dach mit zwei Mansarden, noch niedriger und

schmäler als die untern Fenster; über der Hausthür ein Porzellanbild mit der Hausnummer 86, wie in ganz Paris in blau und weiß, der einzige saubere und elegante Theil des ganzen Hauses.

Doch das Geheimniß sollte sich bald lichten. Nach und nach war die Verdacht erweckende Nachricht bis zu den Ohren des Prinzen gedrungen, und hatte dessen Neugier erregt. Bei der nächsten Ausfahrt erschien, wie gewöhnlich, das dunkle, härtige Gesicht hinter den Gardinen des Fensters. Der Prinz grüßte freundlich hinauf (er verstand es damals, so freundlich zu grüßen, wie wohl je ein Fürst in Europa). Sofort öffnete sich das Fenster, herab erklingt ein lautes, begeistertes „Vive l'empereur!“ und in demselben Augenblicke tritt auch der Kaiser auf die Straße, an den Wagen, klist dem Prinzen Stiefel, Rock und Hände und ruft demselben zu: „Enfin, Sire, vous voila de retour! ça a été bien long, bien long!“ und bricht in helle Thränen aus. Der Prinz wird gerührt, reicht dem Alten die Hände, der wie verklärt dasteht, allerlei unzusammenhängendes Zeug spricht und erst, als er wieder ruhiger geworden, auf die an ihn gerichteten Fragen Auskunft giebt. Und jetzt erfährt man denn, daß er ein 62jähriger Veteran der ersten Kaiserzeit, in Aegypten und ein persönlicher Freund des Mameluken Rustan gewesen ist, bei dem er gewohnt, als der Kaiser ihm das Häuschen geschenkt und bei seinem Tode den Alten zu seinem Erben ernannte. Merkwürdiger Weise hat die Pariser Municipalität den neuen Eigenthümer niemals beauftragt, ihn als solchen anerkannt und ihn darnach besteuert. Am zufriedensten waren aber die beiden Laden-Inhaber. Sie zahlten noch immer den Zins vom Jahre 1828, d. h. Jeder 1500 Francs. Der Alte wollte sie nicht steigern, obgleich der Zins ins Unendliche gesteigert worden war. Der Prinz bekam Lust, das Innere des kleinen Hauses zu sehen; mehrere Offiziere folgten ihm und der Alte führte den Zug. Oben im ersten Stock fanden sie zwei kleine Zimmer, von denen das eine, oftmals von Rustan bewohnt, eine Art Museum darstellte. Hier fand man die verschiedenen Uniformen und Waffen des Mameluken und hundert andere Kleinigkeiten aus den Feldzügen. So die Flasche, aus der General Bonaparte in Aegypten getrunken und ähnliche Andenken mehr. Der Prinz-Präsident besah Alles und ließ sich Einzelnes erklären; dann fragte er den Alten, ob er einen Wunsch auf dem Herzen hätte, und dieser meint: Wenn er ein besseres Glas Wein haben könne, werde er nicht böse sein, der Wein sei in der letzten Zeit zu schlecht und theuer geworden. Sofort verspricht der Präsident, ihm täglich seinen Mittagstisch aus seiner Küche senden zu lassen. Eigenthümlich ist die Zähigkeit, mit der der alte Mann an der Idee festhielt, der Kaiser sei noch am Leben. Wenn der Diener ihm das Essen brachte und dazu sagte: „de la part de Son Altesse,“ da unterließ er niemals ihn zu corrigiren „de Sa Majesté.“

— r. —

Allgemeine Wochen-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erschint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.,
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Aus der Fremde.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

Was sollte die Baronin hier finden? Hätte der Reiter, den ihre Schönheit überrascht und angezogen, daß er ihre Spur verfolgt hatte, sie jetzt erblickt, so würde er sie noch bezaubernder gefunden haben. Ihre Wangen waren höher gefärbt, ihre Augen leuchteten. Jetzt fuhr sie über die Brücke, durch das gewölbte Thor — Diener warteten ihrer, sie ehrfurchtsvoll zu empfangen, der Alte, der sie geleitet hatte, führte sie in das Schloßportal, die breite Steintreppe hinauf. Sie sah sich nicht um, ob ihr Kind und die Dienerin folgten, das verstand sich ja von selbst, sie blickte nur bei jeder Thür, die ihr geöffnet wurde, gespannt hinein, wo sie noch immer vergebens die Herrin des Schlosses suchte.

Endlich trat der greise Diener, nachdem er ein kleines Zimmer, das letzte in der langen Reihe, vor ihr aufgethan hatte, ganz zurück und schloß leise hinter ihr die Thür, nachdem sein zweifelhafter Blick auf die Dienerin, welche mit dem Kinde auf dem Arme gefolgt war, von dieser durch einen verneinenden Wink Antwort erhalten hatte, daß sie zurückbleiben

solle. Vor der jungen Frau, als sie die Schwelle überschritt, stand eine Dame in schwarzer Kleidung, welche sie mit herzlichem Tone willkommen hieß und in ihre Arme schloß.

„Ich nenne Dich gleich Du, liebes Kind,“ sagte sie bewegt, „und verlange dasselbe auch von Dir. Hörst Du, Pauline?“

„Erlaucht —“ entgegnete diese.

„Nicht doch! Es ist mein Wunsch, Pauline. Du bist mir ja nicht fremd — ich habe Deine Familie so gut gekannt. — Du kommst aber in ein Trauerhaus, armes Kind — und wirfst vor der Hand wenig Erheiterung bei mir finden. Mein Gemahl ist in dieser Nacht von seinen langen Leiden erlöst worden.“

Die Gräfin sagte das mit einer Fassung, welche bei einer achtzigjährigen Matrone, die nur eine kurze Frist der Trennung noch vor sich hat, erklärlich schien, die junge Frau aber doch überraschte, weil sie sich nicht in die Lage hineindenken konnte. Sie selbst, als sie die Nachricht von dem Helbentode ihres Gemahls erhalten hatte, war der Verzweiflung, dem Wahnsinne nahe gewesen —

„Das ist ja furchtbar!“ rief sie. „Und ich Unglückliche muß in einem solchen Moment ankommen, wo meine Gegenwart, die Anwesenheit einer Fremden, nur störend sein kann! O wie fühle ich mit Ihnen — ich selbst habe ja vor Kurzem erst dies gräßliche Leid erfahren!“ Sie sprach das in höchster Leidenschaft, Thränen entfloßen ihren Augen, sie ergriff die Hand der Gräfin und bedeckte sie mit heißen Küßen.

Die Gräfin liebte sie und sagte mild: „Sieh Dich Deinem Schmerze nicht so hin, es thut mir weh, daß er auf diese Weise beim Eintritt in mein Haus von Neuem geweckt wird. Hätte ich eine Ahnung von der Möglichkeit einer so nahen Katastrophe gehabt, so würde ich Deine Reise verschoben haben. Nun aber bist Du hier, meine Pauline, und mußt Deine Kraft aufbieten, um den Einbrüchen, die Du noch haben wirst, zu widerstehen. Ich hoffe, Deine Jugend wird Dir leichter darüber weghelfen — es ist das Vorrecht der Jugend, daß sie das Unglück eher verschmerzen und vergessen kann und sie soll es auch, da das Leben noch vor ihr liegt und ihr vollen Ersatz zu bieten vermag.“

„Nie, niemals!“ rief Pauline und in diesem Augenblicke gewiß aus tiefstem aufrichtigem Herzen.

„Das sage nicht, das überlaß Gott und der Zeit!“ sagte die Gräfin. — „Wo ist aber Dein Kind? Du hast doch Dein Kind nicht von Dir gegeben? Ich bat Dich ernstlich darum, es mitzubringen als Du mir einen solchen Gedanken äußertest.“

Pauline sah sich um, als erinnere sie sich erst jetzt ihres Kindes und ging nach der Thür, durch welche sie eingetreten war. Im anstoßenden Zimmer saß ihr Mädchen mit dem geduldigen Kinde auf dem Schoße und stand schnell auf, als ihre Herrin eintrat. Diese warf einen prüfenden Blick auf die Kleine, nahm sie auf den Arm, wo diese sich um ihren Hals klammerte und brachte sie der Gräfin, welche bis auf die Schwelle gefolgt war.

„Hier ist meine Anna,“ sagte die Mutter, und ihr Auge hing an dem der Gräfin, um zu erforschen, welchen Eindruck das unschöne Kind, das sich vor der fremden schwarzen Frau fürchtete, auf dieselbe machen werde. Die Gräfin betrachtete die Kleine mit Antheil, streichelte ihr das Köpfchen, dessen widerspenstiges Haar eine helle Flachsfarbe zeigte und fragte: „Sieht sie ihrem Vater ähnlich?“

„O nein!“ rief Pauline lebhaft. „Der war das Urbild männlicher Schönheit! Weder ihm, noch mir!“

Die Gräfin heftete noch einen prüfenden Blick auf die unentwickelten Züge des Kindes, als wolle sie nach irgend einer andern Aehnlichkeit suchen, dann sagte sie, die Kleine von Neuem streichelnd: „Fürchte Dich nicht vor mir, Annschen. Ich werde Dich lieb haben.“ — Die Mutter winkte ihr Mädchen herbei, gab ihr das Kind zurück und die Gräfin schellte. „Du wirst der Ruhe bedürftig sein, Pauline,“ sagte sie.

„Wir sprechen uns später aus.“ Die Dienerin, welche erschien, erhielt Befehl die Baronin von Beaumont in ihre Zimmer zu führen.

3.

Pauline war nun allein. Sie saß eine kurze Zeit auf dem Sopha, ihren Gedanken hingegeben, dann stand sie mit rascher Bewegung, wie sie ihr eigen war, auf, ging an dem Spiegel vorüber, in welchem sie ihr Bild streng und schnell musterte und stellte sich dann an das Fenster, dessen Flügel sie öffnete. Die Aussicht, welche sich ihr bot, war beschränkt, aber freundlich, sie umfaßte nur einen Theil des Parks und gerade ein recht abgeschlossenes, ungemein liebliches Rasen- und Waldstück. Vielleicht hatte die Gräfin mit Absicht dies Zimmer für sie ausgesucht — der Blick auf die grüne, glattgeschorene Fläche mit den einzelnen schönen Baumgruppen und der dunkeln Umgebung des geschlossenen Waldes that dem Auge wohl und der Frieden, der über der ganzen Stätte lag, mochte geeignet sein, auch einem wunden Gemüthe wieder Stille und Frieden zu geben. War das der Fall, so schien die junge Wittve wenigstens in diesem Moment nicht gestimmt danach zu suchen. Sie überblickte hastig was sich ihr bot, dann ging sie an das andere Fenster und von dort in das Nebenzimmer, das ihr zur Verfügung gestellt war — auch von dort hatte sie keine wesentliche verschiedene Aussicht und diese genügte ihr nicht, sie hätte weit hinausblicken mögen über das Land in die Ferne! Beschränkung liebte sie nicht, in keinem Sinne.

Ihr Herz war gepreßt. Sie hatte sich über die Lage, in welche sie hier kommen würde, andere Vorstellungen gemacht. Als sie von der ihr gänzlich unbekanntem Gräfin von Windeck, die in den gütigsten Worten abgefaßte Aufforderung erhalten hatte, zu ihr zu kommen und ihren bleibenden Aufenthalt auf Schloß Buchau zu nehmen, da ihr Vater der Gräfin näher gestanden habe, war sie in der ersten Anwandlung ihres Stolzes geneigt gewesen diese Einladung abzulehnen. Es war ja doch nur die Stellung einer Gesellschafterin, wenn auch in schonendster Form, welche sie hier erwartete. Sie wußte von den Verhältnissen des Hauses, in welches sie aufgenommen werden sollte, nichts und hatte auch kein Interesse dafür. Indessen hatte ein Zufall die Beendigung und Absendung des schon angefangenen ablehnenden Briefes an die Gräfin verhindert; die Neugier, etwas über dieselbe zu erfahren und das ungelöste Räthsel, wie gerade sie,

welche der alten Dame doch ganz unbekannt war, von ihr außerloren worden sei, endlich auch die nicht mehr abzuweisende unerbittliche Erkenntniß ihrer eigenen Lage waren denn Ursachen gewesen, daß sie einige Erkundigungen über die reichsgräfliche Familie angestellt und nach deren Ergebnis, wie sie sich in ihren Entschlüssen stets ohne vieles Besinnen und Ueberlegen vom Einflusse des Moments leiten ließ, sofort ihre Zusage ertheilt hatte. Der Hauptbeweggrund — traurig zu sagen — war freilich ihre eigene unglückliche Lage gewesen. Der Mann mit dem graugesprenkelten Vollbart und der blauen Brille im Coupé, dessen schaudererregende Finanzberechnungen ihre Erscheinung unterbrochen, hatte ganz Recht gehabt. Durch den Tod ihres Mannes, der im Kriege gefallen, hatte sie eine glänzende Existenz verloren, der bedeutende Grundbesitz, den er sein genannt, war Majorat und da er keinen männlichen Erben hinterlassen hatte, auf den nächsten Agnaten übergegangen, der sich durchaus nicht verpflichtet fühlte, in hochherziger Weise für die Wittve und das Kind des Erblassers zu sorgen. Die Rente, welche nach alten Stipulationen für die Töchter des Geschlechts ausgesetzt war, reichte nach den heutigen Bedürfnissen kaum hin sich ärmlich zu erhalten, geschweige denn, ein „standesmäßiges“ Leben zu führen. Frau von Beaumont war aber sehr verwöhnt. Der reiche Gemahl, der sie abgöttisch geliebt, hatte ihr jeden Wunsch abgelauscht und schon erfüllt, noch ehe sie ihn geäußert hatte; in Ueberfluß und Glanz hatte sie gelebt, alle Freuden der großen Welt, der Geselligkeit, der Reisen genossen und die sichere Aussicht in der Laufbahn ihres Gatten auf eine bald zu erreichende hohe Stellung war auch für die junge Frau nicht ohne Reiz gewesen. Das war nun alles vorbei und die Unbedachtsamkeit, mit welcher sie Anfangs nach ihrem Unglück den veränderten Verhältnissen nicht Rechnung getragen hatte, da sie ganz unfähig war zu rechnen und mit Wenigem Haus zu halten, hatte sie bald auch der Hilfsmittel beraubt, die sie aus dem frühern scheinbar unerschöpflichen Hort noch ihr Eigen nennen konnte. So war sie denn, als sie die unerwartete Einladung der unbekanntes Gräfin von Winded in ihrem Stolze schon abzulehnen gemeint, bei einiger Zögerung doch zu der Einsicht gekommen, daß sie dieselbe als eine Rettungshand ansehen und ihr wie eine Wohlthäterin danken müsse. So war sie jetzt hier. Vielleicht hatte auch die Schilderung von dem großartigen Leben auf Buchau, wo die alte Gräfin mit seltener Frische noch immer eine auserlesene,

interessante Gesellschaft um sich zu versammeln und zu beleben verstand, nicht wenig dazu beizutragen, Pauline zu ihrem Entschlusse zu bestimmen. Was auch die untergeordnete Stellung sein mochte, die man ihr dort zu geben gedachte, sie war sich der Macht bewußt, dieselbe nach ihrem Belieben zu gestalten; auch in den vornehmsten Kreisen, welche sie einst besucht hatte, war sie immer die sieghafte Königin aller Feste gewesen und sie glaubte das ihrer Person, nicht ihrem damaligen Reichthum zu danken — das ist der Vorzug der verheiratheten Frau, während bei Mädchen oft genug der Reichthum, der in unserer Zeit alles gilt, Huldigungen erzeugt, die ihrer Person niemals geweiht würden. Warum sollte sich das in den drei Jahren ihres Wittwenstandes geändert haben? Pauline war erst vierundzwanzig Jahre alt!

Vor der Hand traf sie jedoch alles anders hier als sie erwartet hatte. Auch die Persönlichkeit der Gräfin! Wie man sich von Personen, die man nur dem Namen nach kennt, so weit sie Interesse für uns haben, ein bestimmtes Bild macht, hatte sie sich die Gräfin von Winded nach Allem was sie von ihr gehört hatte, als eine große stattliche Dame von elegantesten Formen vorgestellt, so wie sie sich die berühmten Frauen des ancien régime in Frankreich, deren Salons Mittelpunkte der geistreichsten und zugleich glänzendsten Gesellschaft waren, gedacht hatte. Jetzt war ihr eine mittelgroße alte Dame entgegengetreten, deren kleines Gesicht trotz des tiefschwarzen Trauerkrepes, der sonst so ungemein verschönt, durchaus nichts Ausgezeichnetes hatte; hellblaue Augen, in welchen kein Glanz mehr strahlte, hatten sie angeblickt und den zusammengezogenen Lippen der Gräfin waren Worte entflohen, gutgemeint gewiß, aber so hausbacken bürgerlich, wie sich nur die Schlosserfrau, die am Tage vor der Abreise Paulinens ihren Mann begraben, sich gegen sie geäußert hatte. War das die gerühmte Reichsgräfin Adelaide, von welcher ein betagter Feldherr, der Gönner des gefallenen Freiherrn von Beaumont, sich gegen dessen Wittve mit einem wahren Enthusiasmus geschwärmt? Ihr vielbewundertes Talent, eine Gesellschaft zu vereinigen und zu beleben, durfte Pauline vielleicht in langer Zeit nicht zu würdigen hoffen, vielleicht niemals — denn jetzt war Schloß Buchau, wie ihr ja schon gesagt worden, ein Trauerhaus, in welchem sie wenig Erheiterung finden werde und die Gräfin war achtzig Jahre alt, das wußte Pauline auch schon, wie bald mußte sie nach menschlicher Berechnung ihrem verstorbenen Gemahle folgen! Was wurde

dann aus der Vertrauenden, welche hier ein Asyl zu finden gehofft — wie sie sich jetzt überredete, da es doch andere Hoffnungen, von solcher Resignation weit entfernt, gewesen waren, welche ihren raschen Entschluß bestimmt hatten! Halb bereuete sie schon diesen gefaßt zu haben; ihre schönen braunen Augen bligten, ihr blühendes Antlitz erröthete vor dem Gedanken, daß sie hier vielleicht abermals eine Schmach erleben könnte, wie die, als sie das prächtige Haus, das zu verlieren sie nie geträumt, mit ihrem Kinde hatte verlassen müssen.

Der Gedanke an ihr Kind rief das Muttergefühl wach, das leider nur zu oft in ihrem Herzen schlummerte. Anna! Sie sprach den Namen zärtlich aus, sie eilte die Kleine, welche der Wärterin übergeben war, zu holen und zu sich zu nehmen. Schmerzlich betrachtete sie dann das Kind, das sich dankbar an sie schmiegte. Selbst in diesem Moment hatte sie Augen dafür, wie häßlich es nach ihrer Meinung war, wäre es schön gewesen, daß es überall Bewunderung geweckt und sie selbst stolz darauf hätte sein können, wahrlich, sie würde es leidenschaftlich geliebt und nicht von ihrer Seite gelassen haben. Aber es war so häßlich, sah weder dem Vater, von dessen ritterlicher Schönheit sie nicht zu viel gesagt, noch ihr selbst, der Mutter, ähnlich, wie konnte sie einem fremden Auge gefallen! Und wenn es noch liebenswürdig gewesen wäre! Kinder von dem Alter können so reizend, so interessant sein! Anna aber war ein merkwürdiges Kind. Sie konnte vollkommen und zusammenhängend sprechen und zeigte, wenn sie sprach, hinlänglich entwickelte Begriffe, aber nur selten ließ sie den Ton ihrer Stimme hören, sondern blickte gewöhnlich mit dem Ausdruck völliger Unempfindlichkeit gegen äußere Eindrücke in die Welt hinein. Dadurch aber war sie wenigstens was man artig nennt und belästigte diejenigen, die mit ihr zu thun hatten, selten durch Weinen, was Mütter der großen Gesellschaft nervös machen kann, so daß sie sich lieber ihren heiligsten Pflichten entziehen als das mit anhören. Frau von Beaumont sah ihr Kind lange mit dem ihr eigenen tiefen Blick an, vor welchem sich schon manches Auge gesenkt hatte — „arme Anna!“ hauchte es mit einem Seufzer von ihrem Munde und plötzlich küßte sie die Kleine mit einer Inbrunst, als sei das Bewußtsein, welches Recht diese auf sie hatte, nun erst in ihrer Seele erwacht.

„Du bist ja Alles was mir geblieben ist!“ rief sie halblaut in voller Selbstvergessenheit und das Kind

fragte sie mit bangem Tone: „Mama, warum weinst Du?“ da küßte die Mutter sie wiederum leidenschaftlich und die Thränen, welche sie vergebens bekämpft hatte, entstürzten jetzt gewaltsam ihren Augen.

Im Schlosse wurden unterdessen alle Vorbereitungen getroffen, welche der Trauerfall nöthig machte und die Gräfin hatte die Geisteskraft sie selbst anzuordnen. Am folgenden Tage erst erwartete sie ihren Sohn, an welchen ein Eilbote abgegangen war, sie gab daher ihren Beamten und der Dienerschaft die Befehle zu allen Veranstaltungen für die Beisetzung ihres Gemahls, empfing den Arzt, dessen Kunst ihn nicht hatte retten können, den Pfarrer, welcher ihr den Trost der Religion, den sie schon in ihrem eigenen Herzen trug, mit Worten des Glaubens bestätigte und verlebte dann den Rest des Tages in ihrem Zimmer. Pauline blieb sich selbst überlassen; der alte Diener, der sie hergeleitet hatte, brachte ihr eine Entschuldigung der Gräfin, welche ihr nur zu gerechtfertigt erschien. Sie wurde mit aller Aufmerksamkeit als Gast des Hauses bedient und konnte sich von dem großartigen Style, in welchem es eingerichtet war, vollkommen überzeugen, es war der Würde eines ehemals reichsunmittelbaren Dynasten durchaus angemessen. Gegen Abend machte sie noch einen weiten Spaziergang durch den Park, der sie auch an das Ufer des Sees führte, dessen Schönheit ihr bereits auf der Herreise aufgefallen war. Eine Gondel von geschmackvoller Form, mit einem Zeltdach aus feinem Stoff, lag in einer kleinen Bucht angekettet, Pauline hätte sie gern bestiegen und sich auf der Fluth hinausrudern lassen, sie liebte Wasserfahrten über Alles und dachte an die Regattas in Venedig, deren sie manche geschaut hatte. Widerstrebend trat sie den Rückweg an und ihr Zimmer mit der beschränkten Aussicht in das abgeschlossene Waldrund kam ihr halb wie ein Kerker vor. Doch schlief sie dort in dem fürstlich ausgestatteten Bett vortrefflich und die angenehmen Träume, welche sie umgaukelten, verhiessen ihr nach dem alten Volksglauben, als Träume der ersten Nacht in neuer Umgebung, die schönste Zukunft.

Am frühen Morgen schon, früh wenigstens nach ihren Begriffen, ließ sie die Gräfin zu sich bitten und zwar wie sie ausdrücklich sagen ließ, in ihrem Morgenanzuge. Sie durfte sich dessen nicht schämen. Pauline hatte von jeher durch ihre geschmackvolle Toilette in der großen Welt, der sie gehörte, Aufsehen erregt und dadurch die Reize ihrer Person noch erhöht; auch nachdem sie das schwerste Unglück getroffen, hatte sie,

seit ihr Sinn sich wieder auf äußere Dinge richten konnte, diesem Vorzuge nicht entsagt und der Gedanke, sich darin einschränken zu müssen, war ihr vielleicht von allen die ihr Entbehrungen in Aussicht stellten, der unerträglichste gewesen. Noch hatte sie ihm kein Recht gestattet. So erschien sie denn vor der Gräfin einfach zwar, aber so reizend, daß die Augen der alten Dame, obgleich sie wohl mit andern, ernstern Gedanken beschäftigt war, mit sichtlichem Wohlgefallen auf ihr ruhten.

„Setze Dich, mein Kind,“ begann sie, nachdem sie Paulinen wie gestern liebevoll begrüßt hatte. „Ich danke Dir, daß Du meine Einladung angenommen hast und es thut mir nur leid, daß Du beim Eintritt in mein Haus so düstere Eindrücke empfangen mußt. Wir können es aber nicht ändern. — Auch diese Zeit wird vergehen und bessere Tage werden ihr folgen. Du sollst Dich bei mir gefallen.“

Pauline war verwundert, wie ruhig sie sprechen konnte, sie küßte ihr die Hand und versicherte, daß sie sich glücklich fühle bei ihr zu sein. Es war ihr wirklich Ernst mit dieser Rede, falsch war sie nie, und wenn zuweilen doch Widersprüche in ihren Worten zu liegen schienen, so war es nur, weil diese stets der treue Ausdruck ihrer augenblicklichen Stimmung waren und ihre Stimmung wechselte oft bis zu Extremen.

„Du wirst wohl auch Trauer anlegen, für eine kurze Zeit,“ sagte die Gräfin. „Unsere Verwandtschaft —“ hier hielt sie einen Moment inne, als werde sie durch ihre Gedanken in der Rede zurückgehalten — „unsere Verwandtschaft ist zwar nicht so nah, daß sie es für Dich unabänderlich nothwendig machte, aber Du wirst selbst einsehen, daß es in meinem Hause schicklich sein wird. Ich werde dafür sorgen.“

„O ich sehne mich selbst danach — ich bin dankbar, daß es mir gestattet wird — ich habe die schwarzen Kleider ja selbst vor nicht zu langer Zeit getragen —“ sie sagte das mit bebenden Lippen und war bleich geworden. Die Gräfin tröstete sie mit herzlichen Worten des Antheils und es gelang ihr, Paulinens Augen blickten bald wieder hell auf.

„Habe ich wirklich die Ehre mit Ihnen verwandt zu sein?“ fragte sie.

„Willst Du mich nicht Du nennen, meine Pauline, wie ich Dich schon gebeten habe?“ entgegnete die Gräfin sanft. „Allerdings bin ich mit Deinem Vater, wenn auch entfernt, verwandt gewesen und habe also einen Anspruch an Dich. Nenne mich daher Deine Tante und Du — ich bitte darum.“

In dem Tone der letzten Worte lag etwas, das bei allem Wohlwollen doch keinen Einspruch zu gestatten schien, es war der Ton, welchen Alle in ihrer Umgebung kannten und den auch Pauline noch bestimmter kennen lernen sollte. Sie weigerte sich denn nicht länger, der fremden Frau, die sich ihr als Verwandte angekündigt hatte, den vertraulichen Namen zu geben und es war ihr eine angenehme Bürgschaft, daß sie dadurch wenigstens vor der unwürdigen Stellung einer bloßen gemietheten Gesellschafterin geschützt sein werde. Indessen — bligte es gleich wieder durch ihre Seele — die Stellung einer armen abhängigen Verwandten ist auch nicht zu beneiden, und ihre Miene verdüsterte sich wieder.

Die Gräfin schien das nicht zu bemerken, sie fragte nach dem Kinde und ob es in guten Händen sei, sie berührte im weitern Gespräch Dinge, über welche Pauline nicht gern Auskunft geben mochte, die aber, wie die alte Dame ernsthaft sagte, doch abgesprochen werden mußten, nämlich die Auflösung ihres eigenen Hauswesens, welche nach den Aeußerungen der jungen Wittwe noch nicht ganz erfolgt war.

„Ich finde es begreiflich,“ sagte die Gräfin, indem sie ihre hellblauen Augen fest auf Paulinen richtete, „daß Du mit Vorsicht zu Werke gegangen bist und Dir für den Fall, daß es Dir nicht hier gefallen würde, noch den Rückzug gesichert hast. Auch die Wahrscheinlichkeit meines baldigen Todes war in's Auge zu fassen. Nein, wehre das nicht ab, liebes Kind — ich bin achtzig Jahre alt und kann nach dem Laufe der Natur nicht mehr lange leben. Wenn Du nichts davon hören willst und nicht daran gedacht hast, so sei überzeugt, daß ich das wohl berücksichtigt habe. Es wäre von mir sehr egoistisch gewesen, wenn ich Deine Zukunft gar nicht gesichert hätte, als ich Dich bewog, für die wenigen Jahre, die ich noch zu leben habe, zu mir zu kommen.“

Paulinens Augen sanken auf ihren Schoß, sie erröthete glühend.

„Du kannst — wenn Du Dich überzeugt haben wirst, ob es Dir hier gefällt — Dein Hauswesen, welches Du mit Recht noch erhalten hast, mit voller Beruhigung auflösen und Dir auf Buchau ein neues nach Deinem Gefallen einrichten. Uebereile Dich aber damit nicht, gönne Dir Zeit Alles kennen zu lernen und zu prüfen. Für Deine Zukunft, ich halte es für meine Pflicht, das zu wiederholen, ist gesorgt — und ich hoffe, Dein Zartgefühl wird durch diese Versicherung Deiner Tante nicht verletzt werden.“

Pauline konnte nur mit stockender Rede darauf antworten, sie fühlte sich in der That so tief gedemüthigt in diesem Augenblicke, so unglücklich! Ein Almosen mußte sie, die Bettlerin, von der Fremden annehmen. Denn eine Fremde war ihr diese Reichsgräfin doch, trotz der betonten Verwandtschaft, von welcher sie nie etwas gehört hatte.

Ihr Gespräch wurde unterbrochen durch eine Meldung, welche der Diener in einer Weise vortrug, als fürchte er selbst, daß sie zu unrechter Stunde komme. Der Maler sei angekommen, er bringe das befohlene Bild.

Es schien der Gräfin im ersten Moment einen unangenehmen Eindruck zu machen, indessen sagte sie gleich mit gewohnter Ruhe: „Er soll es im Saale aufstellen, ich werde kommen.“

„Er hat nicht gewußt, was hier geschehen ist,“ wandte sie sich dann an Paulinen, „sonst würde er jetzt nicht gekommen sein. Es ist mein Bild, das er bringt — und ich werde Dir später erklären, warum ich mich noch in meinem hohen Alter habe malen lassen. Willst Du mich begleiten und es in Augenschein nehmen?“

Sie begaben sich in den Saal, wo der Künstler noch mit Aufstellung seines Bildes beschäftigt war. Er entschuldigte sich ziemlich ungeschickt, daß er zu einem solchen Zeitpunkte gekommen sei, er habe keine Ahnung gehabt, was sich hier zugetragen, nun er aber einmal mit dem Bilde hier gewesen, habe er wenigstens Ihre Erlaucht davon in Kenntniß setzen wollen. Die Gräfin beruhigte ihn mit einem zustimmenden Worte und betrachtete dann ihr Bild, das Pauline schon sprechend ähnlich gefunden hatte, nur, wie sie im Stillen meinte, etwas geschmeichelt, was sie aber ganz natürlich fand. Vielleicht hatte aber auch das traurige Ereigniß, welches die alte Dame getroffen, seit sie dem Maler gesehnen hatte, ihre Züge tiefer gegraben.

„Sie haben mich doch jünger gemalt, als ich bin,“ sagte die Gräfin jetzt selbst. „Das will ich nicht, Sie wissen es. Ich bin sonst mit dem Bilde sehr zufrieden und wünsche nur, daß sie es altern lassen, was Ihrer Kunst mit wenigen Pinselstrichen leicht sein wird. Auch werden sie das Kleid in der Weise verändern, wie Sie mich jetzt sehen. Daß ich Ihnen zu beiden Zwecken nochmals sitze, wird nicht nöthig sein — nehmen Sie das Bild daher wieder mit und bringen Sie es mir, wenn es nach meinem Wunsche

geändert ist, in einigen Wochen zurück. Das Honorar aber haben Sie die Güte, beim Rentmeister gleich in Empfang zu nehmen.“ Der Maler verbeugte sich tief und sah den Frauen nach, als sie durch die Thür, welche der Diener vor ihnen öffnete, verschwanden.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Die Bibliothek der Königin Marie Antoinette.) Wie oft hört man das Verdammungsurtheil über diese unglückliche Königin sprechen, welche durch den Leichtfinn und die Thorheiten, deren man sie anlagt, dazu beigetragen habe, den Sturz des französischen Königthums zu beschleunigen, um nicht zu sagen herbeizuführen. Man staunte, wie die zwar heitere und jugendlich übermüthige, aber doch in den strengen Moralgrundsätzen ihrer würdevollen Mutter Marie Theresie erzogene Erzherzogin zu der leichtfertigen, oft fast frivolten Dauphine und spätern Königin von Frankreich werden konnte und zuckt die Achseln, indem man sich mit dem Gemeinplatz begnügt, die Neigung dazu habe in ihrem Charakter gelegen und sich nur mehr ausgebildet.

Die Königin hat alles Fehlerhafte ihres Charakters fürchtbar gebüßt und ihr entseßliches Unglück, ihr schrecklicher Tod haben um ihre Stirn eine Glorie des Märtyrertums gewoben, welche sie in den Augen der Nachwelt völlig entschuldete. Um so interessanter ist es für die Gegenwart, die Ursachen ihrer frühern Thorheiten klar zu erkennen und diese völlig entschuldbar zu finden. Einen untrüglichen Anhalt dazu bietet uns der Katalog zu der Privatbibliothek der Königin, welchen man erst kürzlich aufgefunden hat und welcher einen seltsamen Schlüssel zu den Verirrungen der armen Marie Antoinette bildet. Diese Bibliothek ist eine Sammlung der erbärmlichsten und schmachvollsten Subdeleien, oft mehr als zweideutigen Inhalts, von damaligen französischen Schriftstellern und man erschrickt, wenn man bedenkt, daß es Jemand wagen konnte, solche Bücher in eine königliche Hand zu legen. Wir wissen auch, wer dies gethan; es war der üble Rathgeber Abbé Vermond, welcher sich gleich beim Eintritt der jungen Dauphine in das ihr in jeder Beziehung fremde Frankreich durch Schmeichelei und Heuchelei in ihr Vertrauen zu drängen wußte und dasselbe so schmähtlich mißbrauchte. Anstatt daß er der künftigen Königin Gefühle der Zuneigung und Hochachtung für das mächtige Reich, das sie einst beherrschen sollte, einflößte, indem er sie mit Allem vertraut gemacht, was der französische Geist in Anmuth und Eleganz, in Lebendigkeit und Leidenschaft zu leisten vermag, umgab er im Gegentheil die unerfahrene Prinzessin mit den elendesten Machwerken der damaligen Zeit und stellte ihr in dieser Weise eine Bibliothek zusammen, deren Lectüre heutzu-

tage kaum irgend einer Lorette zusagen würde. Man zittert vor Entrüstung, wenn man daran denkt, zu welcher Art geistiger Unterhaltung die Kaiserstochter, die Königin von Frankreich und Mutter eines künftigen Königs fortwährend verurtheilt war und die Unbarmherzigsten fühlen Mitleid, wenn sie in diesen schönen Händen solche Bücher sehen und bedenken, wie ungewaffnet sie in den dunklen Stunden sein wird, wo die Unglücklichen, sich selbst überlassen, keinen andern Trost haben, als sich die guten Werke, welche sie in glücklichen Tagen gethan und die guten Bücher, die sie gelesen, ins Gedächtniß zurückzurufen. An guten Werken fehlte es der Königin nicht, sie war wohlthätig und wohlwollend, gegen Viele herablassend und für Alle zugänglich — aber welche traurige Lectüre, welche schlechte Geistesunterhaltung verschaffte ihr der Abbé de Vermond!

Man öffnet mit Schrecken diesen mit allem Glanz der Krone geschmückten Katalog und begegnet einer Reihe von listengeschmückten Büchern, welche dem königlichen Wappen Schande machen. Niemand kennt vielleicht jetzt noch diese Werke, welche durch den Sturm der Zeit und die Verachtung in die Vergessenheit verweht wurden. Sie befanden sich in einem kostbaren Mahagoni-Schranke, ganz mit reichem Schnitzwerk und Zierrathen aus vergoldetem Kupfer bedeckt und oben von einer Blumenkrone überragt, unter der die Wappen Frankreichs und Oesterreichs durch Guirlanden vereinigt waren — ein prachtvoller Käfig für so gemeine Vögel. Das erste Fach enthielt: „Adrienne ou les aventures de la Marquise N. (Adrienne oder die Abenteuer der Marquise N.);“ „L'amitié dangereuse ou Celi Maure et Amélie (die gefährliche Freundschaft oder Celi Maure und Amélie);“ „Amusements d'un septuagénaire (Bergnügen eines Siebzigers);“ „Amusements du jour (Unterhaltungen des Tages);“ „Anecdotes tirées de l'amour conjugal (Anekdoten über die eheliche Liebe)“. Auf der zweiten Reihe standen: „Aspasie et l'année galante (Aspasia und das galante Jahr);“ „L'Aventurier français et ses quatre suites (der französische Abenteurer und vier Fortsetzungen dazu);“ „Aurelia la belle Syrienne (Aurelie, die schöne Syrerin),“ dann die ganze „Bibliothek für das Land und die Romanbibliothek.“ Die dritte Reihe bildete: „Camille, Caroline, Cécile, Célide ou histoire de la marquise de Béville, sowie la Comtesse d'Alibris ou le cri du sentiment (Gräfin d'Alibris oder der Schrei des Gefühls)“. Der letzte Roman gehört zu den Schauerromanen und enthält unter andern folgende Stelle: „Der Tod mähte in der Stille den Sohn der Gräfin hinweg; seine Mutter blickte auf die kindlichen Wangen, wo schon die Weichen den Pflanzplatz gemacht hatten. Aber der grausame Graf kannte kein Mitleid, sondern schickte seine Satelliten, der Mutter das Kind zu entreißen, damit er sie dann zwingen könne, entweder die Frucht ihres Leibes zu essen und so vor Entsetzen zu sterben oder mit ihm den Tod der Wuth und Rache zu sterben.“

Unter den Schauererzählungen giebt es noch ferner: „Euphémie, Evelina, Georgina, Henriette de Gerstenfeld, Histoire de Fanny Spinger, Histoire de Lady Barton, de Mademoiselle de Sirval, de Sophie et d'Ursule, sowie Lucinde ou les amants tra-

versés (Lucinde oder die durchbohrten Liebenden);“ „Les Malheurs de la jeune Emilie, Azeina, dédiée aux coeurs sensibles und le Souterrain.“ Die Gänsehaut überläuft einen schon bei dem Lesen der bloßen Titel. Den Schreckensgeschichten folgt eine Reihe von galanten Romanen und Erzählungen, wie: „Une seule faute et la Visite d'été (Ein einziger Fehltritt und ein Sommerbesuch);“ „Le Vice et la Faiblesse (Laster und Schwäche);“ „Les travers d'un homme de qualité (die Rehrseite eines bedeutenden Mannes);“ „Les suites d'un moment d'erreur et les Rendez-vous du parc de Saint-Cloud (die Folgen eines augenblicklichen Irrthums und die Stellbischeins im Park von St. Cloud);“ „Les Mémoires du Sultan Faithul, Les Confidences d'une jolie femme (Vertrauliche Erzählungen einer hübschen Frau);“ Confession d'une Courtisane (Bekennnisse einer Buchlerin);“ „Histoire de Sophie de Francourt.“ Ja, eines der Bücher, welche man nur für müßige Marquis oder verlorene Dirnen passend geglaubt hätte, Le Chevalier de Faublas, nahm eine der ersten Stellen in dieser Bibliothek ein. Wie groß würde das Entsetzen der Königin gewesen sein, wenn irgend ein Prophet ihr gesagt hätte, daß der Verfasser dieses eben so skandalösen als unsinnigen Buches kaum fünf Jahre nach dessen Erscheinen einer der obersten Richter über das Leben und die Herrschaft des Königs von Frankreich und seiner Familie sein würde. O Schmach, von einem solchen Manne gerichtet und verurtheilt zu werden! Daneben standen die Memoiren des Barons von der Trend und die Werke von Réaume de la Bretonne, mit dummen und obscönen Bildern illustriert, wie: Les Parisiens, les quarante Parisiennes, der verführte Bauer und die verführte Bäuerin, die Pariser Nächte und der nächtliche Zuschauer und noch 42 Bände ähnlicher Werke, worunter die von Crebillon in aller ihrer Gemeinheit nicht fehlen. —

Arme Königin! Alles das gab man Dir zu lesen und Du lerntest keine andern Schriftsteller kennen — man weiß nicht, geschah dies aus systematischer Schändlichkeit oder aus unverzeihlichem Leichtsinne. Man entzog Dir dagegen alle die Werke der großen Geister Frankreichs, in Deiner Bibliothek war nicht eine Seite von Jean Jacques Rousseau, Buffon, d'Alembert, von Montesquieu, Diderot, Bossuet, von Pascal, von Molière, Le Sage und erst gar von Voltaire, der für viel zu gefährlich gehalten wurde. Du bekamst nie die Fabeln von La Fontaine oder die Novellen von Florian, weder die Charaktere von La Bruyère noch die Versuche von Michel de Montaigne — nichts als Parodien, Zweideutigkeiten und Scherzereien, welche am Rande eines Gebüßes entschleifen und von Marquis gefunden wurden. Welch ein edler Grund muß in dieser königlichen Seele gelegen haben, daß sie trotz alledem nicht in den Stürmen des Unglücks zusammenknickte, sondern alle Schlagen abschüttelte und in angeborener Majestät selbst ihren blutigierigen Henkern Ehrfurcht einzusflößen wußte! v. F.

(Eine verschmigte Gauerin) stand kürzlich vor den Assisen von New-York. Mrs. Helene Davis, die zu verschiedenen Zeiten unter mindestens zwanzig verschiedenen Namen aufgetreten war, gab sich für die Gattin eines in der Unionsarmee

dienenden Obersten aus. Prachtvolle Wohnung, reiches Silbergeschirr, kostbare Garderobe, Diamanten und Perlen, gesellschaftliche Talente, Geist, Belesenheit und fesselnde Redegabe: dies war der äußere Rahmen ihrer ostensibeln Existenz. Man kann leicht denken, daß dieser Rahmen noch verschönert wurde durch einen Kranz reicher und vornehmer Anbeter, die das Gefolge der gefährlichen Sirene bildeten, doppelt gefährlich deshalb, weil — ein Beweis für ihre raffinierte Gewandtheit — die strengste Untersuchung keine Spur einer strafenden Liebesintrigue hat zu Tage bringen können. Diese verführerische Dame nun verschwand zuweilen auf einige Zeit, um aufs Land zu gehen, ihre Besitzungen einmal in Augenschein zu nehmen und während ihrer Abwesenheit geschah regelmäßig Folgendes. Bei einem angesehenen Kaufmann oder einer reichen Lady, welche in den Zeitungen eine Kammerzofe suchten, meldete sich ein armes, aber sehr hübsches und interessantes, vorzüglich gut empfohlenes junges Mädchen und wurde in Dienst genommen. Nach Verlauf einiger Tage, welche in der Regel genüßten, um dahinter zu kommen, wo die Frau vom Hause ihre Schmucksachen und ihr Silbergeschirr aufbewahrte, verschwand das interessante Kammerzöfchen, und mit ihr das Silberzeug und die Schmucksachen. Es war ein förmlicher Aufruhr in New-York als man endlich entdeckte, daß die Diebin keine andere war als die Frau Oberst Davis. Von allen Seiten führten die Eisenbahnen — denn sie hatte auch die Provinz gebrandschaft — Scharen von Klägern und Klägerinnen herbei, um ihr Geschmeide und ihr Silbergeschirr in der prächtigen Wohnung der Mrs. Davis zu recognosciren. Die Verbrecherin ist eine sehr hübsche junge Frau von etwa zweiundzwanzig Jahren, mit himmelblauen Augen und einem Walde der prachtvollsten blonden Haare, der man nimmermehr eine solche moralische Verderbtheit zutrauen würde. Wir werden unsern Lesern hoffentlich noch berichten können, welche Strafe über sie verhängt worden ist.

(Eine verhängnißvolle Verwechslung.) Die letzten Tage der Saison von Baden-Baden sind durch einen höchst sonderbaren Unfall bezeichnet worden, der einer schönen Französin, einer der Königinnen der Eleganz in Paris und überall, begegnet ist. Die Frau Baronin *** ist Wittve; ihre große Schönheit, die sich auf ein ansehnliches Vermögen und auf einen hocharistokratischen Kreis von Verwandten und Bekannten stützt, macht die Welt nachsichtig gegen einige Excentricitäten, welche unter andern Verhältnissen den bösen Zungen Stoff zu allerhand üblen Nachreden dargeboten haben würden; übrigens ist sie gutherzig, liebenswürdig, nicht ohne Geist und bei all' ihrem leichten Sinn von makelloser Tugendhaftigkeit. Als sie nach wenigen Monaten einer keineswegs glücklichen Ehe Wittve geworden, hatte sie sich vorgenommen, sich nicht den bitteren Erfahrungen einer zweiten Verbindung auszusetzen, sondern ihre Freiheit zu behalten; nachdem sie jedoch einige Zeit im Genuße dieser Freiheit geschwelgt hatte, wurde sie

derselben überdrüssig und fühlte sich stark versucht, sich in die Hände eines selbstgewählten Gatten niederzuliegen. Sonderbarerweise erhält sie gerade an dem Abend des Tages, an welchem diese Sinnesänderung vorgegangen war, die schriftlichen Erklärungen zweier ihrer feurigsten Anbeter, eines Lord S. und eines Herrn von B. Lord S. liebte die Baronin schon seit Jahren; er hatte warten wollen bis sie ihre Freiheit wieder erlangt haben würde, um ihr dann vorzuschlagen, eine der vornehmsten Damen Englands zu werden; in Folge einer angeborenen Schüchternheit aber, die sich bei ihm mit einer wahrhaft gebiegenen Bildung verband, hatte er das Bekenntniß seiner Liebe von einem Tage zum andern verschoben und sich erst zu sprechen entschlossen als er bemerkte, daß die Bewerbungen des Herrn von B. nicht ungünstig aufgenommen wurden. Die junge Frau schien zwischen ihren beiden Verehrern zu schwanken und obgleich sie im Stillen sofort entschlossen gewesen war, dem gebildeten und liebenswürdigen Engländer vor dem faden Franzosen den Vorzug zu geben, so weidete sie sich doch mehrere Monate lang an den Qualen der beiden Verliebten, indem sie bald den einen, bald den andern ermutigte, bis sie endlich Beiden befohl, in Paris ihre Entscheidung zu erwarten.

Mit dem Feuer soll man nicht spielen: diese Erfahrung machte die Baronin sehr bald auf ihre Unkosten, denn die Erinnerung an Lord S. begann ihre Ruhe zu trüben. Es währte denn auch nicht lange, so gingen die beiden Urtheile ab; für den Britten ein reizendes Briefchen voll beseligender Verheißungen, für den Andern vier äußerst kalte und ironische Worte, wie sie nur ein nichtliebendes Weib einem verschmähten Anbeter ins Gesicht zu schleudern versteht. Acht Tage darauf verbreitete sich ein unglaubliches Gerücht: Lord S. sollte, nachdem er den Brief gelesen, der ihm sein Glück verflüchtete, sich in ein Cabinet der „Maison Dorée“ eingeschlossen, hier mehrere Gläser Sherry rasch hintereinander ausgetrunken und sich dann kaltblütig eine Kugel durch den Kopf gejagt haben. Währendem reiste Herr von B. schleunigst nach Baden-Baden, um außer sich vor Freude und Dankbarkeit der Geliebten seines Herzens zu Füßen zu fallen. Die Baronin glaubte zu träumen, aber der Brief von ihrer Hand, den Herr von B. ihr vorlegte, warf bald ein schauerliches Licht in diesen schmerzlichen Traum. Aus beklagenswerther Unachtsamkeit hatte sie die beiden Couverts verwechselt und das für Herrn von B. bestimmte Billet war an den unglücklichen Lord S. gelangt, welcher das an sich geringfügige Versehen mit seinem Leben bezahlte. Es hielt nicht schwer, dem Andern klar zu machen, daß er zu früh triumphirt habe, allein das tragische Ereigniß, dessen unschuldige Ursache die Baronin gewesen, war nicht ungeschehen zu machen. Seit einem Monate ist die unglückliche Frau eine Beute namenlosen Schmerzes und ihre Schönheit soll bereits derartig gelitten haben, daß sie nicht mehr zu erkennen ist.

Allgemeine Moden-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.,
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Aus der Fremde.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

Aufgeregt warf der Maler die schwarzen Locken seines langen Haares, die ihm bei der Verneigung über das Gesicht gefallen waren, zurück. „Das war eine Göttin der Schönheit, ein Ideal, wie es uns armen Künstlern unter dem herabgekommenen Menschengeschlechte selten begegnet!“ rief er exaltirt seinem kleinen Gehilfen zu, der hinter dem Bilde gehockt hatte aus Scheu vor den vornehmen Damen. „O wenn mir das Glück würde sie zu malen, diese Venus Amathusia!“

Ueber die Schloßbrücke donnerte eben der Wagen, welcher den Erben der erledigten freien Standesherrschaft, den Sohn des verstorbenen Reichsgrafen, mit seiner Gemahlin brachte. Seine Mutter hatte ihn so früh noch nicht erwartet, sie blickte überrascht auf, als sie das Geräusch hörte und trat einen Moment an das Fenster, um sich zu überzeugen, ob es auch ihres Sohnes Equipage sei. Dann wandte sie sich an Paulinen und sagte:

„Ich will Dir neue traurige Eindrücke ersparen.

Du sollst später die Bekanntschaft meines Sohnes machen.“

Pauline war ihr dankbar und trennte sich von ihr, um sich in ihre Zimmer zurückzuziehen, die ihr heute schon wohnlicher erschienen als gestern.

Die Begegnung zwischen der Mutter und ihrem Sohne war eine ernste, beinah feierliche. Schweigend nahte der Graf, der selbst schon ein Mann in reifern Jahren war, der greisen Frau, die ihm stumm die Hand entgegenstreckte. Er nahm diese Hand und führte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen. Thränen füllten die Augen der Matrone, welche aber doch ihre ungebeugte Haltung behauptete — sie war ja auf dies Ereigniß schon seit Jahren vorbereitet gewesen. Auch die Augen des Sohnes waren feucht, aber kein Wort floß über seine Lippen, er trat zurück, um seiner Gemahlin Raum zu lassen, welche bis jetzt seitwärts gestanden hatte, fast unbeachtet. Sie war eine kleine zierliche Gestalt, welche in der Trauerkleidung noch kleiner und schwächer erschien als sie wirklich war, aber aus dem Krepphäubchen mit tiefer Schneppe blickte ein feines niedliches Gesicht, dessen Züge und Farben auf einen bedeutenden Unterschied der Jahre zwischen ihr und ihrem Gemahl schließen ließen. Die Mutter umarmte sie und nahm ihre Beileidsbezeugungen, die sie wortreich äußerte, still auf. Dann winkte sie Beiden sich nieder zu lassen und schien jetzt erst ihre gewohnte Ruhe wieder gewonnen zu haben, um Alles was nothwendig war mit ihrem Sohne zu besprechen. Sie sagte ihm, wie kein Anzeichen die

so schnell hereingebrochene Katastrophe angekündigt habe, wie der Arzt oft genug sein Wort gegeben, daß er dieselbe noch für fern halte und daß sie darum auch außer Stande gewesen sei, ihn, den Sohn, noch rufen zu lassen.

„Hat er nach mir verlangt?“ fragte der Graf mit unsicherer Stimme.

„Er hatte nur wenige Worte mit mir gesprochen, als ihn die letzte Stunde übereilte —,“ antwortete die Mutter. „Gewiß hätte er Dir gern noch seinen Segen erteilt, Arnold.“

Der Graf erwiderte nichts und seine Gemahlin bewegte sich unruhig auf ihrem Stuhle, als werde es ihr lästig, nur eine schweigende Zeugin dieses Gesprächs zu sein.

„Ich habe Dir alle Anordnungen, welche von Dir hätten ausgehen müssen, erspart,“ nahm die alte Gräfin wieder das Wort. „Du wirst zufrieden damit sein. Die Feier soll ganz so angeordnet werden, wie sie bei der Bestattung Deines Großvaters war, nur daß diejenigen Ehren, die ihm als unmittelbarem souveränem Grafen des deutschen Reichs gebührten, nicht mehr Statt finden können. Ich habe bestimmt, daß zuerst die Feier im engsten Kreise der Familie, der Beamten und des Schloßgesindes von Buchau vorangehe, dann aber die allgemeine Folge, zu der die Inassen der ganzen Standesherrschaft Zutritt erhalten und die Nachbarschaft jedenfalls erscheinen wird. — Diesen ersten Tag, lieber Arnold, wollen wir vorübergehen lassen, ehe wir an die weitem Entschlüsse denken, welche nun von Deiner Seite getroffen werden müssen. Willst Du die Leitung der gemeinsamen Interessen unseres Hauses, wie bisher, meiner Hand überlassen und Deinen Sitz in dem Dir lieb gewordenen Nossenheim behalten oder Deine Residenz als Ständesherr hierher verlegen, das wird die erste Frage sein, an welche sich dann noch andere knüpfen. Es bleibt Deiner Erwägung anheimgestellt. — Ich will Dir nur noch mittheilen,“ setzte sie nach dieser Erörterung mit leichtem Tone hinzu, „daß ich eine Cousine zu mir genommen habe, welche ich besonders Dir empfehle, liebe Editha. Sie ist in Deinem Alter, aber schon Wittwe, eine Baronin Beaumont — die Tochter des Oberforstmeisters von Cronegk, Arnold.“ Sie faßte ihren Sohn dabei mit einem festen Blick ins Auge.

Er war sichtlich betroffen. „Hat Cronegk eine Tochter gehabt?“ fragte er. „Ich weiß gar nicht, daß

er überhaupt verheirathet gewesen ist. — Wie hast Du sie kennen gelernt?“

„Der Zufall fügte es, daß ich von ihr hörte,“ antwortete die Mutter. „Sie ist mit ihrem dreijährigen Kinde jetzt hier und ich werde sie Euch vorstellen, wenn es paßt.“

„Sie ist noch so jung?“ fragte Gräfin Editha. „Wohl in ärmlichen Umständen, daß sie sich hat nehmen lassen, wie Frau Mutter sagten? Ein angenehmes Wesen? Aber das Kind, Mama, — doch eine üble Zugabe! Das wird Dir viel Unruhe machen.“

„Ich habe selbst viele Kinder gehabt und ihre Zeit nicht vergessen,“ erwiderte die alte Dame.

Editha verzog die Lippen ein wenig. „Freilich habe ich keine Kinder, indessen — weiß ich doch, was sie auf sich haben.“

„Willst Du so gut sein, Arnold, mir das Programm reichen, das auf meinem Schreibtische liegt?“ sagte die Mutter. „Nimm es mit Dir auf Dein Zimmer und was etwa Deine Zustimmung nicht haben sollte, das ändere — es ist noch Zeit dazu.“ Sie stand auf wie eine Fürstin, welche Audienz erteilt hat und ihr Sohn mit seiner Gemahlin trennten sich von ihr, um sich in die Zimmer, die stets für den Erbherrn bereit waren, zurückzuziehen.

4.

„Wir bleiben doch in Nossenheim?“ fragte die kleine Frau, sobald sie mit ihrem Gemahl allein war und den Blick in den Spiegel gethan hatte, ohne welchen sie sich in jeder neuen Situation unbehaglich fühlte.

„Ich glaube, es wird für uns Alle am besten sein,“ erwiderte Graf Arnold.

„Ganz gewiß. Die Mama würde es nicht vergessen können, daß sie bisher unumschränkte Selbstherrscherin gewesen ist, mir aber kann nicht zugemuthet werden zu ignoriren, daß mein Mann jetzt regierender Graf ist, ich folglich keinen Anlaß mehr habe mich ihr unterzuordnen. Hast Du gehört, wie sie schon anbäumte, die ganze Leitung der Herrschaft zu behalten — Du wirst doch nicht darauf eingehen?“

„Liebe Editha,“ sagte Graf Arnold mit einem sanften Vorwurfe, „Du hast ein Vorurtheil gegen meine Mutter, das gewiß nicht gerechtfertigt ist —“

„Nimmst Du Partei gegen mich?“ rief die junge Frau. „Ich könnte es freilich gewohnt sein, aber es frappirt mich stets auf's Neue! Es ist Deine Mut-

ter ja, allen Respect vor ihr — aber wie kannst Du verlangen, daß ich eine besondere Tendresse für sie habe, da sie mich vom ersten Tage an, als ich ihr vorgestellt wurde, wie ein albernes Kind behandelt hat, das über nichts mitsprechen kann.“

„Sollte sie sich, was diesen Punkt betrifft, nicht vom Gegentheil überzeugt haben?“ bemerkte der Graf lächelnd.

„O Deine Ironie trifft mich nicht!“ sagte sie empfindlich. „Du änderst dadurch gar nichts. Ja, ich habe ihr bewiesen, daß mir die Zunge schon gelöst ist, seit ich aus der Pension gekommen bin und werde in meiner neuen Stellung mich wahrlich nicht vor ihr wie alle Welt demüthigen!“

„Sei nur ruhig, liebes Herz — wir bleiben jedenfalls in Rossenheim,“ unterbrach sie der Gemahl.

„Was ist es nun mit dieser Frau von Beaumont — hieß sie nicht so?“ fuhr Editha fort. „Bisher hat sie es verschmäht sich eine Person zur Gesellschaft zu nehmen, sie war sich selbst genug, die stolze Frau, und mochte auch ihre Gründe haben für gewöhnlich allein zu sein. Wie kommt sie nun auf einmal dazu? Ich bin neugierig die Person zu sehen. Gewiß ein armes, heruntergekommenes Wesen, das froh sein muß um das tägliche Brot Sklavendienste zu thun. Eins aber erkläre mir, Arnold. Sie sagte, es sei eine Tochter des Oberforstmeisters Cronegk — wie kann sie den Muth haben den Namen zu nennen?“

Wenn der Graf jemals bitter bereute, seiner Gemahlin, vor der er keine Geheimnisse haben wollte, einst alle Verhältnisse seines Hauses vertraut zu haben, so war es jetzt. — „Meine theure Editha, ich habe Dir schon gesagt, daß nicht der Schatten eines Vorwurfs meine Mutter getroffen haben kann und Du magst den Beweis darin sehen, daß sie den Namen so unbefangen nannte.“

Editha lachte spöttisch auf. „Mit achtzig Jahren kann sie das schon. Hast Du denn Alles vergessen, was Du mir selbst erzählt hast? Wie war es denn mit dem armen Paul?“

„Ich habe Dir Alles erzählt,“ erwiderte der Graf unwillig, „aber eben deshalb wirst Du wissen, daß nur unglückliche Mißverständnisse gewaltet haben und ich Dir stets gesagt, daß alle Schuld auf dem Unseligen ruht, der sich zu jenem bellagenswerthen Thun hinreißen ließ.“

„Das hast Du gesagt, es war Deine Pflicht als guter Sohn,“ versetzte Editha. „Wäre es nicht so, wie könnte sonst die gefeierte Reichsgräfin Adelaide Er-

lauch an der Seite ihres Gemahls bis an dessen Lebensende geblieben sein? Ich ehre Deine Pietät, Arnold, aber daß jetzt auf einmal diese Tochter Cronegks auftaucht?! — Wer ist ihre Mutter? Sage mir das oder frage die Mama —.“

„Editha!“ rief Graf Arnold empört, indem er heftig aufstand.

„Nur eine bescheidene Anfrage, lieber Tyrann! Bitte, schone mein!“ sagte sie lächelnd und weder sein Zorn, noch der tiefe Seufzer, der sich seiner Brust entrang, konnte sie entwaffnen. „Laß uns denn diese wunde Stelle, Deine Achillesferse, nicht mehr berühren. Vielleicht klärt ein Blick auf die arme Beaumont Alles auf.“ Sie erhob sich, schlang ihren Arm um den Hals ihres Gemahls und küßte ihn. Das Gefühl seiner Schwäche überkam ihn mit heißer Beschämung, aber das ließ sich nicht mehr ändern.

Im Laufe des Vormittags noch erhielt Pauline Beaumont einen vollständigen Traueranzug, welchen die Gräfin durch ihre Jungfer, mit Hilfe von Näherinnen aus der Stadt, für sie hatte fertigen lassen. Sie legte ihn unter Schauern der Erinnerung an — wie hätte sie ahnen können, sich so bald wieder in schwarzen Krepp hüllen zu müssen? Sie hatte ja Niemand auf der weiten Welt mehr als ihr Kind! Von den wehmüthigen Gedanken, die sie bestürmten, in tiefen Ernst versetzt, trat sie all' ihre Geisteskraft zusammenfassend in den Saal, wo sie dem Sohne ihrer Beschützerin und dessen Gemahlin vorgestellt werden sollte. Ihre Erscheinung machte auf Beide, besonders auf Editha, den überraschendsten Eindruck. Diese hatte erwartet, ein demüthiges dürftiges Wesen zu sehen, bleich, von Kummer gebeugt. Statt dessen trat eine hohe schöne Gestalt ein, deren üppiger Wuchs Edithas kleine Figur beschämte; kein bleiches Gesicht sah ihr mit gramvollen erloschenen Augen entgegen, vielmehr mußte sie die Anmuth dieser Züge, den Teint, vorzüglich das Feuer der großen braunen Augen anerkennen, deren Strahl sie traf — aber weil sie sich dieser Anerkennung nicht entziehen konnte, regte sich kein Wohlwollen in ihrer Brust gegen die Frau, welche sie als einen Gegenstand des Mitleids betrachtete. Sie war wohl keines Mitleides bedürftig, vielmehr Herrin ihres eigenen Schicksals. So dachte wenigstens Editha.

Höflich, aber kalt erwiderte sie die Verneigung der jungen Wittve, als diese ihr vorgestellt wurde, desto freundlicher, vielleicht um den abstoßenden Empfang seiner Frau wieder gut zu machen, sprach der

Graf mit ihr und sie zeigte nicht die geringste Befangenheit dabei. O die schöne Dame ist schon gewohnt mit Männern zu sprechen, sie ist es nicht, welche dabei in Verlegenheit kommt, denn sie ist sich bewußt, daß ihr die Huldigung gebührt — selbst graue Haare entbinden davon nicht. In diesem Sinne äußerte sich später Editha gegen ihren Gemahl und was ihn betraf, so ernsthaft, daß er sich fast gegen ihre Anspielung entschuldigt hätte, das Schlimmste, was ein Mann thun kann. „Sieht sie ihrem Vater ähnlich?“ fragte Editha plötzlich.

Er verneinte es und sie schüttelte den Kopf. „Weißt Du gar nichts von ihm aus seinem spätern Leben?“

„Die Mutter hat mir heute gesagt, daß er noch spät geheirathet hat, ein Mädchen viel jünger als er —.“

„Wie Du, Arnold? Vereuest Du es etwa?“ rief sie mit liebevollem Blicke, indem sie ihm wie zur Verhöhnung den Mund zum Kusse bot. „Die Beaumont mag denn wohl ihrer Mutter ähnlich sehen und ich nehme den Gedanken einer andern Aehnlichkeit, der mir heute als möglich vorschwebte, feierlich zurück. Sie ist schön, mag für die Männer sehr verführerisch sein, aber für mich hat sie etwas Antipathisches und es ist ein Glück, daß wir in Rossenheim bleiben. — Wohnen wir unter einem Dache oder sähen wir uns nur öfter, ich glaube, wir würden uns hassen.“

Der Graf unterdrückte wieder einen Seufzer. Er bekämpfte zwar die Idee, welche Editha geäußert, als eine grundlose, aber er hütete sich allzusehr für die Frau zu sprechen, gegen welche sie nun einmal eine Abneigung gefaßt hatte — und es war ihm vor Allem betrübend, daß sie im Angesicht des ernstesten Ereignisses, welches sie nach Buchau geführt und des feierlichen Actes, dem sie morgen beiwohnen sollte, mit solchen Gedanken sich beschäftigte.

Am nächsten Tage fand das Leichenbegängniß Statt, ganz wie es die Gräfin angeordnet hatte; ihr Sohn hatte nicht das Geringste daran geändert. In dem schwarzangeschlagenen Rittersaale des Schlosses war ein Katafalk errichtet, Kerzen brannten auf hohen silbernen Kandelabern und ringsumher war die ganze düstere Pracht entfaltet, welche seit vielen Geschlechtsfolgen bei dem Ableben des Standesherrn in dieser Halle geherrscht hatte. Die Diener, welche die Todtenwache gehalten, standen zu beiden Seiten des reich mit Wappen und Emblemen verzierten Sarges, der auf einer hohen Estrade ruhte; geräuschlos versammelten sich die übrigen Schloßbewohner, die Beamten und wer sonst

durch besondere Einladung zu der im engern Kreise beabsichtigten Feierlichkeit berufen war. Mehrere Verwandte des Hauses, deren Wohnsitze nicht zu fern lagen, hatten sich eingefunden und waren bei ihrer Ankunft gleich in den Saal geführt worden. Jetzt öffneten sich die Flügelthüren und die Wittve des Entschlafenen erschien, begleitet zur Linken von ihrem Sohne, zur Rechten von dem Geistlichen, der das Todtenamt halten sollte, die junge Gräfin folgte und etwas zurück neben ihr eine fremde Dame in Trauerkleidern, welche Niemand außer einigen Schloßbewohnern kannte; es war Frau von Beaumont. Die unmittelbare Dienerschaft des Hauses schloß den kleinen Zug. Als die Thüren hinter demselben wieder geschlossen worden waren, nahm die ernste Feier mit einem Chorgesang ihren Beginn. Dieser war beendet und nun ereignete sich, was alle Anwesenden ergreifend bewegte und alle Herzen in Betroffenheit über das Nieerlebte höher schlagen ließ: die Wittve des Entschlafenen trat an den Sarg, dessen Deckel geöffnet worden war und sprach zu der Versammlung Worte zu seinem Gedächtniß. Jeder der Anwesenden kannte bereits und ehrte die Kraft ihres Geistes, die sich in ihrem ganzen Leben bekundet hatte, aber die Seelenstärke, welche sie in diesem Momente bewies, indem sie unternahm, was außer den Grenzen alles Herkommens lag, schien Allen an das Uebermenschliche zu streifen. Und es war nicht kalter Gleichmuth, nicht Erstarrung des Herzens einer Greisin, welche nichts mehr fühlt, als daß auch ihre Stunde bald schlagen muß, sondern die Sprache des tiefsten Gefühls, die mit klangvoller bewegter Stimme vorgetragen, alle Gemüther erschütterte, Paulinen am mächtigsten. Sie wurde leichenblaß; von ihren tiefgesenkten Wimpern perlten schwere Tropfen! Ihre Phantasie führte sie weit hinaus in ein fernes Gesilde, sie sah vor sich einen langen Zug von Kriegern, hörte den dumpfen Klang gedämpfter Trommeln, die dreimalige Salve über einem frischen Grabe — sie sah sich selbst herantreten, als wolle sie thun wie die alte Frau, welche ihr hier das Beispiel gegeben hatte. Da verließ sie die Kraft und Besinnung, sie schwankte und wäre ohnmächtig zu Boden gesunken, wenn sie nicht Graf Arnold, der ihr zunächst stand, mit seinem Arme gestützt hätte. Diese Berührung gab ihr schnell das Bewußtsein zurück, sie erröthete nun eben so glühend als sie vorher tödtlich erblaßt war und war gestählt für Alles, was noch folgen sollte. Niemand schien ihre Schwäche bemerkt zu haben. — Aller Augen waren auf die Gräfin gerichtet, welche

ihre kurze Rede eben beendet hatte und zurücktrat, einen unbergesslichen Eindruck hinterlassend. Der Geistliche sprach darauf ein Gebet und ein Chorgesang beendigte diese besondere Feier, worauf die Flügelthüren der entgegengesetzten Front für die allgemeine größere Versammlung geöffnet wurden, die sich unterdessen in der Reihe der anstoßenden Zimmer vereinigt hatte. Es waren die Nachbarn und Freunde des Hauses, Herren und Damen des Landadels, es waren viele Officiere aus der nahegelegenen Festung, mit ihrem greisen Commandanten, der ein naher Freund des Verstorbenen gewesen, und außerdem aus der Umgegend und den beiden kleinen Städten, die zur Standesherrschaft gehörten, nicht allein Deputationen der Behörden und Corporationen, sondern auch zahlreiche Einwohner, denn es war bekannt geworden, daß Alles Zutritt haben sollte, so weit der Raum es irgend gestatte.

Die kirchliche Einsegnung fand dann mit einer längern Rede des Geistlichen in üblicher Weise Statt, dann wurde der Trauerzug angeordnet, welcher mit allem Gepränge alterthümlicher Formen den Sarg nach der Gruft geleitete, die in der Pfarrkirche außerhalb des Dorfes lag. Der ganze Kirchweg in seiner Länge war zu beiden Seiten mit einer Menschenmenge besetzt, welche auch aus weiterer Entfernung herbeigeströmt war, um die Pracht des Leichenbegängnisses anzustarren.

Als endlich Alles vorüber war, die Glocken verstummten und die Wagen der Theilnehmer, welche dem Grafen Albrecht von Windeck die letzte Ehre erwiesen hatten, in allen Richtungen hinwegfuhren, standen die Menschen noch lange in Gruppen umher, das Geschaute zu besprechen und Betrachtungen anzustellen, wie es sich nun unter dem jungen Grafen, wie man den Erben trotz seiner Jahre noch immer nannte, in der Herrschaft Buchau gestalten werde.

„So lange die alte Gräfin lebt,“ sagte Einer, der wohl eine Einsicht haben konnte, „bleibt Alles, wie es gewesen ist.“

Darin hatte er Recht.

Auch in den Wagen, welche mit den Zeugen der Feierlichkeit dahin rollten, wurde noch manches Wort über die Verhältnisse des Hauses Windeck gewechselt, am lebhaftesten in einem, wo zwei Nachbarn und Freunde, die sich dazu vereinigt hatten, zusammen saßen. „Du hast nun Deinen Wunsch erreicht,“ begann der Eine, sobald sie unterwegs waren. „Ich habe sie auch genau betrachtet: sie ist wirklich sehr schön — weißt Du jetzt etwas Näheres über sie?“

„Nicht viel mehr als mir schon der Wirth aus der Seefenke in Hoffnung auf ein Botenlohn unaufgefordert berichtet hatte,“ erwiderte der Andere. „Sie ist eine verwittwete Baronin von Beaumont, welche grade am Todestage des Grafen zum Besuch auf Buchau eingetroffen ist. Zeit und Ort waren heut nicht angehan, nähere Erkundigungen anzustellen, doch habe ich vernommen, daß sie eine Verwandte der alten Gräfin ist, wie auch ihre Trauerkleidung bewies, daß sie dem Hause angehören muß.“

„Sie stand ihr sehr schön —“ bemerkte der Andere. „Dein Blick verließ sie keinen Moment, Telnitz!“

„Lieber möchte ich sie in lichten Farben sehen, in Farben des Lebens und der Jugend!“ rief Telnitz. „Sie wird aber auf unbestimmte Zeit hier bleiben und so hoffe ich denn, wenn die Trauerwochen vorüber sind, sie kennen zu lernen. Ich habe nie ein weibliches Wesen gesehen, das beim ersten Blick einen solchen Eindruck auf mich gemacht hätte. Lache nicht, Koll. Diesmal bin ich im vollkommensten Ernste und es ist wohl endlich an der Zeit, daß ich vernünftig werde.“

Koll wurde durch diese Aeußerung noch mehr erheitert und lachte ganz ausgelassen, unbekümmert, ob der Kutscher das für eine Rückkehr vom Kirchhofe unpassend finden möge. „Da sieht man den heilsamen Einfluß des Landlebens!“ sagte er. „Du hast Dich kaum angekauft, blasirt gegen alle Freuden der großen Welt, die Du verlassen und, wie ich argwohne, ausgelostet, ein Feind des weiblichen Geschlechts, — ich will die Ursachen nicht untersuchen — als schon die gesunde Luft, die uns, die Altangesessenen, umweht, sich auch an Dir bethätigt und Dich wieder menschlich und natürlich fühlen lehrt. — Du hast wohl gar Dein Auge in Heirathsgedanken auf die schöne Wittve geworfen?“

Auf Telnitz machte diese Rede einen räthselhaften, scheinbar verlegenden Eindruck, doch sagte er sich schnell und zog die Lippen verächtlich in die Höhe. „So weit bin ich denn doch noch nicht heruntergekommen!“ erwiderte er. „Verzeihe mir — Du bist jetzt verlobt und von Deinem neuen Standpunkte finde ich das auch ganz in der Ordnung, Du fühlst Dich glücklich dabei, ich gratulire Dir — was ich sagte, bezog sich nur auf mich. Heirathen würde für mich eine Invaliditätsklärung für das Leben sein.“

Koll wurde ernst. „So hatte ich Deinen Vorsatz vernünftig zu werden, falsch verstanden,“ sagte er.

„Nach Deiner letzten Erklärung ist er mir überhaupt unverständlich. Nennst Du es vernünftig werden, wenn Du den Eindruck, welchen die junge Frau

auf Dich gemacht hat, in frivoler Weise hegst, vielleicht gar Hoffnungen darauf baust, die — Dir nicht eben zur Ehre gereichen —?“

„Freund, Du predigst wie der Pastor, den wir eben gehört haben,“ versetzte Telnitz. „Nimm an, es sei mit jenem Vernünftigwerden nur eine Anwandlung gewesen, von welcher ich, als Du das ominöse Wort Heirathen diabolisch gelassen aussprachst, schnell geheilt worden bin. Ich bleibe der ich war, das kann ich nicht ändern. Auch will ich mich nicht besser stellen als ich bin. Die schöne Frau hat mir durch den ersten Blitz aus ihren Sonnenaugen, der mich traf, eine Leidenschaft eingelöst, die mich verzehren muß, wenn es mir nicht gelingt ihr Herz zu gewinnen. Ich weiß wohl, daß ich zu faheln anfangen und mich bei Dir lächerlich mache, vielleicht noch mehr. Aber heute, als ich sie wieder sah, wie eine Königin der Schönheit unter der abstoßenden Masse von Häßlichkeit rings um sie her —.“

„Die kleine niedliche Gräfin wirst Du doch ausnehmen!“ unterbrach ihn Koll, um seine bis zur Heftigkeit gesteigerte Rede auf eine andere Bahn zu lenken.

„Niedlich, ja für den Nippetisch. Ihr Zügürchen war in Schwarz trotz aller Bouffirung durch Crinolinen und Schleier fast zu Nichts reducirt. Ich ehre sie aber doch, weil sie mir die Garantie giebt, daß die Trauerzeit nicht einen Tag länger dauern wird als die Etikette des erlauchten Hauses vorschreibt. Diese Kleinen von Napoleons Ungnaden mediatisirten Souveraine des heiligen römischen Reichs richten sich in allem nach dem Style der großen Höfe, denen sie in Bezug auf mögliche Heirathen noch ebenbürtig geblieben sind — und so viel ich weiß, dauert die Trauer dort nicht länger als sechs Wochen. Ihre Erlaucht, die Gräfin Editha, wird sich also bald wieder möglichst verputzt zeigen können und ich darf hoffen, die Frau, der sie nur zur Folie dienen wird, binnen kurzem in freundigern Farben zu sehen als in denen des Todes!“ Er schauderte unwillkürlich, aber der Freund bemerkte das nicht.

„Glaubst Du, die alte Gräfin werde sich, was auch ihre Trauerzeit sein möge, viel in Gesellschaft zeigen oder in Buchau das frühere großartige Leben wieder erneuern? Mache Dir darüber keine Illusionen. Mit dem heutigen Tage hat sie abgeschlossen. Sie wird hier residiren, so lange sie noch lebt und ihr Sohn, den sie stets in strenger Botmäßigkeit gehalten,

denkt gewiß nicht daran, seinen Sitz hierher zu verlegen, wenn es seine kleine Frau, gegen die er sehr schwach ist, nicht wünscht, aber eben deshalb werden die sonst so gastfreien Pforten von Buchau fortan hermetisch verschlossen sein.“

„Das wird, das muß sich finden, wenigstens für mich!“ rief Telnitz. „Irgend ein Talisman wird sich doch entdecken lassen, den hermetischen Verschluss zu sprengen. Ich kann mir nicht denken, daß die junge Frau in der Pracht ihrer Reize auch mit dem Leben abgeschlossen hat und sich hier mit der alten Dame einsperren wird. Dem Sturm von Außen kommt vielleicht Einverständnis von Innen zu Hilfe! Das zu gewinnen, ist meine Sorge. — Hast Du gehört, daß die Gräfin ihrem Manne selbst die Leichenrede gehalten hat?“

„Ich weiß es,“ erwiderte Koll. „Das Urtheil der Welt wird verschieden über diesen Schritt ausfallen — jedenfalls muß man die Seelenkraft bewundern, die es ihr möglich machte. Obermann war gestern bei mir, der Maler. Er hat ein Bild von sich, das er gemalt und ohne von dem Todesfalle etwas zu wissen, nach Buchau gebracht, und sie hat es mit der größten Seelenruhe in Augenschein genommen und Aenderungen bestellt im Ausdruck ihres Gesichts und in der Kleidung. Ist das Seelengröße oder Abgestumpftheit des Alters? Die Welt wird auch darüber ihr Urtheil aussprechen. Jedenfalls ist die Gräfin eine Frau, für welche der gewöhnliche Maßstab nicht paßt.“

„Gewiß! Ich gestehe, daß sie auch mir imponirt hat, so oft ich während der kurzen Zeit meiner Ansiedelung in hiesiger Gegend in ihre Nähe gekommen bin. Möchte sie nur das blühende Leben, das sich ihr jetzt angeschlossen hat, wie eine Rose an eine verwitterte Ruine, nicht knechten oder gar knicken!“

(Fortsetzung folgt.)

Fenilleton.

(Erinnerungen an Fürst Blücher.) Es ist immer erfreulich, wenn man sieht, daß das Gedächtniß an edle große Männer eines Volkes von Zeit zu Zeit aufgefrischt wird, damit sie jedem Zeitalter als Musterbild vorsehweben, denen die Jugend nachstreben und gleich werden soll. In diesem Sinne fassen wir die vor kurzem erschienene Schilderung des Se-

minarlehrers Fr. Ed. Keller: „Fürst Blücher von Wahlstadt. Der Held der deutschen Freiheitskriege“ (Glogau, L. Flemming) auf. Sie ist mit Wärme und Vorliebe geschrieben, wie sich ja das bei einem Lebensbild nicht anders erwarten läßt, das einen Blücher zum Vorwurf hat. Wir benutzen diese Gelegenheit, manche vielleicht weniger bekannte Charakterzüge unsers Helden schärfer hervorzuheben. Der schnelle Blick und die blitzartige Ausführung seiner Conceptionen scheinen den Fürsten schon von früher Jugend eigenthümlich gewesen zu sein; wenigstens hat sein Biograph mehrere Gefechte aus dem Tagebuche hervorgehoben, die bereits während der Rheincampagne den tapfern und talentvollen Reitergeneral kennzeichneten und bei seinen Gegnern gefürchtet machten.

Blücher war ein geborener Soldat und diente, wie man zu sagen pflegt, mit Leib und Seele. Dies zeigte sich schon in seiner Jugend. Sein Vater, ein in Mecklenburg begüterter Edelmann, der früher selbst im preussischen Heere gedient hatte, flößte seinen Söhnen den kriegerischen Geist, der ihn selbst befeelte, von früher Jugend ein, und Gebhardt Lebrecht, der spätere Feldmarschall, erhielt eine Erziehung, die mehr den Körper ausbildete und stärkte als den Geist. Beim Beginn des siebenjährigen Krieges, als von Regensburg aus ein Heer gegen Friedrich II. geworben wurde und Blüchers Vater nicht wünschte, daß seine jüngsten Söhne gegen Preußen fechten sollten, sandte er sie zu seinem Schwiegerohn, Herrn von Kradowitz, auf Rügen. Hier war es, wo in dem jungen Blücher zuerst die Kriegslust erwachte. Auch Schweden, dem die Insel Rügen gehörte, nahm Partei gegen Friedrich II. und schickte ein Husarenregiment nach Rügen, um die Interessen Schwedens zu wahren. Die beiden jungen Blücher erklärten plötzlich, daß sie Husaren werden wollten und ließen sich davon weder durch die Vorstellungen des Schwagers, noch durch die Bitten und Vorstellungen der Schwester abwendig machen. Erst später vertauschte Blücher den schwedischen Dienst mit dem preussischen. Der Eifer und die Thätigkeit, mit der er seinen Dienst verrichtete, erweckten ihm die Zuneigung seiner Kameraden und die Liebe seiner Vorgesetzten und noch in seinen spätern Jahren gedachte er dankbar der Majore von Belling und Pobscharsky, weil er unter ihrer Führung den Grund zu dem gelegt hätte, was er später war. Nur einer machte davon eine Ausnahme, der General von Lassow. Beide Charaktere vertrugen sich nicht und Blücher, der seinen Groll nicht verheimlichen konnte, wie er denn einst, wo der General seinen Rittmeister um den Besitz eines schönen Pferdes beneidete, und durch Unterhändler um dasselbe handeln ließ, als er endlich den Namen des eigentlich Bietenden erfuhr, unwillig ausrief: „Jedem Andern für fünfzig Friedrichsd'or, der General aber muß hundert geben, sonst wird nichts daraus.“ Diese Worte wurden dem General dienstfeurig wieder hinterbracht und stimmten denselben immer ungünstiger.

Die Gelegenheit, diese Stimmung thatsächlich wirken zu lassen, fand sich nur zu bald. Eine eigenmächtige Handlung Blüchers, die ihm auch eine verhältnismäßige Strafe zuzog,

veranlaßte den General, beim König dahinzuwirken, daß der Rittmeister von Blücher bei dem nächsten Avancement übergangen werde. Als nun bald der Major von Zülow seine Entlassung nahm, dem Blücher als nächster Nachfolger stand, wurde nicht diesem, sondern einem Herrn von Jügersfeld die Führung der Schwadron übertragen. Blücher war über diese willkürliche Uebergehung so erzürnt, daß er in einem gereizten Schreiben an den König seinen Abschied forderte. Das Schreiben lautete: „Der von Jügersfeld, der kein anderes Verdienst hat, als der Sohn des Markgrafen von Schwedt zu sein, ist mir vorgezogen. Ich bitte Ew. Majestät um meinen Abschied.“ Friedrich II. ward dadurch nicht minder gereizt und antwortete darauf eben so kurz und entschieden: „Der Rittmeister von Blücher ist seines Dienstes entlassen und kann sich zum Teufel scheeren.“

Diesen Abschied, den er doch wohl nicht in dieser Form erwartet hatte, schmerzte Blücher um so tiefer, da er gerade im Begriff stand sich zu verheirathen und zwar mit einer Tochter des sächsischen Obersten v. Medling, Generalpächters der Herrschaft Plotow, die sich durch außerordentliche Schönheit, Anmuth und Bildung des Geistes auszeichnete. Blücher hatte mit der Vollziehung dieser Verbindung nur gezögert, weil er sicher auf die Verleihung einer Escadron gewartet. Der Abschied und die Ungnade des Königs schienen dieses Verhältniß ganz zerstören zu sollen; doch ging es ohne feindlichen Einfluß vorüber. Die Braut wollte von einer Rückgabe seiner Zusage nichts wissen, der künftige Schwiegervater übergab Blücher das Gut Gerrisunde in Unterpacht, da dieser kein väterliches Vermögen besaß und Blücher wandte sich mit solchem Eifer den friedlichen Beschäftigungen seiner frühern Jugend wieder zu, daß sich nach einigen Jahren seine Verhältnisse so gebessert hatten, daß er das in Pommern gelegene Gut Groß-Radow bei Regenwalde kaufen konnte. Doch trotz der steigenden günstigen Entfaltung seiner ihm aufgedrungenen bürgerlichen Situation erwachte immer lebhafter in ihm der Wunsch wieder in seine frühere militairische Laufbahn einzutreten und seit dem Jahre 1778 wandte er sich wiederholt an den König mit der Bitte, ihn wieder in sein Regiment einzusetzen; doch Friedrich II. blieb auf seinem einmal gefaßten Entschlusse fest und jedes neue Bittschreiben wurde mit den Worten: „Nicht nichts!“ — „Das ist nichts!“ abgefertigt; ja der König wollte sich sogar damit nicht einlassen, Blüchers Eintritt in holländische Dienste zu begünstigen. Erst als der König am 17. Aug. 1786 gestorben war und sein Neffe Friedrich Wilhelm III. den Thron bestiegen, hatte ein erneuertes Gesuch, das Blücher an den General von Bischoffswerde richtete, einen günstigeren Erfolg. Er erhielt die Anzeige, daß der König ihn bei seiner Rückkehr aus Königsberg in Pommern sehen werde. Dies geschah in der That und bald darauf ward Blücher am 28. März 1787 als Offizier in demselben Regimente angestellt, dem er früher angehört hatte. Bald fand sich auch Gelegenheit, seinen seltenen Muth, Besonnenheit und Treue zu beweisen, als Preußen der Coalition beitrug. Bald waren Blücher

und seine Husaren gefürchtete Gäste auf französischem Boden, denn er ließ keine Gelegenheit vorüber, wo er sich auszuzeichnen Anlaß fand. Als am 4. Juli 1793 auf einer Reconnoissance der General von der Goltz tödtlich verwundet und Blücher das Commando über die Vorposten des rechten Flügels erhielt, war sein erster Gedanke, den Fall dieses tapfern Generals zu rächen. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß die Franzosen am andern Tage die allirten Preußen und Oesterreicher wieder überfallen wollten. In seinen Händen waren nur 600 Mann Infanterie und 200 Husaren. Mit dieser kleinen Macht umstellte er das Dorf Seinghin an der Manquese, daß er den Feind leicht ganz zu vernichten hoffte. Mit Tagesanbruch kam dieser angerückt, gerieth wirklich in die Falle und die Infanterie ward gefangen, die Reiterei zusammengehauen. Einen ähnlichen Erfolg hatte eine andere Affaire am 14. August, wo die Franzosen 500 Mann verloren. Es war bei Tournay, wo die Preußen ein Lager bezogen hatten und einen Ruhetag hielten. Blücher hörte auf der Linie der österreichischen Vorpostenkette ein anhaltendes Schießen. Wie die Allirten sich stets gegenseitig unterstützten, so ließ auch Blücher seine Schwadron aufstehen, führte sie durch einen Wald und kam gerade zeitig genug, den Oesterreichern zum Siege über die Franzosen zu verhelfen, die in wilder Flucht auseinanderstoben.

Ein solcher Führer, bei dem Entschluß und That eins zu sein schien und dem der Sieg wie selbstverständlich auf dem Fuße folgte, mußte wohl auch das begeisterte Vertrauen seiner Leute schnell gewinnen. Dazu trug noch bei, daß Blücher ein Herz für seine Untergebenen besaß, so daß Keiner der Seinen verlassen war; wie er denn einst bei Lürkheim drei Husaren, die von dem Feinde barbarisch ermordet waren, schon am nächsten Tage dadurch rächte, daß er eine überlegene französische Colonne in einen Hinterhalt lockte und sie niedermachte. So kann man die Rhein-campagne für Blücher wenigstens als Vorbild für die späteren Feldzüge in den Jahren 1812, 1813 und 1814 ansehen.

Die dem angezeigten Buche angehängten Anekdoten beweisen mehr als Alles die Anspruchslosigkeit des berühmten Feldherrn und den heitern Sinn, der den greisen Helden bis in sein spätestes Alter begleitete. Man weiß, wie wenig er seine Siege sich selbst zuschrieb, sondern immer den Grafen Gneisenau als den wahrhaften Urheber der glänzenden Waffenthaten hervorhob, die ihm zum Ruhm angerechnet wurden. Komisch aber ist folgende Anekdote, die vielleicht den Lesern dieser Blätter unbekannt sein wird. In seinem letzten Lebensjahre besuchte Blücher noch einmal seine Vaterstadt Rostock und einen Jugendfreund und Spielfameraden, den er daselbst aufgefunden hatte, bei welchem er sein Quartier aufschlug. Derselbe hielt auf seinem Hofe einen Kranich, der frei umherstolzerte, mit den Kindern und auch sonst mit Personen, die er kannte, gern spielte, während er gegen andere

Personen, die ihm weniger bekannt waren, auch oft sehr bissig sich zeigte. Eines Tages, als Blücher am Fenster saß, spielten die Kinder mit dem langen Duna und der Feldmarschall amüsierte sich an dem lustigen Treiben so, daß er es im Zimmer nicht mehr aushalten konnte und bald auf dem Hofe und neben dem Kraniche stand, der die ihn neckenden Knaben verfolgte. Die letzteren schrien jetzt: „Goh! weg, Blücher! de Ahbebaar is bittig!“ — „Dummen Jungs!“ brummte Blücher in den Bart, „denkt Ihr, ich fürchte mir vor der Beest?“ Damit that er einen kräftigen Zug aus seiner Pfeife, trat herausfordernd auf den Vogel zu und hielt ihm die dampfende Pfeife unter den Schnabel. Der Vogel stellte sich gravitatisch auf seine langen Beine, sträubte seine Federn, sah seinen Verfolger von der Seite an, sperrte den Schnabel auf und — knicks! fiel die Pfeife in zwei Stücken zur Erde. Blücher war darüber erschrocken und gab dem Thiere einen Klapps auf die Flügel. Damit machte er die Sache nur schlimmer; denn alsbald schoß es, laut schreiend und mit den Flügeln schlagend, auf Blücher los, jagte diesen drei Mal um den Hof herum und nöthigte denselben endlich im Hause eine sichere Zuflucht zu suchen. Ganz erschöpft, ärgerlich und doch über sich selbst lachend, erreichte er sein Zimmer und nahm es nicht übel, als ihn der heitere Freund beim Mahle mit dieser Flucht aufzog.

— r —

(Ein neues Jubiläum.) In unserer Zeit, die so eifrig allen noch irgend zu feiernden Jubiläen nachspürt, ist es gewiß höchst bedauerlich, daß aus Vergeßlichkeit der Geschichtsfreunde die wichtige Notiz ganz unbeachtet geblieben ist, daß im Jahre 1362 die ersten Stednadeln zu Nürnberg erschienen. Wir unternehmen es nicht, alle die Punkte aufzuzählen, die bei einem solchen Feste berührt werden könnten, ja müßten, um ihm einen höhern Glanz zu verleihen: die culturgeschichtliche Wichtigkeit der Stednadel, ihr industrieller Einfluß, die Leichtigkeit ihrer poetischen Verherrlichung — kurz, das Alles ist vorbei, weil elender blasser Neid und schmähliche, vielleicht auch wissenschaftliche Verleumdung der hohen Verdienste der Stednadel um das Familien-, wie Staats- und bürgerliches Leben verhindert hat, ein Fest zu begehen, das wahrscheinlich das gesammte Ausland mit uns gefeiert haben würde.

— r. —

Berichtigung. In voriger Nummer sind auf Seite 376 drei häßliche Fehler stehen geblieben, die wir zu berichtigen bitten:

1. Spalte Zeile 9 v. oben l. strassbaren anstatt strasenden
2. „ „ 1 „ „ sie in die Hände „ sich l. d. S.
2. „ „ 21 v. unten „ Gerücht anstatt Gerücht.

— Im Feuilleton der Rodenzzeitung No. 33 von d. J. ist ein Artikel „ein grausamer Vater“ aus dem Werke „Wallfahrt durch's Leben von einem Sechshundsechzigjährigen“ mitgetheilt worden. Nachdem mir von den Hinterlassenen des verstorbenen Feldpropstes Offelmeyer nachgewiesen worden, daß jene aus der „Wallfahrt“ entnommene Geschichte vollständig erdichtet ist, halte ich mich für verpflichtet, dies, wie hiermit geschieht, bekannt zu machen und überlasse ich die Verantwortung dem „Wallfahrer“.

D. Redact.

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.,
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Aus der Fremde.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

5.

Im Schlosse war nach der Trauerceremonie nur eine kleine Gesellschaft zurückgeblieben, nur die Verwandten des Hauses, welche noch mehr oder minder hier zu verweilen gedachten, einige der nähern Bekannten und Freunde, der Festungscommandant und ein Paar von den ältern Offizieren, die eine ausdrückliche Einladung erhalten hatten. Graf Arnold übte die Gastfreundschaft in seinem neuen Besitztum und seine Gemahlin machte die Honneurs der Tafel; die alte Gräfin hatte sich nun ganz zurückgezogen, die Anstrengung, die sie sich, allgemeines Aufsehen erregend, durch ihre Worte am Katafalk auferlegt hatte, mochte nun doch ihre Kraft erschöpft haben. Mit ihr war auch die Baronin Beaumont unsichtbar und es waren Viele in der Gesellschaft, die es, auch ohne die Sinnesart des Herrn von Telnitz zu theilen, bedauerten; die Erscheinung der schönen Fremden, von welcher man wenig mehr als den Namen erfuhr, hatte viel Interesse geweckt.

„Ich habe ihren Mann gekannt,“ sagte der greise Festungscommandant, als von ihr bei Tafel die Rede war. „Er stand eine Zeit lang unter mir und ich habe ihn schätzen gelernt. Er ist als ein braver Soldat gestorben — sonst hätte er gewiß eine glänzende und schnelle Laufbahn gemacht.“

„Er war auch sehr reich, so viel ich gehört habe,“ bemerkte ein Anderer.

„Das war er,“ bestätigte der Commandant, „und so wird wenigstens von dieser Seite die arme junge Frau nicht mit Sorgen zu kämpfen haben. — Wir sprechen jedoch indiscret über Dinge, welche Ihr Erlaucht besser wissen als wir,“ wandte er sich an die Gräfin Editha, welche ihm gegenüber saß und ihrem Nachbar, als dies Gespräch begann, mitten in ihrer Unterhaltung ziemlich zerstreute Antworten gegeben hatte.

„Leider kann ich Eurer Excellenz diesen Trost für die arme Baronin nicht lassen,“ sagte sie jetzt als der General sie anredete. „Alles Vermögen, welches Herr Beaumont besessen hat, war Majorat — und da sie nur ein kleines Mädchen hat, so ist es ihr nicht zugefallen.“

Der alte Soldat hatte die Erörterung, in welche er sich eingelassen hatte, mit Recht indiscret genannt, was sollte man zu der jungen Gräfin sagen, die sich weiter über die Verhältnisse ihrer Cousine ausließ? Wer aber die kleine Gräfin Editha kannte, mochte sich darüber nicht wundern. Dem Blicke ihres Gemahls, der einen Moment auf ihr ruhte, setzte sie ein

trogiges Kräuseln ihrer feinen, rothen Lippen entgegen.

Nachdem die Tafel endlich aufgehoben war, ein Theil der Gesellschaft, darunter die meisten Nachbarn und alle Offiziere, sich empfohlen und der zurückbleibende seine Zimmer aufgesucht hatte, war Graf Arnold mit seiner Gemahlin allein, zum ersten Male an diesem Tage, seit sie sich zu der Feier, vor welcher Editha eine große Scheu gefühlt, begeben hatten. Jetzt athmete sie erleichtert auf.

„Nun, Arnold,“ sagte sie, „wann werden wir abreisen?“

„Das läßt sich noch nicht recht bestimmen,“ erwiderte er. „Es muß noch so Mancherlei geordnet werden, das nicht zu übereilen ist. Auch dürfte der Mama wohl Zeit gegönnt werden sich etwas zu fassen und zu erholen.“

„Ich glaube, sie ist gefasster als Du,“ sagte Editha. „Wenn sie im Stande gewesen ist eine Leichenpredigt zu halten und sich dadurch dem Gerede des ganzen Landes auszusetzen, so bedarf sie keiner Erholung, davon bin ich wenigstens überzeugt. Und wenn noch Geschäfte abzumachen sind, so kann es auch schriftlich geschehen. Ich hoffe daher, wir werden recht bald abreisen. Oder solltest Du Dich nicht trennen können?“

Er blickte sie arglos fragend an, da er den Sinn ihrer Worte nicht verstand.

„Wie unschuldig er thut!“ rief sie. „Glaubst Du, ich bemerke es nicht, wie diese allgemein bewunderte Kofette auch Dir gefällt? Weinst Du, ich habe es nicht gesehen, wie sie Dir heute in den Arm gefallen ist?“

„Aber, liebe Editha, ist es möglich, daß Du im Ernste sprichst?“ erwiderte er unangenehm berührt. „Freilich konnte mir eine solche Auslegung Deiner Frage nicht in den Sinn kommen! Warum nennst Du die arme Frau eine Kofette und beurtheilst sie hart, daß sie bei der Feierlichkeit, die sie nur zu schmerzlich an ihr eigenes Unglück erinnern mußte, einen Moment die Fassung verlor?“

„Deine Kindlichkeit ist wahrhaft rührend,“ entgegnete sie. „Es gehört dazu eine schier fünfzigjährige Abgeschiedenheit von der Welt, wie Du sie als Seigneur vom alten besetzten Grundbesitz aus Vorliebe für das Landleben geführt, um eine so raffinierte Kofetterie nicht zu durchschauen und sich gar von ihr unbewußt fangen zu lassen. Ich sage Dir, diese Anwandlung von Ohnmacht war nur ein feines Spiel, sie würde nicht schwach geworden sein, wenn kein

Mann in der Nähe gestanden hätte, sie in seinen Armen aufzufangen. Du bist schon von ihr bezaubert und weißt es nicht.“

„Schäme Dich, Editha,“ sagte er, aber er war doch in Verlegenheit gesetzt durch ihre Rede.

„Wie er noch roth wird mit seinem grauen Haar!“ rief Editha lachend. „Sei mir dankbar, daß ich Dich aufmerksam mache, da es noch Zeit ist und laß uns so bald als möglich abreisen. Sagte ich Dir nicht bei der ersten Begegnung, daß diese Frau etwas Antipathisches für mich habe? Es war eine Ahnung, die mich vor ihr warnte. Jetzt hasse ich sie. Wir reisen bald, nicht wahr?“

„Du weißt, daß ich Deine Wünsche immer gern erfülle,“ antwortete der Graf. „Auch dies Mal bin ich bereit dazu, nur bedenke, daß es doch auffallend sein würde, wenn wir unmittelbar nach der Bestattung die Mutter verließen, wenn wir nicht wenigstens einige Tage —“

„Gut, zwei Tage denn!“ unterbrach ihn Editha. „Heute und morgen. Mich drückt die Luft in diesem alten düstern Gemäuer, es greift nach mir, wie die Lebensart im Volksmunde sagt. Wenn ich mein schönes Nossenheim und wieder fröhliche Menschen um mich sehe, wird mir erst wohl sein. Wie lange trauert man in Eurer Familie? Hoffentlich nicht ein halbes Jahr oder gar ein Jahr, wie bei gemeinen Leuten?“

Dem Grafen that diese Frage weh, er wußte sie auch nicht zu beantworten.

„Die Mama war älter als Dein Vater, nicht wahr, um zehn oder zwölf Jahre?“ begann Editha nach einem kurzen Schweigen wieder. „Sie betonte mit einer gewissen Ostentation ihre Achtzig. Bei uns ist das Verhältniß umgekehrt und noch bedeutender, Arnold — hast Du es Dir berechnet? Ich bin einundzwanzig Jahre und Du —? Aber die erste Frau Deines Vaters war sehr jung, als sie starb, nicht wahr?“

„Ich habe Dir das Alles ja oft erzählt — auf Deinen Wunsch,“ entgegnete er. „Laß uns heute doch von andern Dingen reden — Du kannst Dir wohl denken, daß mein Gemüth tief bewegt ist, auch wenn ich den Tod meines Vaters erwarten mußte.“

„Ich weiß es, Du bist ein treuer Sohn gewesen,“ sagte Editha nun mit verändertem Tone. Sie lehnte ihren Kopf an seine Brust und er schloß sie bewegt in seine Arme. Sie war ein verwöhntes eigenwilliges Kind, aber von Grund des Herzens, so sagte er sich, doch so gut, nur eben capriciös, jedem Eindruck zu-

gänglich und leider auf Außerlichkeiten allzuviel Gewicht legend. Als er, der Fünfzigjährige, von ihrem Liebreiz seinem langen Junggesellenleben abwendig gemacht, um ihre Hand sich beworben hatte, war sie ihm nur als ein harmloses Kind erschienen, das sich ihm bildsam wie Wachs anschmiegen werde, die Form von seinem reifern Geiste erwartend. In dieser Hinsicht hatte er jedoch überraschende Erfahrungen gemacht.

Pauline ahnte nicht, daß sie ohne ihr Wissen und Wollen sich schon eine Feindin hier erweckt habe; hätte sie es aber auch gewußt, es hätte sie wenig bekümmert. Sie war es aus den Kreisen, in denen sie sich früher bewegt hatte und mit Auszeichnungen aller Art gefeiert worden war, schon gewohnt von Frauenaugen mißlieblich betrachtet zu werden und wie sie von ihrem ersten Auftreten oder dem Ausdruck der Gesellschaft: „Ausgehen,“ die Unterhaltung mit Männern stets der mit Frauen vorgezogen hatte, waren ihr die letztern und was diese von ihr dachten und sagten, längst gleichgiltig geworden. Ihr Stolz und ihre Reinheit schützten sie davor, sich irgend etwas zu vergeben — wie liebenswürdig sie auch gegen die Männer war und Zeden, der ihr nahe, für sich einzunehmen wußte, wagte dennoch Niemand die Grenze zu überschreiten, welche sie selbst mit unsichtbarem Zauberstabe um sich zog, und auf dies Bewußtsein gestützt, blickte sie frei dem Neide und der heimlichen Bewachung ihrer Schritte in das Auge. Eine Kolette, wie heute, mochte sie oft schon genannt worden sein, aber ihr Ruf war auch von ihren Feindinnen noch nie angetastet worden.

Die alte Gräfin ließ gegen Abend wissen, daß es ihr lieb sein werde sie bei sich zu sehen und sie leistete der Aufforderung schnell Folge. Auf den ersten Blick bemerkte sie, daß die Frau, welche ihr heute wie eine Heldin der antiken Dichtung erschienen, nun doch dem Menschlichen, dessen Schranken sie nicht gebannt hatten, ihren Tribut zollte, sie war äußerst angegriffen, kein Wunder nach den Vorgängen dieses Tages. — „Setze Dich zu mir, Pauline, bleibe bei mir!“ sagte sie mit schwacher Stimme. „Mir ist sehr einsam zu Muthe!“ War es möglich, daß von ihren Lippen ein solches Wort kommen konnte?

„Wie alt warst Du, als Dein Vater starb?“ fragte sie dann, nachdem Pauline sich zu ihr gesetzt und ihr wohlthuende Worte des Mitgeföhls gesagt, für welche sie ihr dankbar die Hand gedrückt hatte.

Pauline nannte ein sehr frühes Alter und auf

die Frage, ob sie sich ihres Vaters noch deutlich entsinne, mußte sie nein antworten. Sie wußte aus ihrer Kindheit überhaupt sehr wenig und schien sich erst spät entwickelt zu haben, da sie mit ihrer Mutter in völliger Zurückgezogenheit gelebt hatte, bis sie nach deren Tode in ein Fräuleinstift aufgenommen worden war. Die Gräfin erfuhr diese einfache Vergangenheit von ihr, als sie nach ihrer Jugend forschte. „Deiner Mutter Züge sind aber Deinem Gedächtnisse eingepägt?“ fragte sie dann.

„O ja! Sie war nicht schön, aber so herzinnig, so lieb!“ sagte Pauline. „Manchmal glaube ich, daß meine Anna ihr ähnlich werden kann. Das Kind ist so still und schweigsam, das war meine Mutter auch.“

Die Gräfin schwieg und sah lange mit gesenkten Augenlidern vor sich hin, als sei ihre Seele der Gegenwart ganz entfremdet. Dann blickte sie auf und begann mit viel festem Tone zu reden. „Ich bin es Dir schuldig,“ sagte sie, „Dir zu erklären, wie ich zu dem Wunsche gekommen bin Dich bei mir zu haben und zugleich, daß ich für Dich gesorgt, denn es wäre gewissenlos von meiner Seite gewesen, Dich ohne eine gesicherte Zukunft an mich fesseln zu wollen, da mich der morgende Tag vielleicht schon abrufen kann. Dein Vater stand in verwandtschaftlichen Verhältnissen zu mir; wie entfernt diese auch sein mochten, wurden sie doch stets anerkannt und er war mein Jugendfreund. Später haben wir uns wenig gesehen — ich vermählte mich, und Dein Vater, der in meinem Heimathlande eine ehrenvolle Stellung im Staatsdienste bekleidet hatte, legte dieselbe nieder, um in südlichen Gegenden, die er sehr liebte, seinen Aufenthalt zu nehmen, vielleicht auch, um dort Genesung zu suchen, da seine Gesundheit, wie man mir sagte, sehr schwankend geworden war. Dort hat er denn wohl Deine Mutter kennen gelernt und sich auch vermählt, schon in vorgerückten Jahren, wie Du wissen wirst.“

„Ja ich weiß es — meine Mutter hat mir immer versprochen mir ihre Jugendgeschichte zu erzählen, sie ist aber darüber gestorben, in ihrem neunundzwanzigsten Jahre, mein Vater war schon neun Jahre todt und ich dreizehn alt. Die Aebtissin des Stiftes, in welchem ich nachher bis zu meiner Verheirathung war, sagte mir einmal, daß mein Vater das so viel jüngere Mädchen aus Dankbarkeit geheirathet habe, ich erfuhr aber nichts Näheres darüber und habe im Nachlaß meiner Mutter nichts gefunden, was mir den geringsten Aufschluß über ihre früheren Schicksale hätte geben können.“

„Wozu auch?“ entgegnete die Gräfin. „Die Vergangenheit geliebter Menschen hat freilich für uns ein hohes Interesse, aber wie sie immer Einzelnes enthält, das sie uns nie vertraut haben würden, so soll man sie ehren und ich kann es nicht begreifen, wie man Tagebücher und Briefe von Verstorbenen, die sie nur vergessen haben zu vernichten, durchforschen mag. — Vom Tode Deines Vaters traf mich wohl die Kunde, von Deiner Mutter wußte ich den Aufenthalt nicht, noch weniger von Dir, mein Kind, nicht einmal Dein Dasein. Erst vor wenigen Wochen hörte ich durch Zufall von dem General, welchen Du heute in Buchau gesehen hast, Deinen Namen, als er von Deinem Gemahl sprach und Deiner als einer geborenen von Cronegl erwähnte; ich forschte weiter und erfuhr denn Deine Herkunft, das bewog mich an Dich zu schreiben und Dir den Vorschlag zu machen, den Du zu meiner Freude angenommen hast.“

Pauline war jetzt in bewegterer Stimmung als die Gräfin, welche ihre gewohnte Klarheit und Ruhe vollständig wieder gewonnen zu haben schien. — „Ich habe denn,“ fuhr diese fort, „noch ehe Du hier eingetroffen bist, Verfügungen getroffen, welche Deine Unabhängigkeit auch nach meinem Tode vollständig sichern. In welcher Weise, das wirst Du zu seiner Zeit erfahren. Wir bleiben hier — mein Sohn hat es vorgezogen seinen bisherigen Wohnsitz in Nossenheim, das er sich nach seinem und wohl auch nach dem Geschmacke seiner Gemahlin eingerichtet hat, beizubehalten. Unser Leben wird freilich vor der Hand ein sehr einsames sein, es werden aber schon, wenn Gott mir das Leben schenkt, wieder bessere Tage kommen und ich halte es für meine Pflicht Dir Zerstreuung zu schaffen, damit Du dem fruchtlosen Grame, der nicht der Zweck unsers Daseins ist, entsagst.“

Ob Pauline einer solchen Verheißung in diesem Augenblicke zugänglich war, blieb selbst der scharfen Menschenkenntniß der Gräfin verborgen. Doch wurde ihr Gespräch, das sich nun von traurigen Erinnerungen abwandte, ruhiger und ehe sie sich trennten, fühlte sich Pauline schon heimisch in ihrer neuen Lage.

Der folgende Tag blieb auf den ausdrücklichen Wunsch der alten Dame, den ihr der Sohn vergebens auszureden suchte, der Anordnung der allgemeinen Verhältnisse geweiht, so weit das vor Eröffnung des Testaments, welches der Verstorbene schon seit Jahren niedergelegt hatte, möglich war. Wie alle Welt, die nur einigermaßen eine Einsicht in die hiesigen Familienverhältnisse gewonnen, vorausgesagt hatte, blieb

die Leitung der Gesamtinteressen des Hauses und der Standesherrschaft, wie bisher, der Gräfin überlassen, das ging nicht von ihr aus, sondern der Sohn trug ihr selbst diesen Wunsch vor und es schien auch ganz natürlich, in bessern Händen konnte die Leitung nicht ruhen, kein Mensch sich darüber wundern. Selbst die schärfste Zunge in der Nachbarschaft, welche oft genug über den Contrast des schwärmerischen, an Matthiſſon-Beethovens Lied erinnernden Namens und der kernfesten Person der Gräfin gewickelt hatte, fand es ganz in der Ordnung, daß sie die Zügel des Regiments, die sie über ein halbes Jahrhundert mit Ehren geführt, jetzt nicht der unsichern Hand ihres Sohnes übergab, aus welcher sie doch nur in das Händchen des kleinen Hausgöggen, den er noch auf seine alten Tage bei sich eingeführt, gekommen wären, zu seinem eigenen großen Schaden.

Aber auch die kleine Gräfin Editha war jetzt ganz mit dem Arrangement zufrieden, das der Gemahl nicht ohne ihr Vorwissen schloß. Ihn selbst hielt sie mit gewohnter Unterschätzung des Gatten nicht für fähig ein so verwickeltes Ding, wie die Verwaltung der Herrschaft, zu leiten, sich selbst, die es vielleicht mit einiger Mühe gelernt hätte — war doch die Schwiegermama auch nur eine Frau — wollte sie die Last nicht aufbürden und die alte Dame hatte ja bisher nach dem allgemeinen Urtheile die Aufgabe glänzend gelöst. Sie wünschte nur den Tag vorüber, welcher ihr die unerträglichste Langeweile bereitete. Im Schlosse war es todtenstill, auch auf dem Hofe wurde nach Möglichkeit alles Geräusch vermieden. Nur im Park fangen die Vögel und Editha fand die einzige Möglichkeit die langsam schleichenden Stunden bis zum Mittag zu überwinden, in einem Spaziergange, von welchem sie sonst, wenn er allein oder höchstens in Gesellschaft ihres Gemahls geschehen sollte, keine Freundin war. Da fiel ihr plötzlich die Beaumont ein, sie hatte zwar vorgegeben die kokette Frau zu hassen, aber so schlimm mochte es damit nicht sein, denn sie fühlte auf einmal den Wunsch sie näher kennen zu lernen — und ohne sich lange zu besinnen, schickte sie ihre Kammerjungfer zu ihr und ließ sie zu einer Promenade im Parke einladen.

Frau von Beaumont war jedoch nicht zu finden, es hieß sie sei schon mit ihrem Kinde in den Park gegangen und Editha machte sich auf den Weg, sie dort aufzusuchen. Nicht gewohnt in ihren Einfällen gekreuzt zu werden oder Schwierigkeiten zu überwinden, welche ihr Gemahl, so viel an ihm war, aus

ihrem Pfade entfernte, wurde sie bald ungeduldig, als sie die Gesuchte in dem großen Parke nicht gleich fand — wäre es nicht zu gemein gewesen, so würde sie nach ihr gerufen haben. Sie gelangte endlich an das Ufer des Sees und die Hitze, welche sich bereits sehr fühlbar machte, veranlaßte sie sich einen Augenblick auf einen Ruheplatz im schattigen Gebüsch niederzulassen; ihre Ungeduld richtete sich auf die unschuldige Frau, welche dieselbe, ohne es zu wissen, verursacht hatte, auf Schloß Buchau und den Aufenthalt hier, selbst auf ihren Gemahl, der letztern ungebührlich verlängerte. Da hörte sie einen raschen Schritt sich ihrem verborgenen Platze nähern, sie glaubte, es könne Niemand anderes sein als die Beaumont und stand auf, aber durch die auseinandergebogenen Zweige erschien vor ihr ein kleiner stämmiger Mann in gemeiner Kleidung, der bei ihrem Anblicke mehr erschrak als sie und schnell die Mütze von seinem Kopfe riß. — „Wer seid Ihr? Was wollt Ihr hier?“ fragte sie, durch diese Unterwürfigkeit schnell ihrem aristokratischen Selbstbewußtsein zurückgegeben.

„Ich bin der Wirth aus der Seeschenke,“ sagte der Mann, welcher seine neue reichsgräfliche Erlaucht erkannt hatte. „Halten zu Gnaden — ich komme vom Schlosse, wo ich eine Meldung zu machen hatte, bin aber nicht angenommen worden und wollte auf dem nächsten Wege über den See nach Hause — mein Kahn liegt unten.“

„Was habt Ihr zu melden? Dem Grafen? Der hat jetzt keine Zeit für Euch. Wenn es wichtig ist, sagt es mir, ich will es bestellen.“

„Erlaucht halten zu Gnaden, dem Herrn Grafen nicht, aber der Frau Mutter — es hat aber keine Eile, zu machen ist doch nichts weiter. Ich komme schon morgen wieder, wie mir befohlen worden ist.“

„Ich will aber hören was Er zu melden hat,“ sagte die Gräfin. „Rede Er, ich befehle es Ihm.“

„Erlaucht haben vielleicht schon gehört, was in der Nacht, wo unser gnädiger Herr Graf gestorben ist, drüben am See passiert sein muß. Gefunden haben wir freilich noch nichts als das rothe Tuch und ich selber kann beschwören, daß ich von dem Geschrei, das Ihro Erlaucht die gnädige Frau Gräfin am See gehört, nichts weiß, obgleich ich doch aufgestanden war, um zu baden — ich weiß überhaupt von gar nichts!“

„Ich verstehe kein Wort von Allem, was Er sagt!“ rief die junge Dame, durch diese geheimnißvollen Reden in große Spannung versetzt. „Erzähle Er mir

vernünftig den Zusammenhang, ich habe noch nichts von der ganzen Sache gehört.“

„Das glaube ich wohl — sie ist gewiß über dem Todesfall, dem Leichenbegängniß und Allem ganz vergessen worden,“ sagte der Schenker. „Ich wollte aber doch nichts auf mir sitzen lassen, Erlaucht wissen schon, einem armen Kerl, der sich nicht wehren kann, wird leicht Allerlei in die Schuhe geschoben. In der Nacht also, wo der alte Herr Graf gestorben ist, soll's am See auf einmal geschrien haben und Ihro Erlaucht, die Frau Schwiegermutter, will's gehört haben und schickte denn gleich den Wächter vom Schloß und den Moritz, den Kammerdiener, herüber — ich war gerade aufgestanden, wie gesagt, und wollte baden; sie glaubten mir nicht, daß ich nichts gehört hätte und ich mußte mit ihnen suchen gehen, ob Jemand vielleicht verunglückt wäre. Da fanden wir denn am Ufer ein großes rothes Tuch und wie das dahingekommen ist, mag der liebe Gott wissen. Der Moritz nahm das Tuch mit auf das Schloß und am andern Tage, meinte er, sollten die Fischer mit Netzen auf den See gehen, ob sich etwa Jemand ertränkt hätte. Weil aber der Herr Graf gestorben war, hat sich weiter Niemand um die Geschichte bekümmert und die Frau Mutter hat am Ende gar nicht erfahren, daß wir das Tuch gefunden haben. Nun kam den andern Morgen der Moritz wieder bei mir vorbeigefahren, als er die gnädige Frau geholt hatte, die zur Frau Mutter gekommen ist, dem wollt' ich sagen, was ich von der Geschichte dachte, als ich mir's recht überlegt hatte, er konnte aber nicht bei mir anhalten. Heute war ich deshalb oben, Erlaucht.“

„Das ist ja ein räthselhaftes Ereigniß!“ sagte die Gräfin. „Sollte sich denn nicht ermitteln lassen, wem das Tuch gehört, ob Niemand in der Gegend vermißt wird — vielleicht ein Raubfall?“

„O Gott bewahre!“ rief der Schenker lebhaft. „Wie sollte das in unserer Gegend geschehen? Davon hat man hier seit Menschengedenken nichts gehört. Und zur Nachtzeit — wer reiset denn da?“

„Aber was denkt Er denn von der Geschichte? Was hatte Er denn im Schlosse melden wollen?“

Der Schenker sah sich vorsichtig um. — „Daß Nachfrage gewesen ist — hm!“ sagte er leise. „Ich war grade nicht zu Hause und meine Frau hat den Menschen nicht gekannt — wär' ich da gewesen, ich würde ihn gleich festgehalten haben. Er hat gefragt, ob sich vielleicht ein Frauenzimmer habe bei uns sehen lassen, hat sie beschrieben und auch von einem rothen

Tuche gesprochen, das sie umgehabt — Landstreicher, voll jedenfalls! Das habe ich melden wollen, damit der Gensd'arme auf die Spur kommt. Es braucht sich also Niemand ertränkt zu haben.“

„Ich werde es meinem Gemahl sagen,“ versetzte die Gräfin und winkte entlassend mit der Hand — sie hatte sich allzulange mit dem gemeinen Menschen in ein Gespräch eingelassen. Der Schenker empfahl sich mit einem tiefen Bückling und ging, Editha kehrte auf dem nächsten Wege zum Schlosse zurück. Jenseit des Rasenparterres auf einem anderen Pfade bemerkte sie jetzt Frau von Beaumont, welche mit ihrem Kinde an der Hand langsam dahin schritt; die Anwandlung sich ihr zu nähern, war aber der jungen Gräfin vergangen und sie eilte vielmehr nicht mit ihr zusammen zu treffen. Pauline grüßte sie von Weitem, sie dankte leicht und sah sich nicht weiter nach ihr um.

Graf Arnold war immer noch mit dem Justitiar, dem Rentmeister und dem Oberbeamten der Standesherrschaft beschäftigt — seine Gemahlin konnte ihn erst kurz vor der Tafel sprechen und war deshalb empfindlich. Was sie ihm zu erzählen hatte, setzte ihn in Verwunderung, er hatte noch nichts von dem Vorfall gehört, der in der That über dem Schicksal, das seit jener Nacht seine Mutter überkommen hatte, in Vergessenheit gerathen schien. Bei Tafel, wo heut zum ersten Male die Familie wieder vereinigt war, nachdem auch die entfernten Verwandten, die noch einen Tag nach der Bestattung hier geblieben, Schloß Buchau verlassen hatten, nahm der Graf die Gelegenheit wahr, von dem nächtlichen Ereigniß, das zu seiner Kenntniß gelangt war, zu sprechen. Die Mutter hatte es nicht vergessen, das lag gar nicht in ihrer Art — sie war nur zu sehr mit all' ihren Gedanken von schweren Ansprüchen an ihre Geistesthätigkeit beschäftigt gewesen, um sich bis jetzt um etwas Anderes zu kümmern. Mit Aufmerksamkeit hörte sie an, was Editha, die nun das Wort genommen hatte, über ihre Begegnung mit dem Wirth aus der Seeschenke erzählte und sagte dann mit einem Blicke auf ihren Sohn: „Dem Manne ist in seinen Ausfagen nicht immer zu trauen. Ich werde die Anzeige, die nur durch die Umstände verzögert worden ist, heut noch abgehen lassen. Vielleicht hat die Schenkerin den Mann, der bei ihr Erkundigungen angestellt hat, doch gekannt, wenn überhaupt diese ganze Erzählung wahr ist.“

Auch Editha wechselte mit ihrem Gemahl einen Blick, durch welchen sie ihm sagen wollte, daß sie recht

gut wisse, warum die Frau Schwiegermutter den Mann nicht für zuverlässig halte: es war zwar eine sehr alte Geschichte lange Jahre vor ihrer Geburt geschehen, aber ihr Gemahl hatte sie ja in alle Geheimnisse der Familie eingeweiht. Es ist dies eine Schwäche von vielen Männern. Eheleute sollen zwar, was sie selbst betrifft, keine Geheimnisse vor einander haben, aber der Mann hat doch zu unterscheiden, ob es frommt seiner Frau auch Alles, was seine Familie betrifft, mitzutheilen, sie verbreitet es dann wieder unter ihrer Sippschaft, die keine Rücksicht zu nehmen hat und Verhältnisse, welche sie weder zu beurtheilen, noch zu schonen versteht, der gemeinsten Klatscherei Preis giebt. Graf Arnold, der seine kleine Frau mit einer Zärtlichkeit wenig zu seinem grauen Haar passend vergötterte, hatte ihren Fragen und ihrem Inquisitionstalent nicht widerstehen können und es gab wohl für sie keine dunkle Stelle in der ganzen Familiengeschichte des Hauses Winddeck, so weit dieselbe nämlich für sie Interesse hatte. Vielleicht bereute er heute seine Schwäche, als sie ihn so ironisch bedeutungsvoll ansah, denn er erwiderte ungewöhnlich ernst ihren Blick. Sie verzog, das bemerkend, den Mund zu einem leisen spottenden Lächeln und sah von ihm hinweg, da begegnete sie Paulinens Auge, das auf ihr ruhte. Es war ihr lästig sich beobachtet zu sehen — ihre Miene nahm einen vornehm zurückweisenden Ausdruck an, der aber auf die Beaumont wie ein matter Pfeil ohne Wirkung zu bleiben schien, im Gegentheil glaubte sie einen Zug in deren Gesicht zu lesen, der sie im höchsten Grade reizte. Ihre Abneigung gegen die Frau, deren Schönheit sie anerkennen mußte, deren Ueberlegenheit sie zu ahnen begann, steigerte sich nun wirklich bis an die Grenzen des Hasses, ohne doch einen Grund dafür zu haben. Nach Gründen fragte die kleine Editha aber bei ihren Gefühlen und Handlungen überhaupt nicht.

Noch hatte sie kein Wort mit Paulinen gewechselt. Nach aufgehobener Tafel wollte sie mit ihr ein Gespräch beginnen, in welchem sich wohl Gelegenheit finden werde die arrogante Gesellschafterin ihrer Schwiegermutter zu demüthigen und auf den ihr gebührenden Standpunkt zurückzuführen. Die alte Gräfin zog sich aber unmittelbar nach der Tafel zurück und gab Paulinen ein Zeichen sie zu begleiten. Editha sprach sich nun schonungslos über sie aus und als ihr Gemahl einen schwachen Versuch machte sie gegen ihre Ungerechtigkeit in Schutz zu nehmen, mußte er zu seinem Schrecken hören, daß sie ihm das unedelste Motiv unterlegte.

„Aber ich bitte Dich, theuerste Editha — ich alter Mann!“ sagte er ganz betreten.

„Wie?!“ rief die Kleine mit blühenden Augen. „Mir wagst Du das zu sagen? War Dir Dein Alter ein Hinderniß mir Deine Hand zu bieten und Deine Liebe zu versichern? Und jener Kokette gegenüber findest Du Dich auf einmal zu alt, obgleich sie Dir an Jahren näher steht als ich? Hat sie höhere Ansprüche zu machen als ich?“

Die scharfsinnige Wendung kam dem armen Grafen Arnold auf einmal so komisch vor, daß er sich ihrem Eindrucke nicht entziehen konnte. Wehe ihm!

6.

Pauline hatte den ganzen Nachmittag bei der alten Gräfin zugebracht, welche heute nicht in das Gesellschaftszimmer, wo sich auch sonst Alles vereinigte, zurückkehrte. Mehr und mehr gewann die Matrone das Vertrauen der jungen Frau, deren Charakter ohnehin keine Zurückhaltung kannte. Als die Abendsonne in die Fenster schien, stand die Gräfin plötzlich auf. „Ich habe Dir eine Erklärung wegen meines Bildes versprochen,“ sagte sie, „Du sollst sie haben. Begleite mich, Kind.“

Sie führte Paulinen durch eine Seitenthür und ein anstößendes Gemach in ein geräumiges Zimmer, dessen Wände mit Bildern bedeckt waren, lauter Portraits, offenbar eine Gallerie von Familienbildern.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Ein Damenduell.) In Washington machte kürzlich folgende Geschichte das allgemeinste Aufsehen. Graf P., ein geborener Russe aus vornehmer Familie, hatte aus Enthusiasmus für die Sache der Freiheit sein Vaterland verlassen, um als Offizier in die Dienste der unionistischen Regierung zu treten und zeichnete sich in mehreren Schlachten durch Tapferkeit und Unererschrockenheit aus, daher kann man sich leicht denken, daß er einer der gefeiertsten und glänzendsten Helden in der vornehmen Welt von Washington wurde.

In den Vereinigten Staaten hat man überhaupt große Vorliebe für die aristokratischen Titel und die Amerikaner, diese nüchternen Republikaner, hegen eine naive Bewunderung für vornehme Geburt und alle feudalen Vorrechte. Uebrigens zeichnete sich der junge russische Offizier nicht bloß durch seinen Grafentitel, sondern auch durch alle persönlichen Vorzüge aus; geistreich, voll der feinsten Manieren, kühn, unternehmend

und mit einer imponirenden Gestalt begabt, konnte es ihm gar nicht fehlen, bei den Frauen sein Glück zu machen. Besonders tiefen Eindruck hatte er auf das Herz von zwei jungen Mädchen, zwei Cousinen, hervorgebracht, die, früher die zärtlichsten Freundinnen, nun Rivalinnen wurden und gegenseitig Alles aufboten, um die Huldigungen des geliebten Mannes der Andern zu entziehen und sich allein zuzuwenden.

Unser junger Graf kannte in Galanterie keine Gewissensscrupel und gab sich mit Vergnügen dieser Doppelliebe hin; er ermutigte abwechselnd bald die eine, bald die andere der jungen Mädchen und steigerte so die Leidenschaft derselben für ihn auf den höchsten Grad. Im Norden Amerikas genießt bekanntlich die „Flirtation“ oder Kunst der Koketterie bedeutende Vorrechte und die jungen Leute können sich gegen einander Freiheiten und Vertraulichkeit erlauben, die man anderswo gefährlich oder tadelnswerth finden würde, während sie dort als völlig unschuldig gelten.

Die beiden Cousinen, von denen die eine mehr eine nordische, die andere eine ganz südlische Schönheit, beide aber gleich feurige Gefühle besaßen, begannen sich endlich tödtlich zu hassen; sie wendeten alle weibliche List an, um sich einander aus dem Herzen des Geliebten zu verdrängen, aber keiner wollte es gelingen, den Sieg über die Nebenbuhlerin davon zu tragen und nach mancher heftigen Scene, wobei die beleidigendsten Worte fielen, hörten sie endlich ganz und gar auf, zusammen zu sprechen, obwohl sie unter einem und demselben Dache wohnten. Dabei hatte es indeß nicht sein Bewenden; die beiden jungen Mädchen, von der schrecklichsten Eifersucht gefoltert, brannten vor Ungebuld, ihre unerträgliche Lage zur Entscheidung zu bringen. Jede glaubte sich der Liebe des Grafen P. würdiger als die andere, Jede sehnte sich danach, das Hinderniß zu beseitigen, das ihrem Glücke im Wege stand, aber durch welches Mittel? — Nur der Tod konnte hier helfen; Eine von ihnen mußte sterben, um der andern den alleinigen Besitz des leidenschaftlich geliebten Mannes möglich zu machen.

So entschieden sich denn die Damen für ein Duell auf Pistolen und dieses Duell fand gegen Ende October in Maryland statt. Die Sache wurde sehr geheim abgemacht und die Mädchen schlugen sich sehr tapfer, so daß die eine von ihnen schwer verwundet auf dem Plage blieb. Eine gemeinschaftliche Freundin diente ihnen als Zeuge.

Die Familien der Kämpferinnen thaten ihr Möglichstes, um alles Scandal zu verhüten, aber umsonst — alle Welt sprach bald von der Affaire. Der russische Graf verschwand gleich nach dem Duell spurlos aus Washington und man glaubte Anfangs, er sei zu seinem Regiment zurückgekehrt, ja es hieß, er habe sich mit der verwundeten jungen Dame vermählt — aber an allen diesen Voraussetzungen war kein wahres Wort.

Kurz darauf brachte ein Journal aus Baltimore die Vermählungsanzeige des Grafen P. mit einer eben so durch ihre Schönheit wie durch ihr bedeutendes Vermögen bekannten jungen Wittve aus Maryland. Beide Cousinen geriethen bei dieser Nachricht in die äußerste Verzweiflung. — v. F.

(Ein Todter als Bräutigam.) Aus dem Leben des zu Ende des vorigen Jahres in Paris verstorbenen bedeutenden Marineoffiziers Herrn von Berthuys erzählt man sich eine amüsante Geschichte. Berthuys reiste als junger Mann von vierundzwanzig Jahren mit der Diligence von Paris nach Toulouse, wo er mit einem Notar wegen Familienangelegenheiten Rücksprache nehmen wollte. Als Reisesährten hatte er einen liebenswürdigen jungen Mann von ungefähr gleichem Alter, mit dem er bald Bekanntschaft anknüpfte und sich auf das Angenehmste mit ihm unterhielt. Der junge Mann stammte aus einer reichen Kaufmannsfamilie in der Provinz und arbeitete seit einiger Zeit in einem Pariser Comptoir; seine Eltern hatten ihn mit einem vermögenden jungen Mädchen aus Toulouse verprochen und er reiste nun frohen Herzens dahin, um die Schwiegereltern und die Braut kennen zu lernen, über deren Schönheit er nach der Zusendung ihres wohlgetroffenen Portraits voll Entzücken schwärmte. Es war unter den Familien der beiden Verlobten ausgemacht worden, daß wenn die jungen Leuten einander vollkommen zusagten, die Hochzeit baldigst gefeiert werden und der junge Ehemann in Toulouse bleiben sollte, wo er in das Geschäft des Schwiegervaters eintreten werde. Herr von Berthuys hörte den Herzensergießungen des glücklichen Bräutigams mit wirklichem Interesse zu, da dieser als ein „charmant garçon“ erschien und ließ sich alle Familiendetails erzählen, die jener mit der größten Offenheit dem schnell liebgewonnenen Gefährten mittheilte.

Indessen war das Reisewetter ziemlich unfreundlich und der junge Heirathscandidat begann sich gegen Abend, wahrscheinlich in Folge einer Erkältung, unwohl zu fühlen; als die Reisenden spät in der Nacht Toulouse erreichten und ein Unterkommen im Hôtel gefunden hatten, verschlimmerte sich das Befinden des armen Berthaud, wie er sich nannte; er wurde trotz der schnell herbeigerufenen ärztlichen Hilfe immer kränker, indem er in jene fürchterliche Krankheit, welche man Miserere nennt, verfiel und als der Morgen graute verschied er, nachdem er Berthuys dringend gebeten, die Familie seiner Braut von seinem Tode in Kenntniß zu setzen und ihr alle Briefe und Papiere, die er bei sich führte, zu übergeben. Dieser versprach es und verabredete auch mit dem Wirth alles Nöthige wegen des Begräbnisses, da der Arzt verlangte, der Todte müsse unbedingt schon am folgenden Tage beerdigt werden.

Nachdem er dann den Morgen dazu benutzte, die Geschäfte mit dem Notar abzumachen, wegen deren er nach Toulouse gekommen war, begab er sich in die Wohnung des reichen Kaufmanns D., um demselben die Nachricht von dem plötzlichen Hinscheiden des Schwiegersohns in spe zu überbringen. Kaum betrat er das Haus, so empfing ihn der alte Herr in der Meinung, es sei der Erwartete, mit der herzlichsten Freude und führte ihn mit einer Lebhaftigkeit, die gar keinen Einwand gestattete, sofort zu seiner Frau und der wunderhübschen Tochter,

die auf Geheiß des Vaters dem vermeintlichen Bräutigam die erröthende Wange zum Kusse reichte, die der verblüffte junge Mann auch wirklich küßte, um nicht unhöflich zu erscheinen.

So gestaltete sich die Unterhaltung immer eifriger, der gute Berthuys wollte nicht in Gegenwart der Damen die Trauerbotschaft erzählen und sprach daher über alles Mögliche, von Reiseerlebnissen, von Paris u. s. w. mit so viel Geist und Lebendigkeit, daß er sich immer fester in die Gunst der erfreuten Eltern und vielleicht auch in die des Töchterchens setzte, welche ihm mit wahren Vergnügen zuzuhören schien. Auf die Frage, ob er keine Briefe mitbringe, übergab er dieselben nebst allen Papieren des Verstorbenen in die Hände des Papa's; nach Beendigung der Tafel warf er einen Blick auf die Uhr und erhob sich — der alte Herr nahm ihn aber bei der Hand und sagte eifrig: „lieber Herr Sohn, kommen Sie jetzt mit mir in mein Zimmer, ich habe mit Ihnen zu sprechen, Sie wissen ja, über wichtige Geschäftsangelegenheiten.“ — Mancher Andere würde diese Gelegenheit benutzt, dem Manne diese traurige Geschichte mitgetheilt und die bereits erlangte Gunst dazu verwendet haben, um die Braut und ihre schöne Mitgift für sich selbst zu behalten, Berthuys riß sich jedoch los und entgegnete: „Es thut mir leid, aber ich kann unmöglich jetzt mitkommen, ich habe ein Rendezvous, was sich durchaus nicht aufschieben läßt.“ Der Papa wollte dies anfangs nicht glauben, eilte dem jungen Manne nach und suchte nochmals ihn zurückzuhalten, aber dieser setzte den Hut auf und sagte aufgeregt, als er schon vor der Thür war: „Wenn Sie es denn durchaus wissen wollen, mein Herr, ich bin heute im Hotel gestorben und soll Schlag 6 Uhr beerdigt werden — ich muß also eilen, damit man mich nicht vermißt; leben Sie wohl!“

Anfangs blickte ihm der Alte erstaunt und kopfschüttelnd nach, dann lächelte er und betrachtete die Sache als einen guten Witz, erzählte denselben den Seinigen und die lachten mit ihm über den Späßvogel. In diesem Moment hörte man ein dumpfes feierliches Grabgeläute ertönen, der alte Herr schauerte unwillkürlich bei der Erinnerung an das eben Gehörte und ging auf die Straße, um sich zu erkundigen, wem dies gelte. Zufällig traf er hier den Portier des Hôtels und dieser erwiderte auf seine Frage: „Ach, das ist eine trübselige Geschichte. Da kommt gestern Abend ein hübscher junger Herr mit der Pariser Diligence bei uns an, wird krank und stirbt an einer schrecklichen Krankheit, so daß er schon jetzt begraben werden muß.“ — „Wie hieß der junge Mann?“ — „Herr Berthaud.“ — Wie vom Donner gerührt stürzte der Kaufmann ohnmächtig auf der Straße nieder und mußte nach Hause geschafft werden, er glaubte von da ab an Geistererscheinungen.

Berthuys aber, als er den Verstorbenen zu Grabe geleitet hatte, setzte sich sofort auf die Diligence und kehrte nach Paris zurück. Erst später entschloß er sich, die guten Leute in Toulouse über den Geist Berthauds aufzuklären. —

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stabilitäten 6 Thlr.,
mit Stabilitäten 8 Thlr.

Aus der Fremde.

Novelle

von

Bernd von Gutsch.

(Fortsetzung.)

Wunderbar ergriffen war Pauline, als sie in mehr als einem Portrait die Züge der Gräfin wiederfand, nur zu verschiedenen Lebensaltern gemalt; ihr Auge überflog die Reihe und richtete sich dann mit einem innigen Ausdruck an die greise Dame, welche mild lächelnd neben ihr stand.

„Mein Vater hat diese Idee zuerst gefaßt und in Ausführung gebracht,“ sagte sie. „Er äußerte gegen mich oft den Wunsch, daß ich sie fortsetzen sollte, wenn wir einst getrennt sein würden und ich habe es gethan in der Hoffnung, daß es meinen Kindern lieb sein würde mein Bild auch aus früheren Zeiten als dem Alter zu besitzen. Meine Kinder sind aber alle bis auf Arnold gestorben —. Dort siehst Du meinen Vater —“ sie zeigte auf das Bild eines stattlichen Mannes im reichen Hoffleide einer vergangenen Zeit, mit Stern und breitem Ordensband — „er sieht streng aus, nicht wahr? aber im Leben war er so gütig, gegen mich vielleicht zu gütig! Neben ihm hängt meine Mutter, die ich nicht gekannt, da meine Geburt

ihr das Leben gekostet hat. Und nun sieh meine ganze Lebenszeit in diesen sieben Bildern — das achte, wenn es der Maler nach meinem Wunsche verändert hat, soll die Reihe schließen.“

Sie schwieg und Pauline stand tief bewegt vor dieser Reihe von Gemälden, in denen sich die Entwicklung und Verwandlung eines ganzen Menschenlebens in seinen äußern Formen darstellte. Da war das Kind mit seinem unschuldig lächelnden Gesicht im weißen, engen Kleidchen mit rosa Schleifen besetzt, und neben ihm der Hund, der wohl sein Liebling und Gespieler gewesen; da folgte die Jungfrau, kaum erblüht, höchstens sechszehn Jahre alt, in dem kleidsamen Costüm, das die Neuzeit Rococo nennt, mit zurückgekämmtem, toupirtem und leicht gepudertem Haar; neben der lieblichen Knospe zeigte sich die aufgeblühte Rose, zehn Jahre älter vielleicht als jene, und ihrem eigenen Liebreiz, nicht dem Gewande einer geschmacklosen Periode, alles Interesse verdankend, das sie einflößte. Ihr schloß sich das Bild der vollen Entfaltung weiblicher Schönheit an, die aber schon den Wendepunkt erreicht hat. —

„Da war ich fünfunddreißig Jahre alt —,“ sagte die Gräfin, „und noch unvermählt. Ich habe erst nach dem Tode meines Vaters geheirathet. — Hier bin ich zehn Jahre älter, das Bild ist gemalt im ersten Jahre meiner Ehe.“ Pauline betrachtete und verglich diese beiden Bilder. In den zehn Jahren, welche zwischen ihnen lagen, mußte viel geschehen sein, um eine solche Verwandlung hervorzubringen. Paulinens Phan-

tasie suchte das Räthsel derselben zu durchbringen. Aus dem blühenden weiblichen Wesen, das auf dem erstern Bilde mit seinen dunkelblauen Augen so zufrieden und glücklich blickte, war auf dem zweiten schon eine ältere Frau geworden, um deren Mund ein unverkennbar schmerzlicher Zug dämmerte, deren Antlitz bleich, selbst die schöne tiefblaue Farbe der Augen bereits in das Hellblau übergegangen war, welche sie jetzt zeigten. Wer hätte diesem Bilde angesehen, daß es im ersten Jahre der Ehe gemalt war? Nach ihm folgten noch zwei aus spätern Jahrzehenden, welche aber trotzdem daß sie geistreich aufgefaßt und meisterhaft ausgeführt waren, für Paulinen kein solches Interesse mehr hatten als die beiden, von deren Anschauen sie sich gar nicht losmachen konnte. Sie zeigten die Gräfin in den Fünfzigern und am Ende der Sechziger, nun schon ganz wie sie jetzt war, sie hatte sich seitdem wenig verändert, nur ihr Gesicht war feiner und auch kleiner geworden, was der Künstler in dem letzten Bilde, das sie ihm zurückgegeben, nicht ganz treu ausgedrückt hatte.

Pauline dankte der alten Dame warm für die Güte, ihr den Eintritt in dies geweihte Zimmer gestattet zu haben, sie werde diese Stunde nie vergessen.

„Ich wußte, daß ich Dir vertrauen konnte, Du werdest über den Gedanken meines Vaters, den Viele einem scharfen Urtheile unterwerfen würden, nicht spotten,“ antwortete die Gräfin. „Das Zimmer steht sonst Niemand offen; selbst mein Sohn Arnold hat es nur einmal vor längerer Zeit betreten.“

„Willst Du auch noch die andern Portraits deuten, meine gütige Tante?“ bat Pauline. „Das neben dem Herrn in der reichen Uniform hat ein eigenthümlich anziehendes Gesicht — schön, aber finster.“

„Das ist ein Enkel meines verstorbenen Gemahls aus seiner ersten Ehe,“ sagte die Gräfin, indem sie flüchtig darüber hinsah. „Er ist auch todt — wie alle, die Du in jener Reihe siehst. Dort ist mein Gemahl — der Offizier, welchen Du bezeichnest, ist sein Sohn erster Ehe, der neben ihm, wie gesagt, meines Gemahls Enkel — dann folgen meine Kinder, die mir alle vorgegangen sind bis auf Arnold. Erkennst Du ihn?“

Pauline erkannte ihn nicht, denn er war in sehr jungen Jahren gemalt. Ihr Auge mußte sich immer wieder auf das schöne finstere Antlitz richten, das die Gräfin als das ihres verstorbenen Stiefenkels genannt hatte. „Wie hieß er?“ fragte sie. „Wann ist er gestorben?“

„Er hieß Paul —,“ antwortete die Gräfin kurz, und als Pauline die zweite Frage, welche sie überhört

zu haben schien, wiederholte, sagte sie: „Vor zwanzig Jahren schon. Kurz nach der Entstehung dieses Bildes.“

„Es ist ein wunderbares Bild —,“ sprach Pauline. „Die Augen so sprechend, daß sie den Blick förmlich auf sich bannen.“

„Ein optisches Kunststück, das sich der Maler erlaubt hat,“ erwiderte die Gräfin.

Pauline veränderte ihren Standpunkt, das Auge des Bildes schien ihr zu folgen. „Es liegt darin etwas so Prüfendes, Durchbringendes. — War Paul glücklich in seinem Leben, Tante?“

„Er war zwanzig Jahr alt — ich weiß es nicht,“ antwortete die Gräfin und brach auf. Noch auf der Schwelle mußte Pauline sich nach dem Bilde umsehen, das für sie eine wunderbar fesselnde Kraft hatte und es durchzuckte sie unheimlich, als sie das Auge desselben noch immer auf das ihrige gerichtet fand. Sie sprach es aus, die Gräfin erwiderte nichts und verschloß das Zimmer.

Wie gern hätte Pauline noch mehr aus einer Vergangenheit gehört, welche für sie, seitdem sie die Personen, welche darin gelebt und gewandelt, im Bilde gesehen hatte, erst ein wahres Interesse gewonnen! Ihr Zartgefühl wehrte ihr jedoch die Tante um Mittheilungen zu bitten, welche erst die Frucht eines tiefen Vertrauens sein konnten. Ob sie ihr jemals das Geheimniß erschließen werde, das zwischen ihren beiden Bildern aus der Mitte ihres Lebens lag? Pauline zweifelte daran. Das lag so weit hinter der alten Frau, daß sie es vielleicht in ihrem erkalteten Herzen selbst nicht mehr verstand. Aber von ihrem Enkel Paul, der erst vor zwanzig Jahren, für sie eine verhältnißmäßig kurze Zeit, gestorben war, konnte sie erzählen, und Pauline hoffte darauf, wie sie auch hoffte, daß dieser Besuch in dem Tempel ernster Erinnerung nicht der letzte sein werde. Am liebsten wäre sie einmal ganz allein stundenlang dort gewesen! Dem Sohne hatte sie die verschlossene Pforte nur ein einziges Mal, vor längerer Zeit, geöffnet, der Schwiegertochter wohl gar nicht. Wie hätte auch diese herzlose Weltbame — herzlos, ja, das hatte sie gestern bei der ganzen, andere Gemüther tief erschütternden Feier erwiesen — ein Verhältniß oder ein Gefühl für diese Stätte mitbringen können, ihr Auge hätte dort nur Amüsement, Stoff zum Wigeln über veraltete Moden und eine noch mehr veraltete Sentimentalität gesucht! Pauline fand es auch ganz natürlich, daß in der Galerie das Portrait der Gräfin Editha fehlte, sie gehörte da nicht hinein. Ob sie über-

haupt etwas von der Galerie wußte? — Auch die erste Gemahlin des verstorbenen Grafen erinnerte sich Pauline nicht gesehen zu haben. Wie Gedanken kommen und schwinden, ohne daß ihr Ursprung zu enträthseln ist, dachte die junge Frau ihr eigenes Bild in jene Reihe, aber sie schauderte sogleich, es waren ja lauter Verstorbene bis auf die Tante, welche ihnen heute oder morgen nachfolgen sollte und vor ihr selbst, wie diese zu ihr gesagt hatte, lag noch das Leben, das ihr vielleicht wieder Freuden bringen konnte nach dem langen Grame, dem sie zur Beute geworden. Sie riß sich los aus den Gedanken, die in einsamer Stunde wie Licht und Schatten in ihrer Seele spielten, aber die Nacht führte sie phantastisch verwirrt in ihre Träume zurück, daß sie schreckhaft mehrmals erwachte.

Graf Arnold hatte wirklich das Nöthigste, was seine Gegenwart auf Buchau erforderte, im Laufe des Tages abgemacht und es stand dem Wunsche seiner Gemahlin, baldigst abzureisen, nichts mehr im Wege. Sie war sehr froh darüber; als er aber die unvorsichtige Aeußerung that, daß wenn Manches, das noch unerledigt geblieben sei, durchaus nur persönlich zu ordnen wäre, er ja immer wieder auf einen Tag oder zwei herfahren könne, zog er sich einen neuen Sturm zu, der mit nie geahnter Heftigkeit über seinem unschuldigen Haupte losbrach. Sie beschuldigte ihn geradezu der Treulosigkeit; erst nach vielen Vorstellungen gelang es ihm sie zu beschwichtigen. Im Grunde konnte es ihm freilich nur schmeichelhaft sein, daß sie auf einmal eifersüchtig wurde, was er bis jetzt nie an ihr bemerkt hatte; es war ein Beweis ihrer Liebe. In dessen veranlaßte es ihm doch Verlegenheiten, denn er konnte in den wenigen Momenten, welche er vor der Abreise noch mit Frau von Beaumont zusammen verlebte, nicht so unbefangen sein als bisher, denn er wußte sich scharf beobachtet — er vermied sogar die nach Edithas Meinung gefährliche Frau anzusehen, als er von ihr Abschied nahm. Seiner Gemahlin kam das aber gerade sehr verdächtig vor und sie verhehlte ihm das unterwegs nicht.

Auf Schloß Buchau begann jetzt ein stilles einsörmiges Leben — Wochen lang! Paulinen that es Anfangs nach all' der Aufregung und Unruhe wohl, je mehr aber ihr Gemüth wieder in das ihm eigenthümliche Wesen zurückkehrte, desto unbefriedigter fühlte sie sich, sie hatte die Einsamkeit und die Zurückgezogenheit, zu welcher sie nach dem Tode ihres Gemahls gezwungen worden, auch in ihrem leidenschaftlichen Schmerze zuerst als eine Wohlthat begrüßt und doch

bald genug, nachdem sich dieser nach Art heftiger Gemüther etwas gestillt, eine drückende Leere darin gefühlt, welche die Mutter Sorge für ihr Kind nicht auszufüllen vermochte. Ein stiller Port, in welchem ihr Schifflein vor Stürmen gesichert war, schien ihr ein Gefängniß, ruhige Fahrt auf unbewegter Fluth konnte ihr keinen Genuß gewähren, sie liebte den Wellenschlag des Lebens! Hatte sie so schnell den Sturm und den Schiffbruch vergessen, daß sie im sichern Hasen nicht zufrieden war?

Gleich nach der Abreise des Grafen Arnold war dem Gericht eine Anzeige über das Ereigniß, das sich am See in jener Nacht zugetragen zu haben schien, gemacht und das gefundene Frauentuch abgeliefert worden. Es wurde auch wirklich eine Untersuchung angestellt. Die Gräfin hatte als Thatbericht aufsetzen lassen, wie sie auf Grund des deutlich vernommenen wiederholten Schreies Leute vom Schloß abgesendet, um die Ursache zu ermitteln, der Wächter und Moritz, der Wirth aus der Seeschenke und seine Frau waren vernommen worden. Der Schenker war bei seiner Behauptung stehen geblieben, daß er in der Nacht aufgestanden sei, um Brot zu backen, was seine Frau bestätigte, und daß er nichts von dem Schrei gehört; die Frau hatte ausgesagt, daß sie am Backofen, der in einiger Entfernung vom Hause lag, beschäftigt gewesen und erst, nachdem ihr Mann von der Nachforschung am See mit den beiden Männern zurückgekommen, etwas über die Angelegenheit vernommen habe, daß aber am folgenden Tage in Abwesenheit ihres Mannes ein junger Mensch, den sie nicht gekannt, auf einem ganz kleinen Pferde zur Schenke gekommen sei und sich erkundigt habe, ob nicht ein Frauenzimmer gestern in dieser Gegend bemerkt worden, sie habe das verneint, ihm aber von der nächtlichen Begebenheit und dem gefundenen Tuche erzählt, worauf der junge Mensch genau nach dem letztern gefragt, was sie aber nicht zu sehen bekommen und ihm auch nicht habe beschreiben können. Er sei dann rasch fortgeritten und sie habe sich nicht weiter um ihn bekümmert. — Damit war die ganze Untersuchung zu Ende gewesen. Criminalistische Untersuchungen der Gerichte in kleinen Städten verlaufen öfter auf diese Weise im Sande; es fehlt hier an den Mitteln, vorzüglich an dem geeigneten Personal zur Aufspürung, zum Erfassen auch der unscheinbarsten Indicien, welche die Spür- und Bluthunde der Polizei in großen Städten mit staunenswerthem Scharfsinne bis zur Entdeckung der Schuldigen zu verfolgen wissen. Man

hat hier das corpus delicti, das Tuch; als Anhaltspunkte weiterer Ermittlung den jungen Menschen, der sich nach einem quasi verlaufenen Frauenzimmer erkundigt hatte und das nach Aussage der Wirthin sehr kleine Pferd, auf welchem er geritten. Frage: wo war ein solches Frauenzimmer, dafern es ein Strolch, eine Landläuferin, etwa sonst gesehen worden oder wo wurde ein solches, falls es aus der Gegend, vermist; ferner: wer war der junge Mensch gewesen und wer besaß etwa ein so sehr kleines Pferd? und getraute sich die Wirthin solche, falls sie mit ihnen confrontirt würde, mit Sicherheit zu recognosciren und wieder zu erkennen? Das letztere blieb sehr zweifelhaft, da sie sich in ihrer Aussage, was die äußern Kennzeichen des Menschen und seines Pferdes betraf, mehrfach widersprochen hatte. Zur Vermehrung der Schwierigkeiten hatte schon seit mehreren Jahren in hiesiger Gegend ein starker Import von solchen kleinen Pferden oder Ponies als Liebhaberei und Modefache Statt gefunden, so daß es fast kein Rittergut ohne dieselben gab und selbst in der Stadt mehrere Einwohner dergleichen Thierchen besaßen? Sollte man nun eine allgemeine Ausstellung derselben veranstalten, damit die Seeschenkerin das rechte herausfinde? Schon der Thierarzt erklärte, daß solches in Rücksicht auf große Aehnlichkeit in Farbe und Abzeichen ganz unmöglich sei. Summa: Die ganze Sache war nur durch Glück oder Zufall aufzuklären und daher am besten der Zeit, welche Alles aus Licht der Sonne bringt, anheimzustellen. Ein Aufruf durch das Kreisblatt in der gewohnten Form an Alle, welche etwa Kenntniß von der Begebenheit hätten, sich zu melden, wodurch in keiner Weise Kosten erwachsen, selbst mit Verschweigung des Namens, wenn es gewünscht würde, schien das Einzige, was sich hier thun ließ und wurde denn auch, wiewohl ohne allen Erfolg, versucht. Das Tuch blieb einstweilen im Depositum des Gerichts, bis sich ein begründeter Anspruch darauf, da es vielleicht gestohlen war, finden würde.

Sommer und Herbst waren vergangen und die Trauerglocken, welche in der ganzen Standesherrschaft eine gewisse Zeit täglich eine Stunde geläutet wurden, längst verstummt. Auch die Trauerzeit für die Familie, die sich allerdings nach altem Herkommen annähernd der Etikette regierender Häuser richtete, war vorüber, was die äußern Zeichen derselben betraf; auch im Herzen mochte vielleicht nur die Wittwe noch um den Vorangegangenen trauern. Pauline trug wieder lichtere Farben und das Auge der Gräfin ruhte bisweilen mit Wohlgefallen auf ihr, wie geschmackvoll sie

sich, bei aller Vermeidung des Auffallenden und Ueberladenen, zu kleiden wußte. Selbst hier, wo sie selten ein fremder Gast sah, machte sie stets eine sorgfältige Toilette, sie erklärte das, als die alte Dame sie einmal lächelnd darnach fragte, für eine Pflicht sich nicht zu vernachlässigen und eine Achtung, welche sie ihr schuldig sei.

Da kam die erste Einladung seit der Trauerzeit. Die Einladung zu einer Hochzeit. Aus einem dem gräflichen befreundeten Hause vermählte sich die Tochter mit einem befreundeten Edelmann, welchen Pauline bei der Trauerfeier auf Buchau gesehen haben mußte, natürlich ohne sich seiner jetzt zu erinnern. Die Gräfin nahm die Einladung an — sie war keineswegs gesonnen sich nun der Welt ganz zu entziehen, hatte im Gegentheil schon davon gesprochen, die strengsten Wintermonate vielleicht im Süden zu verleben, bei welcher Mittheilung Paulinens Herz unwillkürlich im raschern Pulsschlag aufgezußt war. Daß die erste Einladung, welche nach Buchau kam, nicht abgelehnt wurde, war ihr ein Pfand, daß es der Tante Ernst war sie dem Leben wiederzuschicken.

Im unfreundlichen Wetter, das mit dem Beginn des Novembers eingetreten war, setzten sich die Damen in den wohlverschlossenen Wagen, der sie nach dem Gute, wo die Vermählung Statt fand, bringen sollte. Der Wind hauste mit stürmischer Gewalt in den Bäumen und entriß ihnen das letzte entfärbte Laub, der See ging mit hohen Wellen, die im unruhigen Drange eine nach der andern mit schaumbedeckten Kämmen an das Ufer rollten, ein feiner Regen schlug an die Fenster des Wagens, welche trüb angelaufen waren und keine Aussicht gestatteten. Es war auch in der Gegend, die ihre schönsten Reize verloren hatte, wenig zu sehen und Pauline gab sich nur einmal die Mühe mit ihrem Taschentuche das Fenster zu klären, gerade als sie an der Seeschenke vorüber fuhren, wo der Wirth und seine Frau in der Thür stehend ihre Herrin demüthig grüßten, dann lehnte sie sich zurück und gab sich, da die Gräfin schweigsam blieb, ihren Gedanken hin, welche dem Wagen vorausseilten.

„Heulst Du schon wieder?“ fuhr der Wirth seine Frau an, die mit Thränen im Auge neben ihm stand. — „Die braucht Dir nicht leid zu thun! Die macht sich gar nichts d'raus!“

„Wenn ich aber an die alte Zeit denke!“ seufzte die Frau.

„Das ist vorbei und kommt nicht mehr wieder,“ sagte er. „Geh' an Deine Arbeit.“

„Mann, mir geht auch die andere Geschichte im

Kopfe herum," klagte die Frau. „Wir werden's am Ende doch noch beschwören müssen.“

Er lachte. „Das wollen wir abwarten. Und wenn auch — wer kann uns etwas anhaben?“

„Morny, rede nicht so sündlich!“

Er hörte nicht auf sie, denn ein Wagen, welcher aus entgegengesetzter Richtung als die seine Herrin eingeschlagen hatte, daher gefahren kam, nahm seine Aufmerksamkeit in Anspruch — vielleicht hielt er bei ihm an, um zu füttern. Das geschah auch, der Wagen mit Postpferden bespannt, fuhr an der Schenke vor und der Wirth öffnete den Schlag, nach den Befehlen des einzelnen Reisenden zu fragen, der darin saß.

In diesem Augenblicke stieß die Frau, welche ihm neugierig gefolgt war, einen lauten Schrei des Erstaunens aus: „Du mein allmächtiger Herrgott!“ Auch der Wirth fuhr erschrocken zurück.

Der Reisende, im Begriff auszustiegen, winkte gebieterisch — und sie verstummten. Dem Wirth war vor Bestürzung, da er seinen Augen nicht traute, die Mütze aus der Hand gefallen, er bückte sich nach ihr und haschte dann nach der Hand des Fremden, um sie zu küssen. Dieser zog sie jedoch zurück, befahl dem Postillon die Pferde in den Stall zu ziehen, bis er ihm den Befehl zum Anspannen geben werde und begab sich, da der Regen stärker wurde, in das niedrige Haus, wohin ihm der Wirth und seine Frau, beide ganz fassunglos, folgten.

„Ihr kennt mich also noch?“ sagte er. „Kein lauges Fragen, bitte ich — es wäre ganz unnütz. Willst Du mich über den See fahren oder geht er Dir zu hoch?“

Der Wirth stammelte ein Bedenken und seine Frau sagte: „Die Herrschaft ist nicht zu Hause — sie ist zur Hochzeit nach Ober-Eschendorf gefahren, wo das älteste Fräulein den Sellinger Herrn heirathet, den Herrn von Koll —.“

„Zur Hochzeit!“ sagte der Fremde mit einem bittern Tone. „Schweigt!“ unterbrach er die Wirthsleute, welche noch mehr erzählen wollten. „Ich weiß Alles! — Wenn die Herrschaft nicht zu Hause ist, mag die Fahrt über den See unterbleiben. Sage dem Postillon, daß er sich bereit halten soll, gleich wieder anzuspannen, sobald die Pferde getränkt sind.“

Der Schenke ging hinaus und gab seiner Frau ein Zeichen, ihn zu begleiten. Der Fremde rief sie jedoch zurück, was ihrem Manne nicht lieb war, denn er glaubte sich nicht mehr recht auf sie verlassen zu

können, sie war alt und kindisch geworden und las zu viel im Gesangbuche.

Unterdessen war die Gräfin, nicht ahnend, welcher ein Besuch ihr zugedacht gewesen, schon weit von Buchau entfernt und das Schweigen, das bisher im Wagen geherrscht hatte, schien ihr selbst lästig zu werden. Sie richtete sich auf und begann ein Gespräch mit Paulinen, Anfangs über gleichgiltige Dinge, bald aber zu einem interessanten Gegenstande übergehend, zu der beabsichtigten Reise nach dem Süden. Sie nannte kein bestimmtes Ziel derselben, sondern sprach nur vom südlichen Frankreich, vielleicht gar Algier; Pauline hatte gehofft und — gefürchtet, daß es Italien sein werde und ging nun mit Interesse auf ihre Idee ein. So frisch und entschlossen hatte sich die Tante in ihren hohen Jahren erhalten! Dann besprach die Gräfin die Vermählung, deren Zeugen sie heute sein sollten, lobte den Bräutigam, Herrn von Koll, als einen lebenswürdigen Mann, der nur auch von dem lockern Wesen der jetzigen Generation nicht frei geblieben sei und schilderte Paulinen mehrere Persönlichkeiten, welche sie wahrscheinlich heute treffen würden.

„Zedenfalls wird auch Kolls Freund dort sein, welcher in der Gegend das enfant terrible genannt wird, ich sehe nicht recht ein warum. Er soll ein Verächter der Frauen und doch den Frauen gefährlich sein, schwache Mütter, ehe seine Sinnesart recht bekannt war, mögen sich gegen ihn compromittirt haben, junge Mädchen, denen er in rücksichtsloser Weise Huldigungen gebracht, nur um seiner Eitelkeit oder Spottsucht zu fröhnen, sind von ihm unritterlich bloßgestellt worden —.“

„Und Niemand hat sich gefunden, ihn dafür zu strafen? Kein Mann und — keine Frau?“ rief Pauline. „Nenne mir ihn, beschreibe mir sein Aeußeres, daß ich ihn gleich erkenne.“

„Willst Du vielleicht seine Bestrafung übernehmen?“ entgegnete die Gräfin lächelnd. „Hüte Dich vielmehr vor ihm, wenn Dir sein Aeußeres nicht leicht gefährlich werden kann.“ Sie nannte seinen Namen: Telnitz und schilderte ihn ziemlich treffend, groß, schlank, aber ohne feste Haltung, blond und blaß, feine, aber nicht angenehme Züge und nur dunkle große Augen, welche schön sein würden, wenn ihr Blick für gewöhnlich nicht einen frivolten, fast unerträglichen Ausdruck hätte —.

„Den habe ich schon gesehen!“ rief Pauline lebhaft. „Auf meiner Herreise begegnete er mir zu Pferde und fixirte mich im Vorüberreiten auf eine so unver-

schämte Weise, daß ich ihn unwillkürlich durch meinen Blick zurückgewiesen zu haben glaube, denn er stuzte sichtlich.“

„Auch in Buchau war er damals!“ sagte die Gräfin.

„Da habe ich ihn nicht bemerkt — und Niemand!“ entgegnete Pauline, von dieser Erinnerung wieder in eine andere Gedankenrichtung gezogen, vor welcher sie verstummte.

„Nein, Tante!“ sagte sie nach einer Weile, zu dem verlassenen Gespräch zurückkehrend. „Dieser Mann kann mir nie gefährlich werden, schon weil ich von Dir das Schlimmste gehört habe, das einem Manne nachgesagt werden kann, den Vorwurf der Unritterlichkeit.“

„Gegen Frauenehre, will ich damit sagen,“ entgegnete die Gräfin. „Nach den allgemeinen Begriffen gilt er sonst für einen vollendeten Cavalier, der sein Debüt in hiesiger Gegend mit einem Zweikampfe gemacht hat; Grund genug für Viele ihn zu ehren, denn er war dabei für einen unglücklichen Mann eingetreten, den sein Gegner vorher im Spiel ruiniert und dann öffentlich beleidigt hatte, der aber selbst körperlich außer Stande gewesen war, sich Genugthuung zu verschaffen.“ — Diese Erzählung schien auf den Besprochenen ein anderes Licht zu werfen, Pauline fragte mit Antheil nach den nähern Umständen und äußerte sich dann milder über ihn.

„Immerhin bleibt es unedel, Frauen, auch wenn sie sich gegen ihn etwas vergeben haben, vor der Welt bloßzustellen,“ sagte sie, „aber oft tragen sie selbst am meisten dazu bei, daß die Welt erfährt, welche Beschämung sie erlitten haben. Nun ich werde ja über dies enfant terrible bald mein eigenes Urtheil gewinnen.“

Sie kamen in eine große Gesellschaft, welche zur Hochzeitsfeier nach Ober-Eschendorf eingeladen war. Die Gräfin wurde mit der Auszeichnung empfangen, die ihr überall, wo sie erschien, zu Theil wurde, die Eltern der Braut dankten ihr wiederholt auf das Herzlichste, daß sie gekommen sei und das Brautpaar ließ sich gleich der Baronin Beaumont vorstellen. Diese fühlte zum ersten Male seit langer Zeit wieder das Behagen und die gehobene Stimmung wie sonst, wenn sie im Bewußtsein, daß sie nicht in der Masse der gewöhnlichen und unbemerkten Erscheinungen verschwinden werde, die Salons der höchsten Kreise betrat. Hier schützte sie zwar schon dagegen, daß sie in Begleitung der Gräfin Windeck gekommen, aber sie war doch Frau genug, um den Eindruck nicht zu übersehen, den ihre eigene Persönlichkeit machte, gewiß auch ihre reizende Toilette,

auf welcher besonders die Augen der jüngern Damen, die sie zu würdigen verstanden, mit Bewunderung ruhten.

In der großen Welt sind die Präsentationen, Mann für Mann, durch eine ganze Gesellschaft, aus der Mode gekommen, hier, wo nur Bekannte sich trafen, waren sie noch üblich und Pauline wurde den ältern Damen, die jüngern und die Herren ohne Ausnahme, wenn auch nicht in einem Acte, ihr vorgestellt. Nach dem Gespräche, welches sie unterwegs mit der Gräfin gehabt hatte, war es natürlich, daß sie das enfant terrible der hiesigen Frauenwelt herauszufinden suchte und wirklich erkannte sie Telnitz wieder; die Beschreibung der Tante paßte vortrefflich, er war es wirklich, der an ihrem Wagen auf der Fahrt nach Buchau vorübergeritten war, nur vermiste sie heute und zwar zu seinem Vortheile den unverschämten Blick, der sie damals verletzt hatte. Telnitz war fast der Letzte, der sich ihr vorstellen ließ — hielt er sich mit Absicht in dieser Weise zurück? Es schien beinahe so, denn er kam auch nachher nicht wieder in ihre Nähe, welche doch von Andern aus der Gesellschaft gesucht wurde.

Die Trauung war im Hause geschehen, dann folgte das festliche Mahl und Abends der Tanz. Als Pauline der ersten Aufforderung in die Reihen folgte, durchrieselte es sie wie ein Schauer und sie glaubte eine Sünde zu begehen — vor ihrer Seele tauchten schreckliche Erinnerungen auf und sie gedachte des Moments, wo sie dem Leben abzuschwören im Begriff gewesen war. Aber diese Anwandlung ging schnell vorüber. Die Gegenwart machte, wie immer, ihr Recht auf sie geltend, die Musik übte ihren alten Zauber — Paulinens momentan verdüstertes Auge strahlte schon wieder und alle Blicke folgten der schönen Frau, als sie im Arme ihres Tänzers dahinschwebte. Sie tanzte mit vollendeter Grazie, man sah es, wie sie mit Lust sich dem Tanze hingab und doch waren ihre Bewegungen so edel, so züchtig — unwillkürlich forderte sie den Vergleich heraus mit andern Tänzerinnen, deren Leidenschaft alle angelernte Tanzkunst über den Haufen warf.

„Sie setzt den ganzen Saal in Flammen!“ sagte Telnitz zu seinem Freunde, dem glücklichen Neuwermählten, der einen Moment sich zu ihm gesellte. „Sieh doch, es ist ein wahrer Prairiebrand! Die Lohe schlägt vernichtend über Wild und Menschen zusammen — nur ein Paar alte Büffel haben sich bei Zeiten ge-

rettet!“ Er zeigte nach dem Nebenzimmer, wo die Spieltische aufgestellt waren.

„Du scheinst Dich aber auch salvirt zu haben!“ bemerkte Koll lächelnd. „Bist Du von Deiner Verzückung nüchtern geworden oder scheust Du vielleicht die Gefahr, welche Deiner Freiheit drohen könnte?“

„Ich habe mein letztes Wort schon zu Dir gesprochen,“ erwiderte Telnitz. — „Mein Leben, meinen Verstand kann sie bedrohen — sie ist das schönste Weib, das ich jemals gesehen und wenn ich ihr bis jetzt nicht genahet bin, zu der mich alle Pulse in fieberhafter Gluth treiben, so erkenne ich darin, daß ich mich selbst noch nicht ganz verloren habe. Meine Freiheit aber soll sie niemals bedrohen, ich habe deren Panier bis jetzt unter Anfechtungen hochgehalten, deren Schrecken Du nicht ahnst!“ — Er sagte diese letzten Worte mit einem finstern Ernst, welcher den Freund in Verwunderung setzte, da er sie nicht verstand und durchaus keine Ironie, wie er zuerst gemeint, in ihnen zu hören vermochte.

„Zerbrich Dir den Kopf nicht — es liegt kein tieferer Sinn darin! — Deine Frau wird mir zürnen, wenn ich Dich länger aufhalte!“ Damit wies Telnitz jede weitere Erörterung über ein Wort, das ihm unwillkürlich entfallen war, von sich ab und Koll folgte der Mahnung, die ihn an sein Glück erinnerte.

Für Paulinen schien heute die Zeit ihrer stolze-
sten Triumphe zurückgekehrt zu sein. Wie sie einst in
schönern Tagen, wenn sie den Ballsaal kaum betre-
ten hatte, schon zu allen Tänzen versagt gewesen
war und ihre Karte der Tanzordnung drei Mal hätte
füllen können, so war heute nach dem ersten Tanze,
in welchem sie aufgetreten, um ihre Hand zu den fol-
genden gebeten worden. Und hier, wo die Blasirt-
heit der jungen Männerwelt noch nicht wie eine an-
steckende Krankheit um sich gegriffen hatte, wo der
Tanz für jene noch eine Lust, nicht eine Last der Con-
venienz war, die man sich nur durch selbstsüchtige Ne-
bengedanken zu erleichtern sucht, hier konnte die ver-
wöhnte junge Frau noch wahre Freude bemerken, die
sie durch ihre Zusage weckte.

Nur Telnitz, er der Einzige, hatte sie um kei-
nen Tanz gebeten, sie übersah es nicht und es reizte
sie. „Will er den Don Cesar spielen,“ klang es in
ihrer Seele, „eine Donna Diana soll er in mir nicht
finden!“ Schon in diesem Gedanken drückte es sich
aus, daß sie durch eine scheinbar absichtliche Vernach-
lässigung gereizt war, aber wie sie sich das gestehen
mußte, so hütete sie sich auch streng ihre verletzte

Eitelkeit nicht durch das kleinste Zeichen zu verrathen.
Sie war unbefangen und heiter, ja sie konnte so fröh-
lich scherzen, daß die Gräfin Windeck mit wehmüthi-
gen Blicken zu ihr hinüberschaute, weil sie in diesen
Extremen der Stimmung, die sie freilich an Paulinen
nicht überraschten, keine Bürgschaft für ein wahres
Lebensglück zu finden vermochte. Paulinens Augen
begegneten sogar, ohne daß ihnen eine Wimper zuckte,
den Augen des Mannes, der sie von fern mit einer
unerträglichen Stetigkeit beobachtete und vor ihrem
ruhigen Blicke mußte er den seinigen niederschlagen.
Im Cotillon endlich, welcher den Ball beschloß, wurde
ihr Telnitz gleich im Anfange zugeführt. Er bat sie
um Entschuldigung, wenn er ungeschickt sein sollte,
ein Sturz mit dem Pferde habe ihn kürzlich für eine
Zeit lang invalid gemacht. Da hatte sie die natürliche
Erklärung seines Benehmens und sie bat ihm in Ge-
danken schnell die ungerechte Beschuldigung einer Ab-
sichtlichkeit ab. Als er die Tour mit ihr vollendet
hatte, blieb er hinter ihr stehen und suchte nun wäh-
rend der Pausen ihre Unterhaltung, wie er sie bis
jetzt vermieden hatte. Sie war freundlicher gegen ihn
als sie vielleicht ohne das Unrecht gewesen wäre, des-
sen sie sich bewußt glaubte. Erst als der Tanz vor-
über war und sie wieder neben der Tante stand, fragte
sie sich, ob sie wohl gar zu freundlich gewesen sei und
Telnitz Anlaß gegeben habe sich auch in Bezug auf
sie das entant terrible zu wähen. Es war aber
keine Zeit mehr ihn für diesen Fall zu enttäuschen,
denn er nahte sich ihr nicht mehr und bald darauf
wurden auch die Wagen gemeldet, der allgemeine Auf-
bruch erfolgte.

7.

Es war tief in der Nacht. Das Wetter hatte
sich nicht geändert, noch brauste der Wind und schlug
der Regen gegen die Fensterscheiben des Wagens, der
mit angezündeten Laternen durch die dunkle Gegend
dahinrollte. Am See hörte man das einförmige Rau-
schen der aufgeregten Wellen und die Gräfin fragte
jetzt Paulinen, ob sie geschlafen habe? Das war
nicht der Fall gewesen, aber sie hatte das Stillschwei-
gen, das die Tante beobachtete, nicht unterbrechen
wollen.

„Hörst Du den See?“ fragte sie ihrerseits. „Wie
ist das unheimlich! Was mag nur damals hier ge-
schehen sein?“

Die Gräfin konnte ihr auch keine Antwort dar-
auf geben, da alle Nachforschungen, auch die der Fi-

scher mit ausgeworfenen Netzen, erfolglos geblieben waren. Den See abzulassen, wie Pauline früher einmal geäußert, war unmöglich, da es eben ein See und kein Teich war, und seine unterirdischen Quellen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Ein seltenes Augenpaar) besitzt ein österreichischer Offizier, ein Ungar von Geburt: das eine ist schwarz, das andere blau. So merkwürdig wie dieses Naturspiel an sich ist auch der Zufall, dem er dasselbe zu verdanken hat. Lassen wir ihn selbst erzählen:

„Mein Vater, der mit Recht für einen der schönsten Männer von Pesth galt und ein Paar der feurigsten schwarzen Augen besaß, war eines Tages mit einem sehr kurzfristigen Freunde auf der Jagd und dieser Freund hatte das Unglück, ihm einige Schrotkörner, die für einen Hasen bestimmt waren, in das eine Auge zu schießen. Das Auge war verloren. Der unglückliche Schütze war in Verzweiflung, doch mein Vater tröstete ihn und nahm ihm das Versprechen ab, keinem Menschen von dem Unfalle etwas zu sagen. Zwei Stunden darauf war er bei dem berühmtesten Augenarzte der ungarischen Hauptstadt und ließ sich ein kunstvoll gearbeitetes Auge von Glas einsetzen. Es war fast unmöglich, dieses künstliche Auge von dem natürlichen zu unterscheiden.“

„Etwa ein Jahr nach diesem Ereigniß verliebte sich mein Vater in meine Mutter, welche damals in den Pesther Salons „die schöne Aliz mit den sanften blauen Augen“ hieß. Seine Subdigungen wurden günstig aufgenommen, als aber der feierliche Moment herannahte, wo er officiell um die Hand der Geliebten anhalten sollte, erwachte ein quälender Gewissensstrupel in ihm. — Ein Glasauge, senzte er beständig, und wäre es ein noch so vollendetes Meisterwerk, spielt unbedingt eine traurige Rolle unter den Brautgeschenken. Aliz wird den Kunstwerth eines solchen Juwels sicherlich nicht zu würdigen verstehen, sie wird mir als Krüppel einen Korb geben, wird einen Andern heirathen und ich werde das nicht überleben. Auf der andern Seite wäre es sehr undelicat von mir, wollte ich mein Gebrechen verheimlichen, ich könnte das leicht einmal bitter zu bereuen haben. —

„Mein armer Vater war rathlos, Tag und Nacht quälte ihn der Gedanke an das unglückliche Glasauge, und um über sein Dilemma die Ansicht eines Unparteiischen zu hören, ging er zu seinem Augenarzte, dem er sein Herz ausschüttete. — Was wollen Sie? rief der berühmte Gelehrte in gereiztem Tone, ist

etwa an diesem Auge etwas auszusetzen? Ist es etwa weniger schön und glänzend als das andere? Verheirathen Sie sich in Gottes Namen, Ihre Frau wird die Sache nie erfahren. Ihr Auge ist das vollkommenste, das ich je eingesetzt habe, mit alleiniger Ausnahme eines hellblauen, mit dem ich vor einigen Jahren eines der reizendsten Mädchengesichter Ungarns geziert habe. —

„Mein Vater ging und vier Wochen darauf feierte er seine Hochzeit. Mehr als einmal hat mir der Gute die entsetzliche Angst geschildert, die er während der ersten Tage seiner Ehe ausgestanden. Jede Secunde fürchtete er, das falsche Auge möchte sich einmal post festum drehen oder eine Fliege möchte sich zum Erstaunen aller Anwesenden auf das gefühllose Glas setzen! Doch es passirte nichts dergleichen. Das Glasauge benahm sich so anständig und wohlherzogen wie ein echtes. Stets im besten Einklang mit seinem natürlichen Gefährten, bewegte es sich mit einer Lebhaftigkeit und Pünktlichkeit, welche nichts zu wünschen übrig ließen.“

„So ging denn Alles gut, bis eines Abends spät plötzlich ein expresser Bote bei meinem Vater eintrat und ihm einen Brief einhändigte, welcher die Meldung enthielt, daß ein Oheim meiner Mutter, ein hochgestellter Staatsbeamter, so eben einen Schlaganfall gehabt habe. Es waren sofort drei Aerzte gerufen worden und mehr als zwanzig Personen umgaben bereits sein Schmerzenslager. Mein Vater und meine Mutter eilten hastig in ihre respectiven Zimmer, um sich rasch umzukleiden. Diese beiden Zimmer waren durch ein großes Toiletten-cabinet von einander geschieden. Mein Vater hatte hier kurz vorher sein gläsernes Auge auf eine Tischdecke gelegt; in dem Augenblicke, wo er es an sich nehmen will, hört er das Rauschen eines Gewandes und als er sich umwendet, erblickt er seine Frau, welche eben in ihr Zimmer tritt. Mit einem Sprunge erfaßt er sein Auge, das er so unvorsichtigerweise abgelegt und setzt es mit noch zitternder Hand an seine Stelle. Es war die höchste Zeit, denn meine Mutter erschien in der nächsten Minute in dem Toilettenzimmer. Doch kaum eingetreten, stößt sie einen lauten Schrei aus, den mein Vater mit einem ganz ähnlichen beantwortet und Beide prallen entsetzt von dem Spiegel zurück, in welchem sie sich eben Jedes mit einem schwarzen und einem blauen Auge erblickt haben!“

„Meine Mutter war nämlich die glückliche Inhaberin des reizenden Gesichts, das der Pesther Augenarzt vor Jahren mit seinem himmelblauen Meisterstücke geziert hatte. Beide falschen Augen waren unglücklicherweise auf denselben Tisch gelegt und in der Eile vertauscht worden.“

„Meine Mutter, welcher diese zwiefache Entdeckung einige Ohnmachten kostete, trug mich gerade unter dem Herzen und als ich vier Monate darauf zur Welt kam, hatte ich ein schwarzes und ein blaues Auge, die zum Glück — nicht von Glas waren.“

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.,
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Aus der Fremde.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

Jetzt sah man schon die Lichter im Schlosse zu Buchau, welche in Erwartung der Herrschaft, deren Heimkehr sich berechnen ließ, angezündet worden waren. Bald rollte der Wagen über die Brücke in den Schloßhof und Moritz, der alte Diener, der heute zurückgeblieben war, leuchtete den Damen vor, als sie die Treppe hinaufstiegen.

„Ist etwas vorgefallen?“ fragte die Gräfin oben, wo ihr Blick den Alten traf.

„Erlaucht, ja. Der Seeschenker hat einen Brief gebracht, den ich Euer Erlaucht erst morgen übergeben sollte. Ich glaubte aber, das gehöre sich nicht —“ er zog aus seiner Brusttasche ein Schreiben, das er seiner Herrin überreichte. Während diese den Brief mit einiger Verwunderung in Empfang nahm, konnte Pauline das auffallende Benehmen des alten Dieners bemerken, er zitterte sichtlich und in seinem Gesichte war eine große Unruhe wahrzunehmen. Davon abgelenkt übersah sie, daß die Gräfin, als sie beim Schein der Lampe auf dem Tische, an den sie getreten, kaum

einen Blick auf die Handschrift des Briefes geworfen hatte, von einem Schreck durchzuckt worden war, der einen flüchtigen Moment ihre ganze gewohnte Selbstbeherrschung überwältigt hatte. Mit großer Kraft faßte sie sich aber, wünschte Paulinen, deren Dienerin auf sie wartete, eine gute Nacht und entließ Moritz ohne eine Frage an ihn zu stellen, mit einem Blicke jedoch, den der treue Diener verstand.

„Was ist geschehen?“ fragte Pauline sogleich, als die Gräfin mit ihrer Kammerjungfer sich zurückgezogen hatte. „Hat vielleicht unerwartet der Seeschenker doch etwas ermittelt —?“ Sie dachte, wie unterwegs, an das unerklärte Ereigniß am See. Moritz aber gab nur den Bescheid, den er eben seiner Herrin gegeben hatte und läugnete was Frau von Beaumont an ihm bemerkt haben wollte. Sie war nicht befriedigt, mußte sich jedoch vor der Hand bescheiden.

Sehr ermüdet konnte sie doch in der Nacht den gewohnten süßen Schlummer nicht gleich finden, ihre Seele war zu beschäftigt mit Gedanken und als sie endlich fest einschlief, hatte sie einen schweren Traum, aus welchem sie mit unruhig schlagendem Herzen erwachte. Seine Bilder zerrannen und sie konnte sich ihrer nicht mehr erinnern, nur das Gefühl einer unsäglichen Demüthigung war ihr davon zurückgeblieben. Der Morgen blickte schon durch die Fenster und schien klar zu sein; die Wolken hatten sich wirklich verzogen und ein schönes Morgenroth verkündigte den heitersten Tag. Pauline stand auf, kleidete sich an und ging, wie sie zuweilen that, in den Park, um vor dem Früh-

stück eine Weile die frische Luft zu genießen; es war eine Gewohnheit aus früherer Kinderzeit, wo ihr die Mutter, die sie allerdings sehr verzogen, öfter gesagt hatte, nichts erhalte die Schönheit so als früh Aufstehen, frischer Morgentrunke und Spaziergang in den ersten Morgenstunden.

Im Park war es kühl, sie hüllte sich dichter in ihren Shawl und beschleunigte ihren Schritt. Das abgefallene Laub, vom Regen feucht, bedeckte die Gänge, es war noch so früh, daß es noch nicht weggeschafft war, wie sauber der Park auch sonst gehalten wurde. Pauline konnte heute ihre Morgenpromenade nicht angenehm finden und beendigte sie früher als sie bisher gewohnt war. Der schmale Pfad, den sie eingeschlagen hatte, sollte sie durch ein Tannengebüsch auf kürzester Strecke nach dem Schlosse zurückführen. Da traf sie plötzlich mit einem fremden Manne zusammen, der aus einem Seitenwege kommend dieselbe Richtung einschlagen wollte. Beide stuzten, Beide blickten sich überrascht an, Paulinens erstes Gefühl war ein Mißbehagen von dem Fremden im Morgenneglige gesehen zu werden, aber ihre Augen leuchteten auf, als sie ihm voll in das Gesicht sah. Die Züge waren ihr bekannt — sie hatte dieselben schon gesehen und nicht vergessen, eine wunderbare Aehnlichkeit wenigstens schien hier zu walten! Es war aber nicht Zeit sie aufzuklären, der Fremde grüßte sie stumm und ging rasch voraus; an der nächsten Biegung des Pfades blickte er noch einmal zurück und faßte sie scharf ins Auge, dann verschwand er. Pauline war von dieser Begegnung aufgeregt, sie wußte jetzt ganz genau, welchem kürzlich erst gesehenen Antlitze, dessen Züge sich ihr unvergeßlich eingepägt hatten, dieser fremde Mann glich, es war ein seltsames Spiel der Aehnlichkeit, so täuschend, wie es ihr im Leben noch nicht begegnet war, denn es konnte eben nur ein solches sein; derjenige, welchem der Fremde glich, war ja längst todt. Oder sollte ihr die Gräfin nicht die Wahrheit gesagt haben? Eine Fluth von wirren Möglichkeiten wallte bei diesem Gedanken in ihr auf und verließ sie auch am Bett ihres Kindes nicht, zu dem sie nun eilte, seinen Morgengruß zu empfangen. Den Fremden hatte sie nicht mehr gesehen, im Schlosse war noch Alles still.

Die Gräfin wachte aber längst schon und war bereit zu einem Wiedersehen, das sie im festen Glauben hienieden nicht mehr für möglich gehalten hatte. Vielleicht hatte sie gar nicht geschlafen; der Brief, welchen sie gestern bei der Heimkehr erhalten, war ganz geeignet ihr den Schlummer für den Rest der Nacht

zu rauben und es wäre schonender gewesen, wenn der alte Diener ihr denselben, der erhaltenen Anweisung gemäß, erst am Morgen überreicht hätte. Ihm hatte aber das Unerhörte, das sich zugetragen, zu schwer auf der Seele gelegen, so daß er es für pflichtvergessen erachtet, seiner Herrin dasselbe auch nur einen Augenblick vorzuenthalten.

Moritz war schon sehr früh gerufen und befragt worden. Jetzt stand er an der kleinen Pforte zum Park, um den Mann, der sich in jenem Briefe gemeldet hatte, unverzüglich zur Gräfin zu führen. Als er kam und ihm nur eine kurze Frage that, drängte es den alten Mann, diese mit hundert Gegenfragen zu beantworten, sein Herz bebte, sein Auge hing an dem Gesichte des Angekommenen, als fürchte er es könne nur eine Geistererscheinung sein, die eben so unerklärbar wieder verschwinde, aber er wagte nicht zu reden, sondern gehorchte dem stummen gebieterischen Winke, der ihn vorausgehen hieß, seine Ankunft zu melden.

Die Gräfin stand an ihrem Tische, als Moritz die Thür öffnete und hinter dem Eintretenden wieder schloß. Dieser warf einen schnellen prüfenden Blick auf sie. Ihm war als habe er sie gestern zuletzt gesehen, so wenig schien sie sich verändert zu haben; sie hatte das Unglück, das sie in letzterer Zeit betroffen, wohl tapfer ertragen, wenn es ein Unglück für sie gewesen, sie war noch schwarz gekleidet, aber es war keine Trauerkleidung mehr.

„Bist Du es wirklich, Paul?“ sagte sie und streckte ihm die feine weiße Hand entgegen. Aber, als sei dies nur in Selbstvergessenheit geschehen, zog sie dieselbe, als er langsam näher trat, wieder zurück. — „Man hatte uns alle Hoffnung geraubt Dich jemals wieder zu sehen.“

„Ich bin es,“ erwiderte er mit einem Tone, welchem man die innere Bewegung anhörte. „Auch ich hatte alle meine Hoffnung aufgegeben die Heimath noch einmal zu betreten.“

„Man sagte Dich mit unbestreitbarer Gewißheit todt — man schickte uns darüber die bestimmtesten Documente! Kameraden haben an Deiner Seite kämpfend gesehen, wie Du gefallen bist.“

„Zweifle nicht daran, ich bin schwer verwundet gefallen und da die Vergewölter den Kampfplatz behaupteten, von ihnen gefangen worden. Oder zweifelst Du an meiner leibhaftigen Gegenwart, als sei ich ein falscher Balduin oder Waldemar?“

„Du findest Deinen Großvater nicht mehr, Paul,“

sagte die Gräfin und das war auch eine Antwort auf seine letzten Worte, er fühlte das, es beschämte ihn.

„Ich wünschte so sehr, ihn noch am Leben zu finden!“ erwiderte er. „Keinen Moment habe ich gewünscht, als mir im fernen Asien endlich die Freiheit auf unverhoffte Weise wieder geschenkt wurde, ich bin so schnell gereist als es nur irgend möglich war und nun doch zu spät gekommen! — Darf ich hoffen, Großmama, daß Du mir jetzt milder gesinnt bist?“

Sie dachte an die letzte Bitte ihres Gemahls, die sie nicht beantwortet, sich durch kein Versprechen gebunden hatte, weil sie bei dem festen Glauben, daß Paul nicht mehr am Leben sei, diese Bitte für den Ausfluß eines schon unnachteten Geistes gehalten. Jetzt stand Paul vor ihr und mahnte sie an deren Erfüllung. Hätte er es im ersten Moment gethan, als sie ihm schon die Hand reichte, so würde sie unfehlbar diesem versöhnlichen Zuge ihres Herzens gefolgt sein, — seitdem hatte sie sich aber besonnen und er durch ein unbedachtes Wort sie erkältet.

„Wir werden am besten thun, Paul, die Vergangenheit ruhen zu lassen,“ sagte sie, eben so weit entfernt von Groll, als von liebeichem Entgegenkommen. „Manches Verhältniß hat sich seitdem verändert, manches Grab sich geschlossen. Es wird besser sein die Gegenwart und Zukunft zu betrachten, wie sie sich nun gestalten wird. Setze Dich, mein Sohn, ich heiße Dich in Deiner Heimath willkommen. Gönn mir Zeit Alles mir klar zurecht zu legen, ich bin durch Deine nie für möglich gehaltene Wiederkehr überrascht worden und bedarf Zeit, mehr als sonst, um zu ruhigen Vorstellungen zu kommen, denn ich bin um so viel älter geworden, Paul. Weiß Dein Onkel schon, daß Du noch lebst?“

„Nein,“ erwiderte Paul, und seine finstern Brauen, die in der Zeit seiner Abwesenheit im Kriege und in der Gefangenschaft sich nicht erheitert hatten, zogen sich einen Moment dichter zusammen.

„Glaube nicht,“ sagte die Mutter rasch für ihren Sohn eintretend, „daß unedle Gedanken auch nur flüchtig vorübergehend seine Freude, Dich wieder zu sehen, stören könnten. Ich muß diesen Punkt berühren, weil er der Welt am augenfälligsten sein wird.“

„Gewiß,“ versetzte Paul. „Aber ich kenne Onkel Arnold und bin weit entfernt, ihn solcher Gedanken, wie Du sie andeutest, fähig zu halten. Er war es ja stets, der sich meiner annahm — wie könnte er denn aus niedrigem Eigennutz seine Gesinnungen gegen mich ändern? Indessen, er ist verheirathet, wie ich höre.“

„Wir wollen ihn noch heut' benachrichtigen und einladen, Dich hier zu begrüßen,“ sagte die Gräfin. — „Du wirst gewiß auf die schonendste Weise — doch ich will Dir nicht vorgreifen. Noch einmal, sei willkommen in der Heimath! Du wirst uns in ruhigen Stunden Deine Schicksale erzählen.“ Er nahm dies für ein Abbrechen ihres Gesprächs und stand auf. „Natürlich hast Du zu bestimmen, welche Zimmer Du bewohnen willst,“ fuhr sie fort, während sie ebenfalls aufstand. „Ich werde sogleich Befehl geben, Deine Anordnungen auszuführen. Bei Tische sehen wir uns wieder. — Du wirst dann eine junge Frau kennen lernen, die mein einsames Leben theilt; ich nenne Dir gleich ihre Herkunft, damit Du weißt, wem Du gegenüber treten wirst. Sie ist die Wittwe eines Barons von Beaumont, der auf dem Schlachtfelde gefallen ist, und die Tochter des Herrn von Eronegl.“ Den Namen hatte sie ruhig genannt und dabei mit dem Ausdruck vollkommenen Selbstbewußtseins auf den Enkel geblickt, welcher von dieser Mittheilung betroffen wurde. Sein dunkles Angesicht färbte sich noch dunkler, in seinen schwarzen Augen blitzte es auf.

„Ich danke Dir, daß Du mir das sagst,“ erwiderte er. Die junge Dame, die er im Park gesehen hatte — wer konnte es anders gewesen sein? Doch äußerte er nichts über die Begegnung, sondern empfahl sich der Großmutter, welche unterdessen geklingelt hatte. Moritz trat ein.

„Du wirst die Befehle des Grafen erhalten und Dich zu seinem besondern Dienst stellen,“ sagte die Gräfin und Paul, sich nochmals vor ihr verneigend, wie er es nur in seinen jüngeren Jahren gewohnt gewesen war, folgte dem alten Diener, der sich nicht länger abhalten ließ, ihm seine Freude und sein Staunen, den Todtgegläubten, den man im fernen Kaukasus begraben wähnte, wieder zu sehen, in ungeschminkten Worten auszudrücken. Paul drückte ihm die Hand.

Nach seiner Entfernung war die Gräfin auf ihren Sessel niedergesunken, zu gewaltig war die Anstrengung, sich vor all' den Eindrücken, die in ihr alter Zeiten Gedächtniß weckten, aufrecht zu halten, für ihre Kraft gewesen — die Schwäche ihrer Jahre kam über sie und sie weinte, wie kein fremdes Auge jemals sie weinen gesehen hatte. So viel älter war sie geworden, sie hatte es Paul selbst gesagt und so bedurfte sie Zeit, um sich zu fassen und wieder klar zu werden. Das Bild des finstern Knaben, der seines Vaters Abneigung gegen sie, dessen Stiefmutter, geerbt hatte,

trat von Neuem vor ihre Seele, sie sah ihn wieder mit feindseligem Auge sie unter allen Verhältnissen bewachen — dann gedachte sie seiner als Jüngling, wo sie vergebens gesucht hatte sein Vertrauen in Verhältnissen zu gewinnen, welche sonst ein junges Gemüth milden und freundigen Gefühlen öffnen, und heiß überlief es sie, als in ihre Erinnerung auch die Schmach trat, die er auf sie gehäuft! Aber hier riß sie sich gewaltsam aus diesen Vorstellungen los; hatte sie ihn nicht selbst aufgefordert, die Vergangenheit ruhen zu lassen und that sie nicht ein Unrecht, erlittener Kränkung unverzüglich zu gedenken? Es gelang ihr denn auch bald sich wieder zu fassen und zuerst Paulinen, wenn diese das Ereigniß noch nicht erfahren hatte, von demselben in Kenntniß zu setzen, ehe sie mit dem heimgekehrten Herrn und Erben des Hauses zusammentraf. Sie fühlte sich sogar stark genug, Paulinen nicht, wie sie sonst that, zu sich rufen zu lassen, sondern sie suchte sie in ihrem Zimmer auf, wo sie die junge Mutter mit ihrem Kinde auf dem Schoße traf, ein wohlthuendes Bild, das nur durch den Contrast zwischen der Schönheit der Mutter und der Häßlichkeit des Kindes einen Schatten erhielt. Pauline erhob sich überrascht, als sie die Gräfin unangemeldet zu sich eintreten sah, die kleine Anna sah die alte Dame ganz erschrocken an und ging gern mit ihrer Wärterin hinaus.

„Ist die Nachricht, die sich wohl schon im ganzen Schlosse verbreitet hat, noch nicht zu Dir gedrungen?“ fragte die Gräfin, und als Pauline die Frage gespannt verneinte, sagte sie ihr, was geschehen war.

Pauline wurde durch die Nachricht in das höchste Erstaunen versetzt, ihr Gemüth war für das Ungewöhnliche und Wunderbare nur zu empfänglich. „So habe ich mich doch nicht getäuscht!“ rief sie. „Ich bin ihm im Park begegnet, nur konnte ich nicht anders glauben, als daß hier eine Aehnlichkeit walte, denn Du sagtest mir, Paul sei gestorben!“

„Wir mußten ihn auch mit Bestimmtheit für todt halten,“ erwiderte die Gräfin. „Er war in russische Dienste gegangen und hatte, obgleich er bei der Garde zu Pferd stand, die Erlaubniß bekommen, als Volontair einige Feldzüge im Kaukasus mitzumachen. Von dort ging uns die Nachricht seines Todes zu, den er in einem blutigen Gefecht gefunden; freilich hatte er nicht von den Waffengefährten bestattet werden können, weil die Wahlstatt in den Händen der Bergvölker geblieben war, aber die Aussage seiner Kameraden ließ keinen Zweifel an seinem Schicksal übrig

und ein Todtenschein, vom Fürsten Woronzow selbst unterzeichnet, gab uns nach längerer Correspondenz darüber Gewißheit. Er ist jedoch schwer verwundet in Gefangenschaft gerathen und dort gehalten worden bis jetzt. Auf welche Weise er seine Freiheit erlangt hat, soll er uns noch erzählen.“

„Und nun ist er hier, wie ein von den Todten Erstandener, für welchen kein Platz mehr ist — entfremdet Allem, was einst mit ihm gelebt — und doch seinem jugendlichen Bilde noch ähnlich, nur finstrier noch, als hätte ihn niemals auch nur ein Streiflicht von Erdenglück getroffen!“

„In der Gefangenschaft mag er viel gelitten haben,“ entgegnete die Gräfin, ohne sich auf Paulinens letzte Aeußerung, die sie schon früher einmal vor Pauls Bilde in Form einer geraden Frage gethan, einzulassen. „Natürlich ist er durch seine zwanzigjährige Abwesenheit der Heimath entfremdet, indessen seinen Platz hat er darum nicht verloren, den würde er sich auch zu schaffen wissen.“

Die Nachricht von der Heimkehr des Grafen Paul, welche im Schlosse und Dorfe schnell bekannt worden war, hatte eine große Aufregung veranlaßt. Wer es erfuhr, der sah den Andern zuerst sprachlos an und fast regelmäßig erfolgte darauf die Frage: Was wird aber nun werden? Die Leute standen in Gruppen, aus dem Dorfe kamen Viele herauf, um sich von der Wahrheit der Kunde zu überzeugen. Unterdessen hatte die Gräfin schon einen Boten nach Rossenheim abgefertigt, um ihren Sohn von dem Ereigniß, das für ihn allerdings folgenschwer war, zu benachrichtigen und ihn nach Buchau einzuladen, auch Paul hatte einen kurzen Brief an seinen Oheim geschrieben. Darauf ließ die Gräfin die Beamten, welche anwesend waren, zu sich bescheiden, und befahl ihnen, eine Bekanntmachung in aller Form, welche sie aufgesetzt hatte, in der Standesherrschaft zu verbreiten. Der Graf aber, den bis jetzt außer dem alten Moritz nur Wenige gesehen hatten, erschien nicht unter ihnen, gab überhaupt kein Zeichen seiner Anwesenheit auf Buchau und es erhob sich bereits unter denen, die erst später hieher gekommen waren und von ihm nicht viel wußten, ein Zweifel, ob auch Alles seine Richtigkeit habe.

Bei Tafel sah ihn Pauline. Sie hatte sich nach seinem Bilde und seiner heutigen Erscheinung eine vorgesetzte Erwartung gemacht, wie sein ganzes Wesen sein werde und fand sich, was selten ist, darin nicht getäuscht. Zurückhaltung, Schweigsamkeit war die Grundlage desselben. Er wurde ihr vorgestellt und verneigte

sich höflich — kein Wort verrieth, daß er sich erinnerte, ihr schon im Park begegnet zu sein. Was er sonst mit ihr im Laufe der Unterhaltung sprach, ging nicht über das Gewöhnliche hinaus, er schien durch seinen langen Aufenthalt unter den wilden Tscherkessen, wo er gewiß zum Schweigen, wie ein Karthäuser, verurtheilt gewesen, wenigstens bis er ihre Sprache erlernt, alle Gewandtheit der Rede verloren zu haben, wenn er sie je befaßt hatte. Doch hatte sein Benehmen nichts Ungefügiges, im Gegentheil war es sicher und würdig, und Pauline kam plötzlich, als seine Augen einmal mit einem Ausdruck, der sie befremdete, über sie streiften, auf den demüthigenden Gedanken, daß er sie wohl für zu unbedeutend halte, sie eines tiefern Wortes zu würdigen. Ihr Stolz empörte sich und trieb ihr das Blut in die Wangen. Ob das die Gräfin bemerkte, welche die Unterhaltung ruhig fortführte, blieb zweifelhaft, er aber konnte es nicht übersehen, denn er saß ihr gegenüber. Unerträglich war Paulinen der Zweifel, in welcher Weise er dies Erröthen, das höher anglühte, je mehr sie es bekämpfte, wohl deuten werde; es reizte sie aber, sich lebhafter als bisher an der Unterhaltung, welche die Tante fast allein vor peinlichem Stocken zu bewahren wußte, zu betheiligen und Blitze ihres Geistes, welche nun ohne künstlich erzwungen zu sein aus ihrer innern reichen Welt ausleuchteten, hätten ihn wohl belehren können, daß sie mehr war als eine Frau der flachen Alltäglichkeit oder eine stumpfsinnige Sklavin des Orients, wie er sie vielleicht kennen gelernt hatte. Auch er schien jetzt etwas mehr zu erwarmen, aber zu einer Erzählung seiner Schicksale in der Gefangenschaft und seiner Befreiung, wozu ihn die Gräfin Anfangs zu bewegen gesucht hatte, entschloß er sich nicht. „Das hat kein Interesse!“ war seine Antwort gewesen. „Dazu wird sich noch Zeit finden, wenn Du es wünschst?“ Und die Großmutter hatte ihn nicht weiter gedrängt. Er sprach aber von Rußland, auf das sie das Gespräch gelenkt, freilich von Zuständen, wie er sie vor zwanzig Jahren dort gefunden hatte — das heutige Rußland, das er nur im Fluge durchseht hatte, war ihm fremd: er würde nach seinen Andeutungen auch nicht verstanden haben, was sich dort seit dem Tode des Kaisers Nicolans verändert hatte. Dem verstorbenen Kaiser, dachte Pauline, mochte er selbst wohl an Charakter gleichen.

Nach der Tafel zog er sich wieder zurück — auf Buchau hatte vielleicht seit langer Zeit kein rechtes Familienleben Wurzeln schlagen können und wäre es auch gewesen, hatte Pauline trotz ihrer merkannten, wenn

auch ihr selbst nicht klaren Verwandtschaft ein Recht sich als ein Mitglied der Familie zu betrachten? Sie kam, wenn man ihrer begehrte, sonst hielt auch sie sich meist zurück und jetzt noch mehr als sonst.

Ein Blitz aus heiterm Himmel kann nicht mehr erschrecken als der Brief der Gräfin, welcher auf Rosenheim in Abwesenheit des Grafen Arnold von seiner Gemahlin erbrochen wurde. Sie hatte sich dies Recht nach einem schwachen Einwurfe des Gatten längst erworben: Eheleute dürfen keine Geheimnisse vor einander haben! Heute nun, da sie von diesem rücksichtslos ausgeübten Rechte Gebrauch machte, nicht ohne Argwohn, daß ihr Gemahl wieder nach Buchau zu irgend einer Geschäftssache gelockt werden könnte, traute sie ihren Augen kaum, als sie die niegeträumte Nachricht las. Alle Folgen derselben standen ihr flugs vor der Seele, als habe der einschlagende Blitz rings um sie her Flammen auslobern lassen. Ihr Gemahl hatte ihr ja oft genug erzählt, daß er nur durch den Tod seines Neffen der rechtmäßige Erbe der Standesherrschaft Buchau mit all' ihren Titeln und Prärogativen geworden sei. Sie hatte von ihm alle Erinnerungen der Vergangenheit, so weit er sie selbst kannte, erpreßt. Die Ursache des Zerwürfisses, welche den Enkel ihres Schwiegervaters vermocht hatten ins Ausland zu gehen und fremden Kriegsdienst zu suchen, wahrscheinlich bis er einst zu seinem Erbe berufen würde, die lange Ungewißheit über sein Schicksal bis der Todtenschein vom commandirenden General unterzeichnet, derselben ein Ende gemacht und die weitere Gestaltung der Dinge auf Buchau, welche nach ihrer — von Arnold freilich lebhaft bestrittenen — Annahme den alten Grafen Abrecht zuletzt auf sein langes Krankenlager geworfen; Nichts war ihr fremd, kein Wunder, daß sie nun erbebt, als sie las, daß Paul trotz jenes Todtenscheines zurückgekommen sei. Natürlich mußte er sein Recht fordern! Sie war außer sich und konnte die Heimkehr ihres Gemahls, der nur in wirthschaftlichen Angelegenheiten ausgefahren war, kaum erwarten. Krampfhaft weinend sank sie ihm an die Brust und konnte sich lange nicht fassen, um ihm das Geschehene durch den Brief zu erklären. Auch er war betroffen, aber sein Gesicht zeigte keine Bestürzung, sondern Freude. Da verwandelte sich ihre Gemüthsbewegung in Zorn. „Hast Du denn gar kein Gefühl für die Schande, für den unermesslichen Verlust, der uns trifft?“ rief sie. „Auslachen wird uns die ganze Welt!“

„Aber, gutes Herz, die ganze Welt weiß, daß Paul der nächste Erbe ist und wenn auch der Verlust groß

ist, so haben wir doch bisher genug gehabt, um standesgemäß, ja auf einem großen Fuße zu leben!"

"Wir?" betonte sie mit einem Ausdruck, der ihn verlegte. Er hatte es nicht für möglich gehalten, daß sie ihn jemals werde fühlen lassen, wie es ihr Vermögen sei, welches dem großartigen Hauswesen auf Roffenheim das sichere Fundament gegeben hatte. — „Ich hoffe aber,“ fuhr sie fort ohne zu bemerken was in ihm vorging, „daß Du nicht sogleich den Platz räumen wirst. Kann hier nicht ein frecher Betrug obwalten? Ich dünkte man hätte Beispiele davon! Ich habe selbst die Geschichte von Willibald Alexis gelesen, wo ein Markgraf, der im gelobten Lande gestorben war, nach vielen Jahren wieder kam und Alle ihn willkommen hießen und am Ende war es doch ein Betrüger!"

Auch diese letzte Hoffnung nahm er ihr und so trieb sie ihn selbst, daß er nur baldmöglichst nach Buchau reise, um Gewißheit zu erlangen, wie sich nun Alles gestalten werde. „Wenn mich Eins tröstet,“ sagte sie, „so ist es, daß er nun wohl der Selbstherrscherin nicht den Scepter lassen wird wie Du.“ Sie war einen Moment zweifelhaft, ob sie ihren Gemahl begleiten solle; aber die Ungeduld siegte und sie fuhr mit nach Buchau.

Hier aber fanden sie Paul nicht mehr. Er hatte die Ankunft des Oheims nicht abwarten, sondern ihn zu Roffenheim aufsuchen wollen, da er aber einen andern Weg genommen, hatten sich Beide verfehlt. Es that Arnold aufrichtig leid, noch mehr, wenn auch aus andern Gründen, seiner Gemahlin. Mit Sicherheit rechnete er darauf, daß Paul, nun er ihn nicht daheim gefunden, nach Buchau zurückkehren werde, obgleich er hier bereits wieder Abschied auf eine längere Zeit genommen hatte, um seine Angelegenheiten zu ordnen und dann vor der Hand seinen Aufenthalt an einem andern Orte zu nehmen, über welchen er auf Befragen seiner Großmutter noch zweifelhaft gewesen schien. Arnold wartete aber vergebens. Von Roffenheim erhielt er nur einen Brief zugesendet, in welchem ihm Paul sein Bedauern aussprach, ihn nicht getroffen zu haben und einen wiederholten Besuch, sobald es ihm möglich sein werde, verhiess — kein Wort sonst über die Verhältnisse, welche durch seine Heimkehr doch für den Oheim einen so bedeutungsvollen Umschwung genommen hatten. Es war freilich ein delicateser Punkt und Arnold verstand das Zartgefühl, welches den Nefsen abgehalten haben mochte, denselben zu berühren, Editha wollte aber davon nichts wissen, sie sah darin

vielmehr eine kalte Rücksichtslosigkeit. Die alte Gräfin besprach die Lage der Dinge mit ihrem Sohne klar und offen wie sie gewohnt war, auch mit Paul hatte sie das schon gethan; der eigenthümliche Trost aber, welchen Editha in dieser unseligen Katastrophe noch zu finden vermeint, war aber ausgeblieben: auch Paul, obgleich er fern davon war von seinem Recht auch nur ein Titelchen fallen zu lassen, hatte doch vor der Hand die Leitung aller Angelegenheiten der Großmutter nicht entzogen, wie sie dem Sohne mittheilte, ohne jedoch die Hoffnung durchblicken zu lassen, welche sie insgeheim noch für ihn hegte. Es kam ja nur auf einen Act der Großmuth an, dessen sie Paul wohl für fähig hielt, nicht Allem aber doch einem Theile zu entsagen! Das aber mußte die Zeit entwickeln.

„Du rühmst immer Deine Mama,“ sagte Editha zu ihrem Gemahl, „wie meisterhaft sie Alles zu führen und zu ordnen verstehe! Nun hier hat sie diese Meisterschaft so wenig bewiesen, als ihre Liebe zu Dir, von welcher Du auch viel redest. Warum begnügte sie sich mit dem Todtenschein, der doch nur auf Vermuthungen ausgestellt war, warum ließ sie den Verschollenen nicht in Deinem Interesse gerichtlich für todt erklären?“

Vergebens bemühte er sich ihr die Unzulässigkeit eines solchen Antrags schon durch die noch nicht abgelaufene gesetzliche Frist vorzustellen. Sie behauptete, einer Meistlerin im Regieren sei nichts unmöglich. „Unbegreiflich, daß Dein Paul ihr das Regiment doch gelassen hat,“ rief sie, „bei seiner Abneigung gegen sie, die er wieder beweist, daß er nicht mit ihr unter einem Dache wohnen will. Auch die schöne Beaumont hat ihn nicht an Buchau fesseln können. Arnold!“ sagte sie auf einmal und ihre kleinen Augen funkelten bei dem plötzlichen Gedanken. „Wenn hier ein falsches Spiel gegen Dich waltete! Wenn sie von Paul's Rückkehr schon früher gewußt, wenn sie darum die Tochter ihres alten Liebhabers habe kommen lassen, um ihr ein glänzendes Schicksal zu bereiten! Sie als Erlaucht!“

„Ich bitte Dich um Gotteswillen, Editha!“ entgegnete er erschrocken über den gehässigen Ausdruck, der ihr hübsches Gesicht entstellte. „Welche Intrigue spinnst Du aus, eben so ungerecht als völlig aus der Luft gegriffen! Ich freute mich schon, daß Du Dein Vorurtheil gegen die harmlose Frau, welche Dir nichts gethan aufgegeben zu haben scheint und freundlich mit ihr sprachst, und nun auf einmal wieder diese grundlosen Beschuldigungen! Glaube mir, Paul könnte sich

ihr schon deshalb nicht nähern, weil sie die Tochter des Mannes ist, den er in seiner jugendlichen Verirrung so tödtlich gehaßt hat.“

Diesem Einwurfe war sie zugänglich. Paulehrte auch wohl vor der Hand gar nicht nach Buchau zurück; wer weiß, ob er überhaupt noch an Heirathen dachte, er mußte ja bereits vierzig Jahre alt sein. —

„Du kannst freilich nach dem Laufe der Natur keinen wirklichen Tod nicht mehr erleben,“ sagte Editha mit einem ziemlich ungenirten Blick auf das graue Haar ihres Gemahls. „Nicht zum zweiten Male wirst Du Deinen Einzug als Standesherr in das Schloß Deiner Väter halten und Kinder haben wir nicht.“ Der Ton, mit welchem sie die letzten Worte sprach, klang vorwurfsvoll und war jedenfalls sehr naiv, nur hatte Graf Arnold in diesem Moment nicht die Stimmung ihn zu würdigen.

Was er von Paul in Beziehung auf die Tochter des Herrn von Cronnegl gesagt hatte, war begründet. Paul ging aber noch weiter als sein Oheim irgend ahnte. Es war als ob aller Argwohn, der einst sein jugendliches Gemüth unnachtet hatte, mit finsterner Macht zurückgekehrt sei. Paulinens Schönheit hatte auch auf ihn einen mächtigen Eindruck gemacht, er hatte sie schweigend beobachtet und wohl erkannt, daß ihr Geist dieser Schönheit entsprach. Aber gewaltsam hatte er das Alles von sich abgewiesen. Daß sie Cronnegl's Tochter und deshalb hier war, ein lebendiges Zeugniß, daß die Vergangenheit noch aufrecht erhalten werde, war ihm genug, um ihn von Paulinen zu entfernen. Er wollte sich einem Zauber entziehen, den er fühlte, der ihn zu entnerven drohte.

8.

In der ganzen Gegend machte die Kunde von der Heimkehr des todtgeglaubten Grafen Paul, die wie ein Roman aus der Zeit der Kreuzzüge klang, das ungeheuerste Aufsehen. Koll brachte sie zuerst seinem Freunde Telnitz, welcher davon so betroffen wurde, daß er einen Moment völlig die Fassung zu verlieren schien. „Was hast Du?“ fragte Koll verwundert. „Warum alterirt Dich das?“

„Mich?!“ entgegnete Telnitz, der sich schnell gefaßt hatte. „Wie kommst Du darauf? Ich bin doch nicht der Standesherr, der nun wieder fatalen Einschub bekommen hat? Das Gesicht der kleinen Erlaucht möchte ich sehen!“

„Lügne mir nicht, daß Du irgend einen unan-

genehmen Gedanken damit verbunden hast!“ sagte Koll. „Du wurdest ja ganz blaß. Ich kann es aber errathen: Du fürchtest eine Concurrnz, falls der verlorene Sohn noch ledig ist, — die Zauberkrast, welche sich Allen fühlbar gemacht, die nicht, wie ich, schon durch einen Talisman dagegen geschützt waren — und wieder umgekehrt die Romantik des Ereignisses, die den Helden umkleidet — für Beide das süße Zusammenwohnen und über ihnen die schützenden Fittiche der alten Adlerin —.“

„Du bist als Ehemann erstaunlich witzig geworden,“ unterbrach ihn Telnitz. „Laß Dir einfach sagen, warum mich Deine Nachricht, wenn sie keine Tatarenpost, wie einst vom Falle Sebastopol's ist, frappirte: ich habe den Grafen Winded, als ich von Kurland, meiner Heimath, aus, zum ersten Male als ganz junger Mensch in Petersburg war, flüchtig kennen gelernt und zwar in einer besondern Angelegenheit — die — kein Interesse für Dich hat! Sie betraf ihn, verstehst Du? Ich habe Dir wohl schon davon erzählt.“

„Kein Wort!“ versicherte Koll. „Ich weiß überhaupt nicht, daß Du ihn schon gekannt hast — von ihm ist auch gar nicht mehr hier gesprochen worden in der Gegend, er war gestrichen.“

„Darum habe ich auch weder der alten Gräfin noch dem Rossenheimer etwas gesagt,“ erwiderte Telnitz. „Winded wird sich meiner vielleicht gar nicht mehr erinnern, ich lege auch keinen Werth darauf — im Gegentheil! — Was die Concurrnz betrifft, wie Du Dich auszudrücken beliebst, so kennst Du satfam meine Grundsätze. Auch glaube ich keine mehr fürchten zu müssen! Meine Kenntniß des Frauenherzens hat mich noch nie getäuscht.“

„Du bist Deiner Sache sehr gewiß! — Ich kann Dir aber nicht widersprechen. — Weiß der Graf Winded, daß Du hier wohnst?“

„Wie sollte er das! Ich sage Dir, er kann sich meiner gar nicht mehr erinnern, ich war damals, wie gesagt, ein ganz junger Mensch und er ein stolzer Offizier der Garde zu Pferde! In Rußland weiß auch wohl Niemand, wo ich mich angekauft habe — nur ein Spürhund hat mich hier finden können —.“

Koll bemerkte wohl, daß Telnitz noch immer in einer Aufregung war, die er vergebens unter kalten Reden zu bergen suchte, ihm fielen auch die letzten Worte auf, die keinen Sinn zu haben schienen, aber er äußerte sich nicht darüber. Beider sogenannte Freundschaft war nicht der Art, daß sie zum rückhaltlosen

Vertrauen geführt hätte, sie war dazu auch zu neu; Beide hatten sich vor einigen Jahren in einem Bade kennen gelernt und an einander Gefallen gefunden, Koll war dann der Anlaß geworden, daß Telnitz sich in seiner Nähe, wo er ihm ein Gut vorgeschlagen, angekauft hatte. Seit Koll's Verlobung schon war aber ihr Verkehr, der sonst auf ziemlich verwandter Sinnesart beruhte, etwas eingeschränkt und Telnitz hatte ihn vor einiger Zeit, als er wirklich eine schwere Sorge auf dem Herzen zu haben schien, die er vergebens abzulängnen suchte, auf theilnehmende Fragen stets zurückgewiesen, weil ein Bräutigam, wie er halb im Ernst sagte, im Punkte des Schweigens keine — zuverlässige Person mehr sei. So durfte er auch heute nicht hoffen, den wahren Grund des Eindrucks zu erfahren, den seine Nachricht offenbar auf Telnitz gemacht hatte.

Am folgenden Tage schon fuhr Telnitz nach Buchau. Wollte er doch die frühere, flüchtige Bekanntschaft erneuern? Oder gab sie ihm nur den Anlaß sich endlich dort Eingang zu verschaffen? Schon an der Seeschenke, wo er einen Moment anhielt, erfuhr er jedoch, daß Graf Paul bereits wieder abgereist sei — wohin und auf wie lange, wußte natürlich der Schenker nicht. Telnitz besann sich einen Augenblick, dann aber beschloß er sich dadurch von seinem Vorhaben nicht abhalten zu lassen. Er wurde von der Gräfin angenommen und sein Besuch, der sie bei der Meldung etwas verwundert hatte, fand nun seine natürliche Erklärung in der frühern Bekanntschaft, welche Telnitz veranlaßt hatte den Heimgekehrten gleich aufzusuchen. Auch Paulinen sah er, und trotz der Grundsätze, wie er seine unlautern Lebensansichten den Begriff entweihend genannt, fühlte er, daß er sich beugen müsse vor dem Adel einer reinen weiblichen Seele, seine Leidenschaft stieg dadurch nur noch höher und wie sie unverkennbar selbst in der kurzen Zeit seiner Anwesenheit in einzelnen Zeichen sich kund gab, machte sie Paulinen befangen, wodurch sie in seinen Augen nur noch reizender wurde. Die alte Gräfin war eine feine Menschenkennerin. Sie hatte Telnitz schon zuweilen gesehen, auch in den eignen Gesellschaften, welche sie früher auf Buchau vereinigte, und was sie Paulinen bereits über ihn gesagt hatte, bewies, daß sie ihn richtig erkannt hatte. Heute konnte ihr nicht entgehen, daß er sich für Paulinen ernstlich interessire, daß er aber seine oft nur allzuleicht errungene Sie-

geszuversicht verloren habe und sie wünschte von Herzen, daß er scheitern möge, ihrer Nichte ein tieferes Interesse einzulösen.

Als Telnitz aufbrach, bemerkte er zu seiner Beschämung, daß er die herkömmliche Zeit für einen Besuch in seiner Stellung zum Hause weit überschritten habe und er entschuldigte sich deshalb. Die freundliche Antwort der Gräfin nahm er gern auf, sie konnte ihm ein willkommener Anhalt für künftig sein. In seiner Brust tobte ein Sturm, als er hinausfuhr in die herbstliche Gegend. „Spielst Du nicht ein gefährliches Spiel?“ klang die Warnungsstimme. — „Warum Dich berufen auf Jenen — heißt das nicht die bösen Geister der Vergangenheit von Neuem herausfordern?“ Sein Auge irrte über den See, dessen Wellen auch heute, wo der Wind nicht stark war, mächtig aufbäumend zum Ufer rollten, als seien sie in ihrer geheimnißvollen Tiefe durch unbekannte Gewalten aufgeregt.

Vor der Schenke stand der Wirth, der auf ihn gewartet zu haben schien. „Gnädiger Herr,“ sagte er, als Telnitz aufmerksam geworden, anhielt, „ich bin ein unglücklicher Mann — wenn Euer Gnaden doch etwas für mich bei meiner Herrschaft oder sonst wo — für mich thun könnten! Meine Frau ist mir abgeholt worden und sie haben auch nach mir gefragt, ich war aber nicht zu Hause. Was soll ich unschuldiger Mann thun? Es ist noch immer die alte Geschichte!“

(Schluß folgt.)

F e n i l l e t o n .

(Seltsamer Ehrgeiz). Die Person, welche zu allerletzt die diesjährige Industrieausstellung aller Nationen in London verließ, war wie bei der Londoner Ausstellung im Jahre 1851 eine Dame, und zwar dieselbe, welche auch damals einen Ruhm darin suchte, nach ihrem Heraustrreten aus dem Industriepalast die Thüren für jeden weiteren Besuch schließen zu sehen. Um sich diese Genugthuung zu verschaffen, hatte die ehrgeizige Lady ebenso wie 1851 einem der Polizeiagenten eine Gratification gegeben, damit er ihr erlauben möge, in einem Nebenzimmer zu warten, bis alle Welt hinausgegangen war, worauf sie mit gemessenen Schritten und stolzgehobenem Haupte als Letzte zur Thür hinaustrat und das Bewußtsein mit nach Hause trug: „I was the last in the great international exhibition.“

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stabfäden 6 Thlr.,
mit Stabfäden 8 Thlr.

Aus der Fremde.

Novelle

von

Bernd von Gusek.

(Schluß.)

„Gehst das mich an?“ entgegnete Telnitz auffahrend. „Bin ich Euer Herr oder Richter? Wendet Euch selbst an Eure Herrschaft! Wenn Ihr unschuldig seid, wird Euch nichts geschehen!“ Er ließ den Pferden Freiheit und der Kutscher, der hinter ihm saß, blickte den Wirth sträflich und mißtrauisch an. — „Der Kerl taugt nichts, gnädiger Herr!“ sagte er nachher — sein Herr ging aber nicht darauf ein, ihn zu weiterem Reden zu ermutigen.

In Buchau wurde von Telnitz noch viel gesprochen. Pauline hatte sich ihrer Befangenheit gegen ihn geschämt, die sie doch nicht zu überwinden vermocht hatte. War sie denn noch ein junges Mädchen, dem die erste Huldigung in ihrem Leben zu Theil wird? War sie nicht vielmehr eine Dame der großen Welt, die an Huldigungen gewöhnt war und sie nicht höher anschlug als sie verdienten? Wie kam es denn, daß sie sich auf einmal dadurch in ihrer Sicherheit und Unbefangenheit hatte stören lassen? Sie glaubte selbst ihm dadurch einen Vortheil gewährt zu haben, den sie

ihm nicht zugestehen wollte, sie fühlte auch, daß die Gräfin es bemerkt haben müsse und sprach sich daher darüber aus, wie fein Benehmen sie in Verlegenheit gesetzt habe. „Ist er eitel genug das falsch auszulegen,“ sagte sie, „so wird das enfant terrible sich das nächste Mal arg enttäuscht finden!“

Die Gräfin aber las in Paulinens offener Seele vielleicht mehr als diese sich selbst bewußt war; sie sah eine Gefahr voraus, welche diese noch nicht ahnte. Wenn sie auch den Wunsch hegte, daß Pauline ein neues Lebensglück an der Seite eines zweiten Gatten finden möge, so glaubte sie doch, daß gerade Telnitz ihr ein solches niemals bereiten könne und sie hielt es für ihre Pflicht dagegen zu wirken.

„D fürchte nichts!“ rief Pauline, welche ihre Absicht, so wenig diese auch hervortrat, mit weiblichem Scharfsinne schnell errieth. „Mag er für Andere viel Anziehendes haben, mögen seine gerühmten Augen für sie den Blick des Basilisken besitzen, der seine Opfer starr macht, damit sie nicht entinnen — bei mir ist dieser Blick machtlos. Ich finde Telnitz interessant, das läugne ich nicht — er ist viel anders als die meisten Männer, aber gefährlich kann er mir nie werden!“ Sie sagte das mit einer so stolzen Zuversicht, daß die Gräfin grade deshalb nicht beruhigt sein konnte.

Noch am Abende desselben Tages wurde ihr eine Mittheilung hinterbracht, welche sie in anderer Richtung lebhaft beschäftigte. Die Magd aus der Seeschenke war auf das Schloß gekommen, hatte den Wäch-

ter, mit dem sie verwandt war, aufgesucht und ihm erzählt, daß die Wirthin durch einen Gerichtsboten abgeholt worden sei, der auch nach dem Schenker gefragt habe, der sei aber nicht zu Hause gewesen; als er dann gekommen, habe er sich sehr erschrocken und bald nachher sie, die Magd, auf einmal aus seinem Dienste entlassen, weil er seine Bude, wie er gesagt, auf ein oder ein Paar Jahre zumachen müsse; er habe ihr den vollen Lohn gezahlt und ihr, nachdem er viel herumgekrant und sich einen Quersack gestopft, den Schlüssel gegeben: sie können nun hier bleiben oder gehen, wie sie wollen — er aber sei mit Quersack und Stock abgegangen. Das war eine auffallende Nachricht und der Wächter, der von alten Zeiten her dem Schenker Böses genug zutraute, erzählte sie sogleich dem Kammerdiener, durch welchen sie an die Gräfin gelangte. Die Sache ließ sich in verschiedener Weise erklären, aber es war natürlich, daß die alte Dame zuerst an das noch unenthüllte Ereigniß am See dachte und wie sich bald herausstellte, hatte sie darin Recht.

Die Wirthin, von innerer Unruhe getrieben, hatte sich selbst durch allerlei unvorsichtige Worte, die ihr entschlüpft waren, in Verdacht gebracht, und das Gericht, dem solche angezeigt worden, war in einem ungewöhnlichen Aufschwunge zu dem Entschlusse gekommen, die Sache nochmals aufzunehmen und mit aller Energie zu verfolgen. Es war vorerst noch gar keine Verhaftung, sondern nur eine Vorladung der Wirthin gewesen, sonst würde statt des Gerichtsboten wohl ein anderer Diener des Gesetzes gekommen sein, aber die Wirthin in ihrer Seelenangst, um nur die Last vom Herzen los zu werden, hatte ihn gebeten sie nur gleich mitzunehmen, sie wolle noch heute Alles aussagen, was sie wisse und dann beschwören, wenn es die Herrn verlangten. Den Schwur hatte man noch offen gelassen, bis sich etwaige anderweitige Indicien, contradictorische vielleicht, finden würden. Spät Abends angelangt, war ihr Begehren zwar dem Untersuchungsrichter noch vortragen, von diesem aber mit Entrüstung, daß er bis an seinen Whisttisch in der Ressource verfolgt werde, zurückgewiesen und die Wirthin für die Nacht einstweilen in sichern Gewahrsam gebracht worden, weil die Sache doch nun für sie gravirend zu werden schien. Am andern Tage zur richtigen Dienststunde wurde sie denn verhört und ihre Aussage warf ein neues Licht auf die dunkle Begebenheit. Ihr Mann war danach in jener Nacht keineswegs um zu baden aufgestanden, sondern hatte, wie ihm der herrschaftliche Diener richtig Schuld gegeben, auf dem See im Verbotenen fischen

wollen. Als er auf dem Wasser gewesen, hatte er vom Lande her wirklich den Schrei gehört und seinen Kahn gleich näher an's Ufer getrieben, da hatte er denn im Mondschein auf dem hohen Rande eine Frau erblickt, die ihm zugerufen: rette mich, Fischer! Ich lohne Dir's mit Gold! Rasch sei der Schenker hinzugefahren, sie habe jedoch hinter sich geblickt und mit einem lauten Schrei, als werde sie verfolgt, den Sprung schon gewagt, noch ehe der Kahn nahe genug gewesen. Sie sei denn auch gleich im Wasser verschwunden, weil es an jener Stelle unergründlich tief sei. Der Wirth habe vor Schreck fast selbst die Besinnung verloren, aber doch gethan was in seinen Kräften gestanden, sie sei aber nicht mehr an die Oberfläche gekommen; der See gebe Keinen wieder heraus, das wußten alle Leute seit Menschengedenken. Am Ufer habe sich Niemand erblicken lassen, vor welchem die Frau etwa geflohen sei — der Wirth habe endlich selbst, von Grausen ergriffen, das Ganze für eine Erscheinung gehalten und sei schleunigst nach Hause gefahren, wo er ihr verboten habe von der Sache zu reden, weil es sie nichts angehe und gefährlich für sie werden könnte, möchte es nun ein Spuk oder ein Mensch gewesen sein. Bald darauf seien denn die beiden Männer vom Schlosse gekommen, mit denen ihr Mann noch suchen gegangen und nachher am Tage der junge Mensch auf dem kleinen Pferde, wie sie schon ausgesagt, das habe Alles seine Richtigkeit. Nun aber, drei Tage darauf, sei sie wieder mit ihrem Manne auf dem Wasser gewesen und dort — sie bezeichnete die Stelle ganz genau — habe der See doch einmal seine Beute losgelassen und in einer kleinen Bucht unter tiefhängenden Zweigen angeschwemmt. Eine entseelte Frau hatten sie gefunden, nicht allzu jung mehr, in einem schönen, seidnen Kleide — eine goldene Kette um den Hals und Ringe an den Fingern, das wäre aber ihres Mannes Unglück gewesen. Der hätte ihr nur gleich die Kette und eine Uhr und die Ringe abgenommen und ihre Tasche nach Geld durchsucht, er hätte auch welches gefunden und noch eine Briestafche; sie, die Wirthin hätte ihn mit Thränen gefragt, er wolle es doch nicht etwa behalten? er aber habe ihr befohlen zu schweigen, habe dann die Leiche mit Steinen beschwert und wieder in den See gestürzt, und seiner Frau den Mund verboten gegen Jedermann, da es sie nur ins Unglück bringen könne. So habe sie denn unter Gewissensangst geschwiegen bis jetzt, einen falschen Schwur wolle sie aber nicht auf ihre Seele laden, darum habe sie denn heute ausgesagt was sie wisse und man möge sie nun bestrafen.

Auf diese Aussage sollte unverzüglich ihr Mann verhaftet werden, der war aber schon entflohen. Gleichzeitig wurden an der Stelle im See, welche die Frau bezeichnet hatte, Nachforschungen angestellt, sie blieben jedoch, obwohl mit Ausdauer betrieben, ohne allen Erfolg, wie die Fischer, als sie dazu veranlaßt wurden, gleich vorausgesagt hatten. Der See giebt keinen wieder heraus und wenn er's einmal aus Laune gethan, so geschieht es nimmer wieder. Festgestellt war nun das Factum allerdings, aber wer die Unglückliche gewesen, blieb nach wie vor in Dunkel gehüllt, wenn es nicht gelang den entflohenen Seeschenker zu verhaften und von ihm die Briefftasche zu erhalten, welche er der Leiche abgenommen hatte; in derselben fanden sich vielleicht Nachweisungen über ihre Person vor. Die Wirthin, über diesen Punkt noch befragt, wußte gar nichts, ihr Mann hatte sie immer derb abgefertigt, wenn sie von den Gegenständen, die er sich angeeignet, mit ihm reden wollen. Es wurden Steckbriefe hinter ihm erlassen, deren Erledigung abzuwarten war. Die Frau wurde einstweilen in Freiheit gesetzt, da die Gräfin Windedt sich ihrer annahm. Spruchreif war die Sache noch in keiner Weise.

Der Winter nahte und die Pläne, welche auf Buchau für eine Reise nach dem Süden gefaßt worden waren, hatten durch die Rückkehr des Grafen Paul wenigstens einen Aufschub erfahren, wenn auch die Gräfin noch zuweilen davon sprach. Paul verweilte noch in der Hauptstadt, wo er sich bei der höchsten Behörde legitimirt und dem Landesherren vorgestellt hatte. — Nachrichten von befreundeter Hand, welche auf Buchau einliefen, schilderten die Sensation, welche sein Erscheinen auch dort in den vornehmsten Kreisen gemacht hatte, er war der Löwe des Tages, nur Schade, daß er seine günstige Position so gar nicht zu benutzen verstand oder sie nicht benutzen wollte, jedes Haus hätte sich ihm mit Freuden geöffnet und er vermied alle Gesellschaften! War er durch seinen langen Aufenthalt unter den wilden Bergvölkern der europäischen Civilisation entfremdet und, weil der Islam den geselligen Umgang mit Frauen verbietet, frauenscheu geworden? Eine determinirte Wittve, welche man das „Ferment“ den Gährungsstoff, der Gesellschaft nannte, unternahm es ihn „damenfromm“ zu machen, es kam nur darauf an seiner erst habhaft zu werden. Das schien aber sehr schwierig. War er etwa selbst zum Islam übergegangen. „N'importe! Das thut nichts!“ hatte das Ferment gesagt. „In unsern mit heirathsfähigen Fräuleins weit über die Nachfrage gesegneten Salons wäre

ein Muhammedaner, dem sein Koran gesetzlich drei Frauen gestattet, sehr empfehlenswerth. Schaffst ihn nur erst her!“

Pauline las diesen Erguß der Laune, den sie einer frühern Bekannten aus jenen Kreisen verdankte, mit fröhlichem Behagen. „Sieh, Tante! Das ist ein Mann!“ rief sie heiter, in einem Anfluge ihres alten Uebermuths, ohne recht zu bedenken was sie sagte. „Vergleiche ihn nun mit dem blassen enfant terrible, vor dessen Basiliskenauge Du mich warntest!“

Die Gräfin sah sie prüfend an, — welcher Gedanke bewegte sie in diesem Momente und gab ihrem Blicke den liebevollen Ausdruck, mit dem er auf Paulinen ruhte?

Nach Buchau kam Paul vor der Hand nicht, obwohl mehr als ein Anlaß seine persönliche Anwesenheit erfordert hätte. Er erteilte dem Ober-Beamten Vollmacht in speciellen Angelegenheiten, wie er seiner Großmutter General-Vollmacht gegeben hatte, viel umfassender als ihr eigener Sohn, was aber nicht dessen Schuld, sondern die eines ängstlichen Sachwalters gewesen war. Von Zeit zu Zeit erhielt die Gräfin auch von ihm Briefe, welche neben dem geschäftlichen, noch persönlichen Inhalts waren und sie las dieselben stets mit Aufmerksamkeit, um den Geist zu erforschen, der in ihnen athmete. Wenn sie diesen recht erkannte, warum kam er nicht her, warum wohnte er nicht hier, wie es seiner würdig war, im alten Erbsitz seiner Väter? O wie gern würde sie, wenn der geheime Wunsch ihrer Seele, der die Versöhnung im schönsten Sinne gekrönt hätte, in Erfüllung ginge, Alles in seine Hände legen und dann eingehen zur ewigen Ruhe!

Er kam aber nicht. Statt seiner wiederholte Telnitz bald genug seinen Besuch und erschien, uneingeladen öfters — ihm schien es ganz überflüssig nach einem Anlaß zu suchen, vielmehr hatte er wenig Fehl, was ihn herzog und die Nachbarschaft bemerkte es auch. In großen Städten weiß man sich gegen unwillkommene Besuche zu schützen, indem man sich verläugnen läßt, was jeder Mensch als eine mildere Form der Abweisung anerkennt und Niemand übel nimmt, in kleinern Orten, wo mehr ängstliche Rücksichten herrschen, würde das schon Gefahren der Beleidigung haben, auf dem Lande ist es gar nicht möglich. Der Gräfin gestattete zwar ihr seit dem Tode des Gemahls angegriffener Gesundheitszustand zuweilen den ihr zugeachten Besuch abzulehnen und Telnitz konnte dann nicht erwarten, von Paulinen angenommen zu werden, aber wie wenig war dadurch gewonnen! Er nahm es

zum Anlaß, sich baldmöglichst wieder nach dem Befinden der Gräfin zu erkundigen. Die alte Dame hatte dabei doch immer alles Aufsehen zu vermeiden, denn sie hielt Telnitz, der keine Rücksichten kannte und dessen Leidenschaft immer deutlicher hervortrat, für fähig jedes Mittel zu gebrauchen, wenn es ihn zu seinem Ziele führte. Sie fühlte sich zuweilen wahrhaft rathlos und sah darin einen Beweis ihrer zunehmenden Altersschwäche. Es tröstete sie nur, wie ihre Befürchtung, daß grade diese so leidenschaftliche Verehrung in Paulinens Herzen verwandte Saiten erwecken werde, sich mehr und mehr als unbegründet bewies. Wenn je eine solche Gefahr vorhanden, so war das nur momentan gewesen und längst vorüber. Wodurch er zuerst Paulinen in ihrem heiligsten Gefühl verletzt hatte, das war ein Blick gewesen, den sie bemerkt, ein Blick auf ihr Kind, begleitet von einem spöttischen und verächtlichen Lächeln. Sie hatte die Kleine darauf, seine Gegenwart nicht achtend, mit überwallender und schmerzlicher Liebe an ihr Herz gedrückt — diese Liebe mußte dem armen Kinde ja die Zuneigung der Welt ersetzen, die es vielleicht nimmer gewinnen mochte. Von diesem Moment an hatte sie gefühlt, daß Telnitz ihr niemals lieb werden könnte, wenn sie auch immer noch seinem Geiste und seinem Witze alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Davon wußte aber die Welt nichts und bald verbreitete sich in der Gegend die Nachricht, daß Telnitz mit der reizenden Beaumont schon im Stillen verlobt sei. Der Quell dieser Nachricht blieb unbekannt, Telnitz läugnete sie noch, selbst gegen Koll, man ehrte das und sie fand ihren Weg nicht nach Buchau, wo seit kurzem die alte Gräfin wirklich erkrankt und in Folge dessen überraschend ihr Enkel, dem es sein Oheim Arnold gemeldet, angekommen war. Hätte Telnitz jetzt täglich einen Blick nach Buchau thun können, das ihm natürlich verschlossen war, so würde er vielleicht zu einem äußern Schritte hingewiesen worden sein! Schon daß er den Grafen Paul dort wußte, setzte ihn in eine fieberhafte Aufregung — war es denn so ganz unmöglich, womit ihn Koll im Scherze zu reizen versucht? Hatte er selbst denn wirklich die Gewißheit, welche das Gerücht seiner Verlobung voraussetzte? Mit erzwungenem Lachen verspottete er seine Zweifel — er ahnte nicht, daß der Blitz schon von einer andern Seite nach seinem Haupte zuckte.

Paul hatte mit seiner Großmutter an ihrem Krankenbette, von welchem sie nicht mehr zu erstehen meinte, eine ernste Unterredung gehabt. Sie selbst hatte die alte Zeit in sein Gedächtniß zurückgerufen und im An-

gesichte des Todes war der letzte Schatten, der noch von daher zwischen ihnen waltete, geschwunden. Wolle Wahrheit! Sie hatte dieselbe ja nicht zu scheuen. Der Knabe, der ihr einst so abgeneigt gewesen, der Jüngling, der sie mit einem finstern Argwohn verfolgt, im Fanatismus für die vermeintlich gekränkte Ehre seines Großvaters, sich nicht gescheut hatte ihre Briefe und Aufzeichnungen aus einer frühern Zeit zu lesen, war ein Mann geworden, durch das Leben und harte Schicksale geläutert. Warum sollte sie ihm jetzt nicht sagen, was lange vorher, ehe sie durch den letzten Wunsch ihres Vaters bestimmt, ihre Hand ohne ihr Herz vergeben hatte, in ihrem Leben geschehen war? Daß ihr Stiefsohn, und noch mehr Pauls Mutter, so lange sie lebte, zuerst den Argwohn gegen sie in ihrem Gemahl geweckt, berührte sie nicht, um Paul nicht weh zu thun — aber sie mußte sich darüber aussprechen, daß sie diesen Argwohn gefühlt und bitter getragen und daß sie den Bruch zwischen ihrem Gemahl und seinem Enkel nicht verschuldet habe, als endlich die Wahrheit gesiegt hatte. Daß die Welt sie damals verurtheilt hatte, wußte sie und sprach es aus, zugleich aber rühmte sie die Hochherzigkeit ihres Gemahls, der sich selbst wiedergefunden und auch dem edlen Manne, dem er so schmachvoll Unrecht gethan, noch in der Ferne Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen.

„Seine Tochter ist bei mir —“ schloß sie, von dem Gespräch erschüttert. „Wenn ich gestorben bin, sei schonend gegen sie.“

Wenn sie geahnt hätte, wie Paul vor kurzem noch den alten Feind in seiner Brust nicht ganz besiegt, welche Sünde er gegen sie zu bereuen hatte! Das war nun aber Alles vorüber, er bat sie auch dafür mit um Verzeihung und sagte ihr, daß er einen Clenden, der ihm in jener Zeit böse Dienste geleistet, zur Rechenschaft gezogen habe — doch damit wolle er sie jetzt nicht stören, sie werde wieder genesen und noch lange zur Freude der Ihrigen leben. Als sie ihn aber dennoch fragte, wen er gemeint, und darüber beunruhigt schien, nannte er den Wirth aus der Seeschenke, der, wie sie wisse, in einer schlimmen Angelegenheit flüchtig gewesen sei und ihn aufgesucht habe, damit er ihn schütze. „Meinen Schutz, auch wenn ich ihn gegen die Gesetze hätte gewähren können,“ sagte Paul, „hat er nicht verdient!“ Daß er leider in meinen jungen Jahren mich durch Lügen und schändliche Behauptungen in meiner Verblendung bestärkt, daß er mir den Weg in der Nacht gebahnt hat und wie ein Dieb eingebrochen ist, um in das Heiligthum Deiner Vergangenheit zu drin-

gen — konnte ich ihm dafür danken? Ich habe der Gerechtigkeit ihren Lauf gelassen — nur ist mir daraus noch eine traurige Erfahrung mehr erwachsen. Das betrifft uns nicht, ich erzähle Dir das ein Andermal. Du bedarfst jetzt der Ruhe.“

Er küßte die Hand der Greisin und verließ ihr Zimmer. Im Saale fand er Paulinen, sie hatte geweint und mühte sich ihm das zu verbergen — er bemerkte es aber und sah zugleich, daß es eher Thränen des Unwillens als der Betrübniß waren. Ihm stand kein Recht der Frage zu. Pauline hatte aber eben durch ihre Dienerin erfahren, was nun endlich doch den Weg auch nach Buchau gefunden hatte, das falsche Gerücht ihrer Verlobung. Sie faßte sich, und da sie Paul befremdet ansah, durchzuckte sie plötzlich der ihr unerträgliche Gedanke, auch er könne von jenem Gerüchte gehört haben und es glauben. Ohne sich zu bedenken, gab sie ihrem Gefühl nach und ließ ihn durch ein halbes Wort errathen, was sie verletzt und erzürnt hatte. — Beide waren sich in der Zeit ihres Zusammenlebens schon viel näher gekommen und Paul, von der Nachricht betroffen, durfte nach dem Namen fragen.

„Telnitz!“ rief er und unwillkürlich zuckte seine Hand nach der Brust, als suche er dort etwas. Freilich hatte er dort einen Fund von größter Wichtigkeit, der in diesem Moment eine neue Bedeutung gewann. Doch sprach er sich nicht aus, sondern beruhigte Paulinen nur, daß sie sich ein so erbärmliches Geschwätz der Menschen nicht solle zu Herzen gehen lassen, und daß die Welt sich sehr bald von der Unmöglichkeit desselben überzeugen werde. Er betonte das ganz besonders, fragte noch beiläufig, wo Telnitz wohne und brach dann ab. Noch an demselben Morgen fuhr er aus, wohin, wußte man nicht. Er suchte aber Telnitz auf seinem Gute auf und traf ihn zu seiner großen Befriedigung zu Hause.

Telnitz war überrascht, als ihm Graf Paul Windeck gemeldet wurde, er mußte glauben, daß dieser sich doch seiner von so langen Jahren erinnere und empfing ihn sehr zuvorkommend mit einer darauf bezüglichen Frage.

„Mich führt ein besonderer Anlaß zu Ihnen, Herr von Telnitz,“ sagte Windeck, dessen kalte Miene keine Spur von Freundlichkeit zeigte. „Ich habe kein Recht mich in Ihre Angelegenheiten zu mischen, noch weniger mich zum Richter Ihrer Handlungen aufzuwerfen, aber da mir die Briefftasche Ihrer unglücklichen Gemahlin zugestellt worden ist, so hielt ich es für meine Pflicht

Ihnen davon Mittheilung zu machen; was Sie darauf thun wollen, bleibt Ihnen anheim gestellt.“

„Herr Graf!“ rief Telnitz leichenblaß und fassungslos, aber mit wildfunkelnden Augen.

„Ich bin, wie gesagt, weit entfernt von jeder unberufenen Einmischung,“ fuhr der Graf kalt fort, „aber da ich einmal Einsicht genommen hatte in die russischen Papiere, welche jene Briefftasche enthielt, aus rein menschlichem Interesse, Herr von Telnitz, denn ich wußte ja noch nicht, wer die Unglückliche gewesen, und da ich nun zu meiner höchsten Ueberraschung sah, daß es eine Frau betraf, deren Schicksal ich trotz der langen Zeit nicht vergessen und von der ich noch kürzlich in Petersburg gehört, daß es ihr endlich gelungen, wonach sie so lange geforscht habe, und sie jetzt nach Deutschland abgereist sei — so werden Sie es erklärlich finden, daß ich Sie aussuchte. Sie haben mich selbst an jene alte Zeit erinnert, ich kann nur annehmen, daß Sie nicht wußten, — „Nehmen Sie das an, mein Herr Graf!“ fiel Telnitz heftig ein, der zum vollen Bewußtsein seiner Lage und damit auch zu neuer Fassung gekommen war. „Wenn Alles wahr ist was Sie mir sagen, so kann ich Ihnen darauf die bestimmte Erklärung geben, daß ich freilich nicht gewußt habe, wie das Unglück, das sich in meiner unmittelbaren Nähe zugetragen hat, mich selbst betraf, daß ich noch heute nicht begreifen kann, daß es die unglückliche Natalie, deren Verbindung mit mir längst gelöst war, gewesen sein soll, welche hier ihren Tod in den Fluthen gefunden hat. Würde ich sonst geschwiegen haben? Ist dem aber so, wer hat die Briefftasche Ihnen gegeben, wie kam sie in des Finders Hand? Ich bitte vor Allem, sie mir zurückzugeben, da ich das von Ihnen verlangen kann!“

Windeck hatte ihn ruhig aussprechen lassen. „Habe ich Ihnen etwa schon gesagt,“ entgegnete er dann, „daß die Angelegenheit, die ich berührte, mit dem traurigen Ereigniß, das sich in Ihrer Nähe zugetragen, zusammenhängt? Ich sprach nur von Ihrer Gemahlin und die Briefftasche konnte eben so gut in Petersburg mir zugestellt worden sein. Vergessen Sie nicht, daß Sie selbst ausgesprochen haben, wovon noch keine Rede gewesen — doch ich bin Ihr Richter nicht. Allerdings, mein Herr, ist diese Briefftasche mit ihren Documenten bei jener verunglückten Frau gefunden worden, der Finder, der sie sich angeeignet, hat die Flucht ergriffen und sie mir, den er um Verwendung anging, übergeben — ich mußte sie öffnen und die Papiere, so weit sie vom Wasser nicht gelitten hatten, untersuchen, ich

Konnte es, weil ich Russisch verstehe — nun aber sind dieselben natürlich vom Gericht reclamirt worden und nicht mehr in meinen Händen.“

Telnitz war zuerst über sich selbst erschrocken, daß er sich in unglaublicher Verwirrung gar keinen andern Fall, als daß Windeck die Wahrheit schon wissen könne, gedacht und seine Rede sogleich darauf bezogen hatte. War es auch so gewesen, so hatte Telnitz selbst ausgesprochen, was Jener noch gar nicht berührt. Doch war er durch die Gewißheit, daß nun kein Rückzug mehr möglich, gegen die weitem Folgen gestählt. — „Ich bin Ihnen verbunden, daß Sie sich zu mir bemüht haben,“ sagte er. „Was ich zu thun habe, ist meine Sache. Sie aber werden begreifen, daß ich mich über diese Angelegenheit hier nicht weiter aussprechen mag.“

„Ich begreife das vollkommen,“ erwiderte der Graf. „Noch ein anderes Motiv hat mich zu Ihnen geführt. Vielleicht ist Ihnen auch ein in der Gegend verbreitetes Gerücht bekannt, das Ihren Namen mit dem meiner Cousine, der Baronin Beaumont, in Verbindung bringt, ich erwarte von Ihrer Ehre, daß Sie dieser Lüge widersprechen, wo Sie irgend davon hören!“

„Herr Graf!“ versetzte Telnitz, indem sein blaßes Gesicht sich auf einmal dunkel färbte und Blitze aus seinen Augen schossen. „Hat Ihnen Frau von Beaumont diesen Auftrag gegeben?“

„Die Antwort darauf — ersparen Sie mir! Ich empfehle mich Ihnen.“ Damit brach Windeck auf, verneigte sich mit derselben kalten Förmlichkeit, die er während des ganzen Gesprächs behauptet hatte und ließ Telnitz in einer Stimmung zurück, welche nun erst zum wildesten Ausbruch kam. Sein erster Gedanke war den Grafen mit den Waffen in der Hand zur Rechenschaft zu ziehen, aber er verwarf ihn sogleich — dann suchte er sich Alles klar zu machen, um dem Schiffbruch, dem er entgegentrieb, zu entgegenen. Eine Lüge mußte er festhalten, daß er nicht geahnt, wer die Frau, die im See ihr Leben geendet hatte, gewesen sei. Was ihre Briefftasche enthielt, wußte er freilich nicht, aber konnte es mehr sein als ihre Legitimation? Er hatte sie in ihrer zarten Jugend, als der Wille ihrer stolzen Verwandten sie ihm verweigerte, entführt und sich heimlich mit ihr verheiratet, dann war sie durch Jene wieder von ihm getrennt, ihre Ehe jedoch, weil dies die Kirche wehrte, niemals getrennt worden. Er selbst hatte dann Rußland verlassen und die Episode als ungeschehen be-

trachtet. Das Frauenherz fühlt aber anders, er hatte das nie begriffen. Erst jetzt, nach langen Jahren, sollte er davon ein Zeugniß erhalten. Nach dem Tode ihrer Eltern war es ihr endlich gelungen seine Spur zufällig durch einen kurländischen Edelmann, der ihn in Deutschland gesehen hatte, zu entdecken und sie hatte an ihn geschrieben, ihm mit Seligkeit gemeldet, daß ihrer Wiedervereinigung nichts mehr im Wege stehe und ihm ihre Ankunft gemeldet! Er war davor erschrocken. Eine Frau von mehr als dreißig Jahren, für die er vollständig erkaltet war, sollte hier auf einmal erscheinen, und der Freiheit, in welcher er sich so wohl fühlte, ein Ende machen? Nimmermehr! Ihn fröstelte vor der Zärtlichkeit, die aus jedem Worte ihres Briefes sprach und er beschloß das Ungewitter von sich abzuwenden. Sie hatte ihm in einem zweiten Briefe unterwegs den Bahnzug und die Stunde bestimmt, wo er sie treffen würde — er war ihr entgegengefahren zur Station, ganz allein, ohne Kutsche und Diener, es lag ihm daran, daß Niemand etwas von ihr erfuhr. Nach dem Wiedersehen, das auf sie wie eine eiskalte Hand in ihr Herz greifend gewirkt hatte, war er mit ihr allein in die Nacht hinausgefahren und hatte sie mit Gründen, die er sich vorher mühsam zusammengerafft, zu überzeugen gesucht, daß es für beide Theile besser sein würde, wenn sie auch ferner getrennt blieben. Auch war er mit ihr gar nicht auf dem Wege nach Hause, sondern nach einer rückwärts gelegenen Eisenbahnstation gewesen, wo er sie zur Abreise zu bewegen hoffte, spurlos wie er gekommen war. Sie aber war entsetzt und vernichtet von Allem was sie aus seinem Munde gehört, in ihre Gemüthsstimmung gerathen, ähnlich der, welche sie bei ihrer ersten Trennung von ihm dem Tode nahe gebracht hatte, Graf Windeck, der in ihrer Familie damals bekannt gewesen, hätte dem Trennlosen davon erzählen können, daß sie mehrere Jahre in völliger Geisteszerrüttung zugebracht hatte — ein namenloses Grauen vor ihm hatte plötzlich ihre Seele erfaßt und kaum wissend was sie that, war sie aus dem Wagen gesprungen, und hatte die Flucht durch den Wald ergriffen, wohin er ihr nicht folgen konnte. Nachdem er sie noch eine Zeit lang gerufen und gesucht, war er endlich sehr besorgt, was sie nun weiter thun werde, umgekehrt und nach Hause gefahren, wo er das Gepäck, das er auf dem Wagen mitbrachte, ohne irgend eine Erklärung, in gute Verwahrung hatte bringen lassen. Er hatte dann durch seinen zuverlässigsten Diener in der Gegend Nachforschungen angestellt und als dieser auch

nicht die geringste Spur gefunden, sich der angenehmen Hoffnung hingegeben, Natalie werde selbst zur richtigen Ueberzeugung gekommen sein und ihm bald Nachricht von ihren darauf begründeten Entschlüssen geben. Eine furchtbare Antwort war ihm darauf schnell genug zu Theil geworden! Er hatte nicht daran zweifeln können, daß er Natalien in den Tod getrieben habe und nur in der mächtigen Aufregung einer neuen Leidenschaft hatte er die Stimme seines Gewissens zu betäuben vermocht! — Von diesem wahren Zusammenhange der unglücklichen Begebenheit wußte freilich nur Gott. Weder das Gericht, dem er nach Windecks Eröffnung sofort selbst die Aufklärung gab, die er ohne sich zu compromittiren, geben konnte, noch die Welt erfuhr ihn jemals. Man beklagte ihn, daß ihn ein solches Schicksal betroffen hatte, man verlor sich in die dunkelsten Vermuthungen über die Motive und Todesart der Unglücklichen, welche nach langer gezwungener Trennung zu ihrem Gatten geeilt, um kurz vor dem Wiedersehen ein so schreckliches Ende zu finden und wenn man auch Telnitz tabeln mußte, daß er nie etwas von ihr erzählt und sich einer allzuweit ausgebreiteten Zungesellenfreiheit bedient habe, so fand er doch unter dem schönen Geschlechte Manche, die ihn entschuldigten — wenigstens war nun sein Widerstand gegen eine Heirath, die oft genug empörend hervorgetreten, gültig erklärt. Jetzt erst war er frei und die Zeit konnte ihm doch noch Rosen bringen.

Ob er selbst das hoffte? Ehe der Winter, der für ihn eine schreckliche Zeit der Verödung gewesen war, zu Ende ging, verließ er die Gegend, um eine weite Reise anzutreten. Bis dahin hatte er ausgehalten, um keinen Grund zu weitem Verdächtigungen zu geben, er hatte sogar Gesellschaften besucht und allen schönen Fragen und Reden des Antheils oder der Neugier Stand gehalten. Als aber die sichere Bestätigung zu ihm gelangte, die er längst gefürchtet hatte, da stoh er, um nicht mit eigenen Augen zu sehen, wie der Verhaßte, der ihm zuerst den festen Boden unter den Füßen geraubt, des Glückes theilhaftig geworden sei, das ihn selbst des Lebens Seligkeit hätte bereiten können. Gleichgiltig war ihm jetzt, was die Schadenfreude ihm nachrufen werde.

In der Welt machte es kein Aufsehen, als endlich die Verlobung des Grafen Paul mit der schönen Beaumont bekannt wurde, Viele hatten es gar nicht anders für möglich gehalten. Nur die kleine Tante

des von den Todten erwachten Standesherrn hatte es bisher mit Indignation bestritten, sie erstarrte vor der Gewißheit, als diese ihr endlich vor Augen stand. — „Sie wird also Erlaucht und das häßliche Kind, das er so unbegreiflich an sich zog, ist ihre einzige Mitgift! Sie wird ihm aber Knaben genug schenken, dafür stehe ich!“

„Aber, liebe Eitha — sollten wir uns nicht vielmehr freuen —.“

„Daß sie, die das Gnadensbrot schon bei uns gegessen hat, nun über mir steht, in allen Gesellschaften den Vorrang vor mir haben wird? Pauls Verheirathung an sich kann uns ganz gleichgiltig sein, denn beerben können wir ihn doch nicht, Du wirst ihn nicht überleben und Kinder werden wir nicht haben, aber daß er diese Kofette, die selbst ihr häßliches Kind als Angel zu gebrauchen verstand, zu seiner Frau gewählt hat, das ist mein Gram!“

Mit der Anspielung auf das Kind hatte sie nur das Verhältniß umgekehrt, Paulinens Herz war es gewesen, welches durch die Freundlichkeit Pauls gegen ihre arme Anna, die sie unbemerkt zuweilen beobachtet, immer mehr zu ihm hingezogen worden war. Kinder wissen sehr schnell, wer es gut mit ihnen meint, und Anna war bald so zutraulich gegen Paul geworden, wie sie es kaum gegen die eigene Mutter war. Jedensfalls hatte die Kleine nicht zu fürchten als ein Stiefkind im traurigen Sinne des Wortes angesehen zu werden.

Fand man die Verbindung des Brautpaares ganz natürlich, so erregte es dagegen allgemeine Verwunderung, daß die alte Gräfin von ihrer Krankheit wieder genesen war. Sie selbst hatte nicht daran geglaubt. — „Jetzt werde ich mich vielleicht noch einmal in meinem neunzigsten Jahre malen lassen!“ sagte sie munter, als sie auf Paulinens Bitten diese mit ihrem Verlobten in ihre Galerie führte. „Vor der Hand aber soll Dein Bild seinen Platz an passender Stelle finden, Pauline. Schade, daß der Künstler nicht mehr zu haben ist, der Pauls Bild gemalt hat, um dasselbe optische Kunststück zu wiederholen. Dein liebes Auge würde Jedem nur wohlthuend sein, wenn es ihm überall folgte.“

„Findest Du aber nicht, daß der Blick jenes Auges, seit das Urbild zurückgekehrt ist, sich wie durch ein Wunder erheitert hat?“ fragte Pauline lächelnd und Paul reichte ihr, nun wirklich mit offenem und freudigem Blicke, die Hand. — Auf sein

Portrait war dieser freilich nicht zu übertragen, aber was jenes verdüstert hatte, war jetzt durch aufrichtigen und vertrauensvollen Herzensaustausch längst aufgeklärt und verschwunden. Viel Glück denn für Eure Zukunft!

Feuilleton.

(Henriette Sontag.) Als die spätere Gräfin Rossi noch als die gefeierte Demoiselle Sontag die Triumphe ihrer so überaus anmuthigen Stimme auf allen Bühnen Europas feierte, überall volle Häuser machte und durch ihren melodischen Scepter wie mit einem Zauberstabe alle Bewohner zwang, trotz der drückenden Schwüle die geschlossenen Räume der Theater zu betreten, im Jahre 1829, brachte sie auch in Krakau eine ganz ähnliche Wirkung hervor und steigerte an den Abenden, wo sie sang, die Einnahme fast gewöhnlich bis zu 12,000 S.-Rubel. Der dortige Director des Theaters Daraszewsky glaubte den Mitgliedern seiner Truppe besonders gefällig zu sein, daß er gerade in diese Zeit ihre Benefizvorstellungen verlegte, brachte aber damit nur den Uebelstand hervor, daß der Unterschied der Einnahme um so greller hervortrat. Einer der armen Benefizianten ward von solchen peinlichen Gedanken am häufigsten gequält, wenn er, in den Sofiten hängend oder unter dem Podium beschäftigt, die reizende Sängerin und die rasenden Beifallsstürme des dichtgefüllten Hauses vernahm. Es war ein armer Maschinist, Vater einer zahlreichen Familie, dem es mit aller Sorge noch nicht gelungen war, das Gleichgewicht seiner armseligen Besoldung mit seinen zahllosen Ausgaben zu finden. Auch ihm war angekündigt worden, daß er demnächst sein Benefiz haben sollte und seine hoffenden zahlreichen Gläubiger freuten sich mehr darauf als er, denn der arme Mann hatte ihnen das Eintreten seines Benefizes angekündigt mit dem Bedenken, sie möchten sich in seine Eine Einnahme unverkürzt theilen. Für seine armen Kinderchen blieb freilich bei solcher Vergleichung nichts übrig.

Diesen und ähnlichen Gedanken hing der geplagte Familienvater auch an diesem Abende nach, als Fräulein Sontag das zahlreiche Publikum entzückte. Doch eine gütige Vorkehrung wachte. Eben hatte die gefeierte Sängerin eine glänzende Partie beendet und war im Begriff unter allgemeinem Beifall abzutreten, der Maschinist blickte bewundernd auf sie und wünschte sich an ihre Stelle, als ein jäher Schrecken ihn ergriff und im nächsten Augenblicke von sich trieb. Als seine Augen der gefeierten Sängerin folgten, bemerkte er, daß eine Versenkung, über die sie hinweggehen mußte, nicht fest genug verwahrt war, um nicht die erste Person, die sie betreten sollte, rettungslos in eine Tiefe zu stürzen, wo ihr Leben vielleicht nicht mehr zu erhalten war. Der Maschinist warf sich der Sängerin entgegen, hinderte sie zwar glücklich an dem ge-

fährlichen Schritte, stürzte aber dabei selbst in die Versenkung und verlegte sich dabei nicht unerheblich am Arme.

Alles drängt sich um den Armen um Hilfe anzubieten, nicht zuletzt erscheint auch Fräulein Sontag, um ihrem Lebensretter ihren Dank auszusprechen. Kaum hört sie, daß morgen der Tag seiner freien Einnahme sei, so ruft sie:

„Wohlan, dann wiederholen wir unsere heutige Vorstellung!“

Der arme Verwundete hörte das und entgegnete:

„Ach, Fräulein, das ist zu viel! Um das zu verdienen, müßten sie mir den andern Arm auch noch brechen!“

Der Vorschlag der Demoiselle Sontag wurde denn auch ausgeführt und den andern Tag war ein wahrer Triumph für die Gläubiger des armen Maschinisten. Als er mit verbundenem Arme auf der Bühne erschien, grüßten sie ihn mit abgezogenen Hüften wie eine Größe ersten Ranges. Auch der Kaiser wohnte dieser wohlthätigen Spende der berühmten Sängerin bei und ließ ihr durch einen seiner Adjutanten ein kostbares Halsband nebst der Einladung überreichen, sich zum Abendessen im kaiserlichen Palaste einzufinden. Das erstere warf die Sängerin dem Benefizianten zu als zur Masse seiner freien Einnahme gehörend; die zweite nahm sie geziemend an.

— r —

(Edler Wettetiser.) In Paris ist ein erbitterter Kampf zwischen den wirklichen Schneidern und den Kleiderfabrikanten ausgebrochen; man schlägt sich zwar nicht auf Degen oder Nabeln, aber man überbietet sich in Herabsetzung der Preise und in Erfindung aller erdenklichen Lockmittel für ein in Bezug auf Reclame schon sehr blasirtes Publikum. Die vornehmen Schneider, die *tailleurs des princes et de la noblesse*, wie Humann &c., werden durch derartige Keibereien in ihren olympischen Werkstätten nicht belästigt, wohl aber die Kleiderkünstler dritten und vierten Ranges, welche sich mit den excentrischen Trachten der Tagesmode einen Namen und ein Vermögen erwerben wollen. Sie haben jetzt unter dem stolzen Titel der *Prémiers tailleurs de Paris* ein Niesenmagazin, *Les Galeries de Paris*, gegründet, welches mit der Eleganz und Solidität der individuellen Nabelproduction die reiche Auswahl und die billigen Preise der Fabrication vereinigt. Es ist dies ein schwerer Schlag für die bestehenden Kleidermagazine, von den Schneidern auf ihrem eigenen Felde geschlagen zu werden und die „Confectionisten“ erfinden nun jeden Tag etwas Anderes, um dem Publikum das zu ersetzen, was an der Vortreflichkeit ihrer Fabrication auszusetzen wäre. Der Eine giebt bei einem Kauf von einem gewissen Betrage ein Lotterielos obendrein, ein Anderer, um der herrschenden Manie des Grundbesitzes zu schmeicheln, 20 Quadratmeter Terrain in einem möglichst unbekanntem Winkel — die originellste Lockspeise bietet aber ein Haus, das Jedem, der für eine bestimmte Summe Einkäufe macht, eine Eintrittskarte einhändigt, um den Abend bei einer als außerordentlich schön und liebenswürdig gepriesenen Actrice zuzubringen.

v. F.